WILHELM VON HUMBOLDT

BRIEFE AN EINE FREUNDIN

HERAUSGEGEBEN VON
DR. HUHNHÄUSER

BERLIN 1921
VOLKSVERBAND DER
BÜCHERFREUNDE
WEGWEISER-VERLAG G. M. B. H.

Vorbericht von Charlotte Diede.

Die Briefe, welche hier erſcheinen, werden gewiß als eine willkommene Zugabe zu den geſammelten Werken Wilhelm von Humboldts empfangen werden. Oft iſt der Wunſch ausgeſprochen, daß, außer den gelehrten Schriften, die man allein und getrennt von denen wünſchte, die nicht in dieſes Fach gehören, noch mehr Ungedrucktes, beſonders Briefe, erſcheinen möchten. Die hier vorliegenden fallen in die Jahre von 1788 bis 1835. Jahre waren nötig, bis die Herausgeberin den Entſchluß faſſen und feſthalten konnte, von dem, was ihr verborgenes Heiligtum war, etwas durch den Druck mitzuteilen. Endlich überzeugte ſie ſich, daß das nicht untergehen darf, was weſentlich zur Charakteriſtik eines wahrhaft großen Mannes gehört.

Was Wilhelm von Humboldt in bewegter, geſchichtlich-wichtiger Zeit dem Staat war; was er voll hoher Humanität und edler Freiſinnigkeit den Völkern, der Menſchheit leiſtete; was er für Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit erforſchte, bewahrt die Geſchichte und verzeichnet ihr Griffel auf unvergängliche Tafeln. Aber in dem unerſchöpflichen Reichtum der Gedanken, der Tiefe der Empfindung, der Mannigfaltigkeit, Höhe und Reinheit der Ideen, worin der Verewigte lebte, waltete vor allem – wie der edle Bruder ſich ausdrückt – „das herrliche Gemüt, die Seele voll Hochſinn und Adel“, die ihn

belebte. Und wer kleidete seine Gesinnungen in eine so kraftvolle und würdige Sprache! Doch ist diese, wie schön sie auch war, nur die äußere Schale und Hülle des hohen Geistes. Die ihm inwohnende Seele war: ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Überzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urteilen, und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der alles umfaßte.

Alles das spricht sich hinreißend in diesen Briefen an eine Freundin aus, die nach dem Ableben derselben für den Druck hinterlassen worden. Außerdem, daß sie den Verfasser verklären, könnte in der Herausgabe noch ein anderer, höher belohnender Zweck erkannt werden: die Briefe wirkten sehr wohltätig einst bei jedem Empfange. Sie waren an eine vom Glück vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden, dieser sollten sie segensvoll werden, und sie erreichten ihren Zweck. Sie können nur so auf die Leser wirken, für welche sie ausgewählt sind. Bleibt ja von großen Menschen ihr Geist, oder was aus ihm hervorging, fortwirkend der Nachwelt, wenn er gleich selbst die Welt verlassen hat.

Die Briefe sind nicht für jedermann, wie das kein Buch ist. Aber es sind, für die rechten Leser und Leserinnen, reiche mannigfache Gaben, die allerdings immer auf einen Gegenstand

ſich bezogen, wo ſie voll Verehrung und Dankbarkeit empfangen wurden. Sie berührten das Außenleben nur, um einen Anknüpfungspunkt für Ideen daraus zu nehmen. Sie gingen hervor aus einem unerſchöpflichen Quell inneren, geiſtigen Reichtums. Der eigene Stoff, der nie von außen genommen, nie ausgehen konnte, belebte alles.
Die Briefe ſind nicht gelehrten oder wiſſenſchaftlichen, noch weniger hiſtoriſch-politiſchen, ja nicht einmal äſthetiſchen oder romantiſchen Inhalts. Auch wenn ſie einmal bei äußeren Erſcheinungen verweilen, kehren ſie gleich wieder auf das innere Sein zurück, das allen Schein verſchmäht. Sie kompromittieren niemand, ſie enthalten kein Wort, das irgend jemand unangenehm ſein könnte oder die Zenſur fürchten dürfte. Sie zeigen, wie ein großer Mann Teilnahme und Freundſchaft auszuſprechen und zu beweiſen, wie er verſchiedene Empfindungen zu ſondern und in reine Harmonie zu bringen, und wie er zu überzeugen weiß, oft ſelbſt mit rührender Beſcheidenheit. So verſtand es höchſt troſtreich der Edle, wie das viele Briefe beweiſen, über Leben und Schickſale zu erheben, um auf den Standpunkt zu geleiten, von dem aus er ſelbſt das irdiſche Daſein betrachtete.

So weit die Einleitung zum Vorbericht von befreundeter Hand. Das Weitere kann allein die Herausgeberin wahr und getreu hinzufügen, ja, ſie allein darf es.
Und wahr und treu will ich hinzuſetzen, was als Erklärung nötig iſt, doch erſt an das Vorhergehende anreihen, was noch dahin gehört. Dieſer Briefwechſel war ſeit einer langen Reihe von Jahren mein einziges, mein höchſtes, ungekanntes Glück. Was ich an Teilnahme und Troſt bei allem, was mich traf, an Rat und Ermutigung, an Erhebung und Erheiterung, endlich an Erkenntnis und Erleuchtung über höhere Wahrheiten bedurfte, ich nahm es aus dieſem unerſchöpflichen Schatz, der mir immer zugänglich und zur Seite war.
Ein ſolcher Briefwechſel, der durch nichts geſtört und unterbrochen wurde, iſt Umgang, der gegenſeitig zu näherer Kenntnis des Charakters führt. Ein Geheimnis kann er nicht ſein, die ganze Welt könnte den Inhalt wiſſen. Aber ſie waren an mich geſchrieben, ſo war es das Heiligtum meines Lebens; ſo bewahrte ich ſchweigend und verborgen, was nur für mich geſchrieben war, mich entſchädigte für große Entbehrungen, mich lohnte für viele Leiden, mir erſchien wie mein zugewogenes Erdenglück, das mich ganz ausſöhnte mit Schickſal und Verhängnis.
Wie viel aus einem ſolchen, das innere Leben vertrauungsvoll berührenden Briefe ausgeſchaltet werden muß, wie nicht die Hälfte

bleiben kann, auch vieles durch Mitteilung entweiht werden würde, darf kaum angedeutet werden. Zugleich ist anderes wieder in dem Schönen und selbst Lobenden so charakteristisch, spricht den inneren Gemütsreichtum und die Fülle des gütigsten, gerechtesten Herzens so hinreißend aus, daß es denen nicht entzogen werden darf, die jede Erinnerung der Art gewiß heilig verehren. Daß alle diese die hier erscheinenden Briefe wie eine zwiefache Stimme aus einer unsichtbaren Welt, wie ein doppeltes Vermächtnis ansehen, ist mein Wunsch. Zuerst die teuern Hinterbliebenen des Verfassers, dann die große Zahl seiner Verehrer und Freunde, in deren Herzen gewiß nie sein Bild erlöschen wird, da ihm die Stelle darin durch Liebe und Ehrfurcht geweiht ist. Demnächst sind sie ein Vermächtnis für den engen Kreis der Freunde der Herausgeberin, welche alle Papiere sorgfältig gesammelt, bewahrt, geordnet und treu-gewissenhaft ausgewählt hat. Jeder, der das Glück hatte, dem Vollendeten näher zu stehen und den er würdigte, ihm das Innere seiner hohen Seele aufzuschließen, wird ihn in den Briefen, in dem Gange seiner Ideen und den öfteren Selbstzeichnungen wiederfinden.

Manches bedarf, nur um nicht ganz unverständlich zu sein, einer Erklärung, wozu ich mich ungern entschließe. Welche Frau, geehrt und beglückt durch Wilhelm von Humboldts Teilnahme und Freundschaft, gewürdigt viel-

jähriger, vertrauungsvoller Briefe und im Besitz so vieler geistreicher Blätter, könnte den Mut haben, ihre Ansichten und ihr Geschreibe neben das zu stellen, was aus seiner Feder floß! Ihn allein reden zu lassen ist geziemend und natürlich. Die Briefe selbst sind es und sie allein, worauf es ankommt, und welche Tendenz der Briefwechsel haben sollte, geht klar daraus hervor.

Über den Beginn desselben möchte einige Nachricht dem einen und andern interessant sein. Kurz und einfach will ich sie geben.

Wir lernten uns in früher Jugend, im Jahre 1788 in Pyrmont kennen, wohin Herr von Humboldt, der in Göttingen studierte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirtstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Tälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzuteilen! so viele Ideen auszutauschen! wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer schönen, blüten- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Teil der Jugend ideal und begeistert lebte, während der andere, wie heute, im Realismus

profaifch fortfchritt. Wir gehörten beide zu dem erften. Und es herrfchte damals noch die fchöne Ruhe vor dem nahen Sturm, der bald furchtbar ausbrach.
Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, fo ahnt und empfindet fie doch folche. Wilhelm von Humboldts Charakter war fchon im Jüngling derfelbe, wie er fich fpäter und bis an das Ende feines Lebens ausfprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, fchon damals war die einzig heitere Ruhe über fein ganzes Wefen ausgegoffen, die im Umgang höchft wohltätig ergriff und fich jeder Unterhaltung ebenfo mitteilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenftand, worüber er fprach.
Herr von Humboldt reifte nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glücklichen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derfelben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erlofchenen Eindruck gemacht, der gefondert von andern Empfindungen, in fich geheiligt, wie ein geheimnisvoller Faden durch alle folgenden Verhängniffe meines Lebens ungefehen lief, und feft in mir verborgen blieb, den ich immer gefegnet und als eine gütige Fügung der Vorfehung angefehen habe. Es knüpften fich an diefe Erinnerungen, fo wenig als an die drei

Tage felbft, weder Wünfche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern und meine Seele war mehr noch als vorher aufs Ernfte gerichtet. Manches, was wir befprochen hatten, befchäftigte mich noch lange, und »das Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne« wurde klarer und ftärker in mir.

Wir fahen uns nicht wieder, auch hegte ich nicht die leifefte Hoffnung des Wiederfehens. Ich fchloß die vorübergegangene fchöne Erfcheinung in das Allerheiligfte und gab es nie heraus, fprach nie darüber und ficherte es so vor Entweihung durch fremde Berührung.

Ein Stammbuchblättchen, ein in jener Zeit mehr als jetzt gebräuchliches Erinnerungszeichen, blieb mir ein fehr teures Andenken durch mein ganzes Leben. Ich ahnte nicht, wie bedeutend es noch werden würde, als ein Dokument, das hierher gehört, da es beides charakterifiert, den jugendlichen Humboldt und unfer jugendliches Verhältnis.

Bald nach diefer für mich in den fpäteren Folgen fo wichtigen Bekanntfchaft, im Frühjahr 1789, wurde ich verheiratet. Ich lebte in dieser kinderlofen Ehe nur fünf Jahre und trat in keine zweite.

Mich trafen ungewöhnliche und fchmerzlich-verwickelte Schickfale, und durch rätfelhafte, geheime, erft fpät enthüllte Intriguen und Feindfchaften blieb mein ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten, die ich fpäter

gesegnet habe, da nichts anders sein durfte, als es war, sollte ich der segensvollen Teilnahme des edelsten Freundes teilhaftig werden.
In dieser Zeit begannen die großen Weltbegebenheiten und griffen mehr oder weniger in die Schicksale von Tausenden ein, die nichts damit zu tun hatten. Auch auf mich übten sie ihre Gewalt, indem sie mich eines Vermögens beraubten, das eben ausreichte, mir bei mäßigen Wünschen Unabhängigkeit zu sichern, wodurch mir viele Lebensbitterkeiten fern blieben, die ich später kennen lernte.
In der ereignisschweren Zeit 1806 wohnte ich als Fremde in Braunschweig. Eine Reihe von Jahren hatte ich dort unter der milden Regierung des alten, allgeliebten, verehrten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gelebt. Es war nach der Schlacht bei Jena, wovon man so große Erwartungen hegte, als die Besitznahme deutscher Länder und die französische Herrschaft begann. Braunschweig traf der Schlag zuerst. Wie gewaltsam die Schritte auch waren, die geschahen, man sah sie als kriegerische Maßregeln an, aber nicht als Vorspiel dessen, was folgte. Man besorgte und befürchtete keine Fremdherrschaft.
Jetzt erging eine Aufforderung, die allgemeine Last freiwillig oder gezwungen mitzutragen. An mich erging aber keine Anforderung, gern und freiwillig gab ich einen großen Teil meines Vermögens. Es war mir gerade ein Kapital ausgezahlt, das vorerst auf Wechsel stand,

worüber ich gleich disponieren konnte; gefährlich schien es durchaus nicht, die Obligationen wurden von den Landständen ausgestellt und garantiert, die Gelder von ihnen empfangen. Man hielt das für sehr sicher. Mich hatten schwere Privatleiden in der Zeit getroffen, so, im Schmerz befangen, handelte ich wohl nicht vorsichtig genug. Wie es bald mit diesen Papieren ging, ist bekannt genug und gehört nicht weiter hierher.
Bald kamen die wichtigen weltgeschichtlichen Jahre 1812, 13 und 14 heran. Wer, der sie erlebte, denkt nicht gern und mit Freuden der Begeisterung jener Zeit, in der man des eigenen Geschicks vergaß, wenn es nicht zu schwer war! Ich lebte in dieser Zeit im Braunschweigischen. Wer hatte mehr gelitten als der Herzog selbst, wie hing ihm sein Volk an mit deutscher Treue und Liebe! Auf eine den gütigen Fürsten hochehrende Art war er mit meinen Verlusten und meiner daraus hervorgegangenen Lage bekannt geworden. Er rechnete mir, als einer Fremden, mein früheres Darlehn höher an, als es solches verdiente. Freunde von mir standen ihm nahe und machten ihn genauer mit allem bekannt. Der höchst gütige Fürst bezeigte mir in zwei Briefen seine Teilnahme an meinen Verlusten und den Wunsch, meine Lage gründlich zu ändern. Man riet mir, das Wohlwollen gleich in Anspruch zu nehmen und um eine Pension zu bitten. Das vermochte ich nicht. Ich vertraute dem fürstlichen Wort: nach glücklich

beendeter Sache die Sorge für mich selbst zu übernehmen. Dies Vertrauen hätte mich gewiß nicht getäuscht, wäre er nicht bei Waterloo gefallen. –
Mehrere einflußreiche Männer in hoher Stellung interessierten sich für meine Sache, um mir einigen Ersatz zu verschaffen, aber vergeblich. Meine großen Verluste blieben, wie hart und drückend sie waren, unersetzt.
Um diese Zeit sprachen die Zeitungen viel in großen, ehrenvollen Erwartungen von dem Minister von Humboldt, der im Hauptquartier des Königs von Preußen und dann als dessen Bevollmächtigter auf dem Kongreß in Wien war. Plötzlich kam mir der Gedanke, mich in die Erinnerung des nie Vergessenen zurückzurufen, mich offen und ohne Rückhalt gegen ihn über meine dermalige Lage auszusprechen und es ihm und seiner Einsicht anheim zu stellen, ob und was für mich zu tun sei. So schnell wie der Gedanke in mir aufstieg, wurde er ausgeführt. Alles Jugendvertrauen kehrte während des Schreibens zurück. Ich gab dem teuern Freund einen möglichst kurzen Überblick über viele verhängnisvolle Jahre, verweilte aber länger bei der Gegenwart, die mir den Mut gegeben hatte zu diesem Schritt. Das heilig bewahrte Stammbuchblättchen war eine sprechende Beglaubigung. Von diesem Brief habe ich damals für mich eine Abschrift bewahrt und diese jetzt wiedergefunden, und da er die folgenden veranlaßte und den Brief-

wechſel eröffnete, ſo gehört er, ſtückweiſe, hierher und ich teile das Nötige daraus mit.
Ich bekam auf der Stelle Antwort.
Jeder, der den Vollendeten kannte, wird ſeinen Brief, den treuen Ausdruck des edelſten Gemüts, nicht ohne gerührtes Intereſſe leſen.

Ehe jedoch zu den wertvollen Briefen übergegangen wird, möchte es nötig ſein zu ſagen, wie die Veröffentlichung oder vielmehr der Entſchluß dazu entſtanden iſt. Es möchte dies Pflicht ſein in einer Zeit, worin ſo viele Briefe von vertrautem Inhalt erſcheinen, die neben dem Intereſſe, das ſie gewähren, notwendig verletzen müſſen und gerechten Tadel verdienen, ohne die Wahrhaftigkeit zu beweiſen.
Die Herausgabe dieſer Briefe iſt wie von einem unſichtbaren Willen geleitet entſtanden. Ich bewahrte viele Jahre meine köſtlichen, neidenswerten Briefſchätze, ſchweigend, wie ein Heiligtum, und ſah ſie an wie eine unerſchöpfliche Quelle höheren Lebens, woraus ich lange Jahre Mut und Kraft ſchöpfte und die Reife empfing, deren ich fähig war, und nur auf dieſe Art teilhaftig werden konnte. Eigentlich bedurfte ich für meinen Geiſt keine weitere Nahrung, für mein Nachdenken keinen reicheren Stoff, für meine Belehrung kein anderes Buch, für meine Seele kein helleres Licht. Dabei fand ich in allen Lagen den Troſt und die Ermutigung, die mir gerade nötig waren. Höchſt

gütig ließ der edle Freund ſich zu meiner Faſſungskraft herab, ſo war er mir, worüber er auch reden mochte, immer verſtändlich, klar und überzeugend. Wenn wir auch in manchen Meinungen verſchieden waren, ſo ging dieſe Verſchiedenheit aus ganz verſchiedenen Äußerlichkeiten des Lebens hervor. Immer aber blieb der Freund meiner Seele das leitende Prinzip meines geiſtigen Lebens; ich lebte von einem Brief bis zum andern mit ihm fort, und es bildete ſich für mich, in einer mühe- und ſorgenvollen Lage und bei untergrabener Geſundheit, ein reiches inneres Leben. Wenn ich mich immer mehr zurückzog, den Kreis meiner Freunde enger ſchloß, folgte ich nur meiner tiefſten Neigung; Vergnügen und Freude, und meine ſtille Verborgenheit war, ungekannt und ungeahnt von jedermann, höchſt belebt und beſeelt, ja beſeligt, und war es allein durch dieſen ſeelenvollen Briefwechſel, der nie wieder unterbrochen wurde, weder durch Reiſen, noch durch Krankheiten, und bis in den Tod beſtand. Dem mit mir übereinſtimmenden Freunde war es eine beſondere Befriedigung, daß ich ſo ſchweigend mein Heiligtum während eines halben Menſchenalters bewahrte.

Die letzten Jahre meines Lebens gewährten mir wieder mehr Muße, ſo konnte ich mehr und tiefer in den Geiſt der Briefe, der in allen und jedem einzelnen weht, mich verſenken und vertiefen, in dieſen reichen, hocher-

leuchteten Geist, voll lauterer himmlischer Gesinnungen! Jahre habe ich mit diesen Briefen, und nur mit ihnen gelebt.
Oft vertieft in die Ideen des vollendeten Freundes und zugleich versenkt in Nachdenken über dies einzige Verhältnis und das, was dadurch für Zeit und Ewigkeit in mir gereift war, schien es mir nicht recht, daß so viel Wahres, Großes und Gutes mit mir untergehen sollte. Es war allerdings nur für mich geschrieben, für mich und meine Art zu empfinden berechnet, aber die überzeugenden Wahrheiten, so klar ausgesprochen, die sicheren Wege zu innerem Glück und Ruhe so unverkennbar, so klar und milde gezeigt, daß die Erkenntnis heilsam für jedes gutgeartete Gemüt sein muß.
Und das alles sollte mit mir untergehen? mit mir zernichtet werden? –
Das war vielleicht die erste innere Aufforderung, das Segensreiche so oder anders zu erhalten!
Ich fing an Auszüge zu machen, um solche im Manuskript Freunden zu hinterlassen, und erkannte bald, wie vergänglich solche Vermächtnisse sind und wie schnell verlesen. So stiegen nach und nach Gründe auf, so wertvolle Papiere durch den Druck zu erhalten. Ein großes Hindernis trat mir entgegen: der Widerwille an aller Öffentlichkeit. Was Freunden für mich hochehrend erschien, dünkte mir Entweihung. Ein zweites Hindernis war die Forderung einer

ſtrengen Durchſicht, ſelbſt teilweiſe einer gänzlichen Umſchreibung der gemachten Auszüge. Schwierigkeiten aller Art entſtanden. So waren, wie ſchon geſagt, Jahre nötig, den Entſchluß der Veröffentlichung zu reifen. Auch kann dieſe erſt nach meinem Ableben ſtattfinden. Die Zeit, die das Unbedeutende bald erbleichen läßt, verklärt das Große und wird auch den hohen Wert der Gaben ſteigern, die ich denen hinterlaſſe, die ſie verſtehen, würdigen und gewiß mit Freuden empfangen.
Als heilige Pflicht erſchien es mir nach dem gefaßten Entſchluß, alle Auszüge ſelbſt zu machen und eigenhändig zu ſchreiben. So ſicherte ich Wahrheit und Treue auf einer Seite, indem ich auf der andern niemand ververantwortlich machte. So kann ich aber nicht dafür einſtehen, daß nicht Wiederholungen vorfallen. Ich bemerke dies im Vorbericht, um nicht ſpäter bei jedem einzelnen Fall daran zu erinnern. Ich bedarf gewiß Nachſicht und Verzeihung für ſolche Fehler, die ich begehen, ja nicht werde vermeiden können, da ich den Entſchluß der Herausgabe zu ſpät gefaßt habe, und keine fremde Hilfe erbitten noch zulaſſen will. Man iſt wohl ſo gütig, wenn bei aller Sorgfalt Wiederholungen der Art vorfallen, ſolche Stellen zu überſchlagen. Der Verfaſſer iſt es ja allein, der Intereſſe erregt und gewährt, und was er ſchreibt, entſchädigt reichlich, wo mich Tadel trifft.

Von meinen Briefen ist, wie ich das gewünscht und erbeten hatte, nichts erhalten; nur von einzelnen habe ich Abschrift oder Fragmente bewahrt, um Ereignisse im Gedächtnis festzuhalten, die mir selbst nicht entschwinden sollten. Dies werde ich als Zusätze nachtragen, wo es nötig ist.

+ + +

An den Freiherrn von Humboldt,

K. Pr. Staats-Minister, auf dem Kongreß in Wien.

Nicht an Ew. Exzellenz, nicht an den Preußischen Staatsminister, – an den unvergessenen, unvergeßlichen Jugendfreund schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüt bewahrt, und gern und viel dabei verweilt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das ihm einst begegnete, mit dem er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns spät in Erinnerung beseligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie früh durch Geist und Namen gestellt waren, machte es mir nicht sehr schwer, von Ihnen zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten. Ich erfreute mich an allem Großen und Schönen, was ich las oder hörte, nahm meinen Anteil von dem Wahren und Guten, suchte den Sinn wie früher zu verstehen, dem

Geiſt zu folgen, wenn ich ihn nicht gleich faßte. Das alles läßt ſich nur durch Worte andeuten, aber nicht ſagen. Nur einmal Sie wiederzuſehen, wäre es auch nur in der Ferne, war und blieb mir ein vergeblicher Wunſch. Durch Freunde, welche kürzlich einige Zeit in Berlin lebten, erfuhr ich ausführlicher, was ich ſchon wußte, daß Ew. Exzellenz mit einer höchſt geiſtreichen und ebenſo edlen Dame ſehr glücklich vermählt und Vater ſehr liebenswürdiger Kinder ſind, welche reiche Hoffnungen geben.

Ich lege hier ein Blättchen ein, das Ihnen drei in Pyrmont verlebte Jugendtage zurückrufen wird. Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligtümern der Jugend ſorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinſten und zugleich der einzigen wahren Lebensfreude, die mir das Schickſal zugewogen. Dies Blättchen (das ich mir zurück erbitten darf) wird Ew. Exzellenz eine Bekanntſchaft zurückrufen, welche die großen Bilder und Erſcheinungen des Lebens längſt verwiſcht und ausgelöſcht haben werden. Im weiblichen Gemüte bleiben ſolche Eindrücke tiefer und ſind unwandelbar, um ſo mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit ſollte ich finden, Ihnen nach 26 Jahren dieſen Beweis von Verehrung zu geben?) wie bei mir, die erſten, ungekannten Regungen erſter, erwachender Liebe waren, ſo geiſtiger Art, wie ſie wohl bei der edleren Jugend immer ſind. Für die weibliche Jugend

und die Entwickelung des Charakters aber ift es gewiß von der höchften Wichtigkeit, für welchen Gegenftand die erften Gefühle erwachen. Auch knüpften fich, was felten ift, durchaus keine trüben oder fchmerzlichen Gefühle daran, fondern fie wurden von großem Einfluß auf die Ausbildung meines Charakters und Gemüts.
Die Gefühle wandelte die Zeit. Das tief ins Gemüt gefenkte, teure Bild erbleichte nie mehr. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erfchien, lehnte fich fort und fort mein Ideal von Männerwert und Hoheit. Hier ruhte ich aus, wenn ich unter dem fchweren Leben am Erliegen war, hier ermutigte ich mich, wenn aller Mut fank, hier richtete ich mich auf im Glauben, wenn der Glaube an Menfchen fchwankte. Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund! (Sie verzeihen dem Herzen diefe Benennung) ich bin gereift unter großem, mannigfaltigem Schmerz, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht. Ew. Exzellenz find, das erkenne ich im eigenen Bufen, noch derfelbe, der Sie waren, wie wir uns einft begegneten. Die Höhe des Lebens, der Glanz der äußeren Stellung mögen für viele Klippen fein ~ hohe Naturen erlangen Reife und Vollendung, gleichviel, ob im Sonnenftrahl des Glücks oder im Schatten fchwerer Verhängniffe. Der Gehalt in unferer Bruft, wie die Form unferes Geiftes, beides ift gewiß ohne Wandel, beides ewig.

Wie es mir erging? was ich erlebte? das werden Sie jetzt fragen. Es ist eine lange Reihe von Jahren, von der die Rede sein muß, dennoch läßt sich viel auf ein Blatt bringen, aber das gibt kein Bild, wird Ihnen nicht genug sein. So will ich suchen, Ihnen im äußeren Leben das innere in seiner Tiefe und ernsten Entwickelung zu zeigen. Ob und wie ich mich bemühen werde um Kürze, wird es doch einige Blätter füllen, die Auswahl und Zusammenstellung kann nur schmerzlich sein, wenn man sich in Gegenden umsieht, die gleichsam mit unsern Tränen benetzt sind. Wenn ich daher mich nicht so kurz fassen kann, wie es Respekt für die Person und die Zeit des mit den wichtigsten Arbeiten beschäftigten Ministers gebietet, so vertrete mich bei diesem der Jugendfreund. Legen Ew. Exzellenz die Blätter zurück für eine Stunde, die den Erinnerungen gehört.
Die Zeit, bis wo wir uns kennen lernten, gehörte der ersten Jugend, und diese war harmlos im stillen, friedlichen Schatten eines gebildeten, sorgenlosen Familienlebens auf dem Lande hingeflossen. An teuern Eltern hatte ich nur Rechtschaffenheit und Güte und Beispiele vieler Tugenden gesehen. Ein mehr als ausreichendes Vermögen erlaubte ihnen in jener einfachen Zeit viele Annehmlichkeiten des Lebens, besonders auch des häuslichen Lebens; demgemäß war auch die Erziehung ihrer Kinder; sie war vor allem, wofür ich sehr dankbar bin, in sittlicher Hinsicht sehr sorgfältig. Mein Vater, in ziemlich

freier, unabhängiger Lage, indem meine Mutter dem Hause mit seltener Einsicht und Würde vorstand, ließ sich in seinen Neigungen gehen, die ihn vor allem in die Vorzeit und die Studien der Vorzeit zogen. Er lebte nur im Klassischen, war nur umgeben mit klassischen Werken. Die neue Lektüre zog ihn nicht an, ja ließ ihn unbefriedigt. Damit in Übereinstimmung war auch sein Umgang. Aus den nicht immer gelehrten, aber immer ernsten Unterhaltungen, die ich still anhörte, nahm ich vielleicht früh, und früher als andere, den Grund meiner intellektuellen Bildung, und genoß auch früher, als es gewöhnlich ist, das Glück, bedeutenden Personen näher zu stehen, mit großer Güte behandelt und ihres Anteils gewürdigt zu werden. Auf diese Art wurde ich, meinen natürlichen Anlagen gemäß, früh zum Nachdenken geführt, und mehr durch Zuhören als durch Unterricht, mehr durch Nachdenken als durch Kenntnisse und Talente auf den Weg der Bildung geleitet. Die ernste Richtung, die so, schon als Kind möchte ich sagen, meine Seele nahm, schützte vor vielen jugendlichen Torheiten und Frivolitäten, nährte aber zugleich mehr, als es wenigstens zum Glück des Lebens gut ist, den Hang zum Idealen. Dabei bildete sich mehr und mehr, denn es war schon sehr früh, ja schon in der Kindheit entstanden, ein hohes, beseligendes Bild von Freundschaft in mir aus, das mir das größte, einzige Erdenglück erschien. Die erste Erzählung, die mir durch öfteres Lesen genau

bekannt wurde und mich begeisterte, war die allerdings wunderschöne Gesinnung und Handlungsart Jonathans gegen den zurückstehenden David. Alle Beispiele aus alter und neuer Zeit sammelte ich ~ Richardsons Clarisse gab den vollen Ausschlag. Jeder Aufopferung fähig, glaubte ich, nur für dies Glück geboren zu sein, und verlangte nichts Höheres. In Pyrmont war nun diese Überzeugung bis zur Begeisterung gesteigert und wurde bald die tiefe und unendliche Quelle vielfacher, leidenvoller Verhängnisse und schmerzlicher Verwickelungen. Verzeihen Sie diese Einleitung, die ich nötig glaube, um das Folgende richtig zu beurteilen.

Nun gehe ich über zu der schmerz- und ereignisschweren Vergangenheit, und von da zu der drückenden und zerdrückenden Gegenwart, die mir eigentlich zu diesem Schritt den Mut gegeben hat. Es wird schon leichter werden, da während des Schreibens bis hierher nach und nach das seelenvolle Vertrauen zurückgekehrt ist, womit wir uns einst in den Pyrmonter Alleen besprachen und verstanden.«

\+ \+ \+

Darauf folgte eine möglichst kurz zusammengefaßte Übersicht der hauptsächlichsten Ereignisse meines Lebens, worunter die am meisten herausgehoben und beglaubigt wurden, die mich zum Schreiben ermutigt hatten: meine großen Verluste an den Staat. Daran knüpften

sich Pläne für mein Fortkommen, denen aber überall meine zerstörte Gesundheit, ein Mangel und Erschöpftsein aller Lebenskräfte entgegentraten. Das alles gehört nicht hierher und ist nicht erforderlich als Kommentar oder Einleitung zu den nun folgenden wertvollen Briefen, welche dadurch entstanden. Der Schluß war dann ungefähr so: »Jetzt haben Sie die Umrisse meines Lebens in dem langen Zeitraum übersehen, geben Sie der treuen, immer schweigenden Teilnahme etwas zurück! Sie kennen das Herz der Frauen und wissen besser, als ich das sagen kann, wie teuer uns alles ist, was dem einst geliebten Manne angehört und ihn beglückt. Sagen Sie mir etwas von den teuern Ihrigen, geben Sie mir etwas ab von Ihrem Glück!
Jetzt schließe ich die vielen Blätter ohne Furcht. Ich lege meine Angelegenheiten an Ihr Herz, da sind sie gut aufgehoben, und es geschieht, was geschehen kann. Wie sehe ich einer Antwort entgegen, die ich gewiß empfange!«

H., den 18. Oktober 1814.

WILHELM VON HUMBOLDT
B R I E F E

Wien, 3. November 1814.

Ich habe heute früh Ihren Brief vom 18. Oktober erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich Ihr Andenken gerührt und gefreut hat. Ich hatte in unserm Zusammentreffen in Pyrmont immer eine wunderbare Fügung des Schicksals erkannt, denn Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß Sie in einer flüchtigen Jugenderscheinung an mir vorüber gegangen sind. Ich dachte sehr oft an Sie, erkundigte mich auch, aber immer fruchtlos, nach Ihnen, glaubte Sie verheiratet, dachte Sie mir mit Kindern und in einem Kreise, wo Sie mich längst vergessen hätten, und bewahrte nur in mir, was mir jene Jugendtage gelassen hatten. Jetzt erfuhr ich, daß Ihr Leben viel weniger einfach gewesen ist, als ich es mir dachte. Hätten Sie mir damals geschrieben, wie Sie am meisten litten, vielleicht hätten Ihnen meine Worte wohltun können. Glauben Sie mir, liebe Charlotte, Sie werden mir diese vertrauliche Benennung nicht übel deuten, da ja nur Sie und ich unsere Briefe lesen, der Mensch traut nie dem Menschen genug. So erfahre ich erst jetzt durch Sie, daß ich damals einen tieferen Eindruck auf Sie machte, als ich mir je eingebildet hätte. Die Zeilen, die man nach so langer Zeit von sich selbst wiedersieht, sprechen einen wie aus einer anderen Welt an. Ich habe das Glück, denn es ist wirklich nur

ein Glück, daß ich mich keiner Empfindung ſchämen darf, die ich in jener Jugend hegte, und glauben Sie es mir, ich bin noch jetzt gleich einfach wie damals. Jedes Wort Ihres Briefes hat mich auf das Tiefſte ergriffen, ich verſetze mich ganz in Ihre Lage, und ich danke Ihnen recht aus innigem Herzen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren, und daß Sie mich wert hielten, ſich mir, wie Sie es tun, zu erſchließen. Schreiben Sie mir denn, wenn Sie es der Mühe wert halten es ferner zu tun, ohne Umſchweife und mit dem Vertrauen, auf das ich vielleicht ein Recht erlangt hätte, wenn ich Sie wiedergeſehen hätte. Sehr Unrecht haben Sie, wenn Sie ſagen, daß gewiſſe Eindrücke im weiblichen Gemüt tiefer und länger haften. Ich könnte Ihnen das Gegenteil aus Ihrem eigenen Briefe beweiſen. Geſtehen Sie immer, es ſoll kein Vorwurf ſein – 26 Jahre liegen hinter unſerer kurzen Bekanntſchaft, und wir ſehen uns leider vermutlich nie wieder –, daß ich ziemlich aus Ihrem Gedächtnis verſchwunden bin, wie ich Sie verließ. Sie haben ſich wenigſtens nicht an mein Verſprechen erinnert, Sie wieder zu beſuchen, das nicht gehalten zu haben mich oft ſehr ernſtlich geſchmerzt hat. Ich könnte die Bank in der Allee noch bezeichnen, wo ich es machte; ich war im Begriff, zu Ihnen zu kommen, aber eine jugendliche Pedanterie, in der ich es für unmöglich hielt, eine Woche ſpäter nach Göttingen zurückzukehren, hielt mich davon ab. Es iſt mir ein ſicherer Beweis,

daß wir einander im Leben nicht nahe kommen ſollten, und das Einzige, was mir innig leid tut, iſt, daß ich nicht beſtimmt war, irgend dauernde Freude in Ihr Leben zu bringen. Trübe oder ſchmerzliche Empfindungen konnten ſich, davon ſeien Sie ſicher überzeugt, an den Umgang mit mir nicht knüpfen. Es trifft mich kein Vorwurf dieſer Art. Ihr Schickſal hat mich ſo ergriffen, wie Sie es nach dieſen Geſtändniſſen ſich denken können. Ich habe es auch auf mannigfaltige Weiſe heut überlegt. Ich bitte Sie aber, überlaſſen Sie ſich für den Augenblick mir, folgen Sie blindlings meinem Rat und glauben Sie dem, der mehr Welterfahrenheit hat als Sie, und ebenſo wie Sie weiß, was ein Gemüt in Ihrer Lage bedarf. Setzen Sie aber dabei alle kleinlichen Rückſichten beiſeite, ſeien Sie wirklich vertrauend, ſeien Sie gut gegen mich, und erzeigen Sie mir den größten Gefallen, den Sie mir erzeigen können. Was Sie in Ihrer jetzigen Lage brauchen, Ihre Geſundheit und Ihr Herz, iſt Ruhe. Die ängſtliche Sorge, die große Anſtrengung für Ihre Erhaltung, untergräbt beides. Sie waren, ich erinnere mich deſſen noch ſehr gut, geſund und ſtark, Sie waren es, ſo ſcheint es, ſpäter wieder geworden. Bleiben Sie ein Jahr nur ruhig und pflegen Ihre Geſundheit, ſo wird ſie wiederkehren, trotz der Stürme, die Sie beſtanden haben. Dies iſt zugleich der beſte Rat für Ihre übrigen Pläne. Glauben Sie mir, wer in dem Augenblick ſuchen muß, wo er braucht,

findet schwer. Wenn man hingegen nur eine Zeit lang sorglos leben kann, finden sich die Lagen von selbst. Welcher Ihrer Pläne ausführbar sein kann, muß die Zeit erst lehren, ebenfalls was ich befördern kann. Ich halte es für Pflicht, Ihnen darüber ganz offen zu reden. O! Sie hätten sehr unrecht, es mir übel zu deuten. Die Briefe des Herzogs sind sehr gut und machen ihm Ehre, aber er kann, wie Sie aus den Briefen Ihrer Freunde sehen, vorerst nicht helfen. Diese Dinge müssen Sie also wenigstens der Zeit und dem Schicksal überlassen. Erlauben Sie mir das Verdienst, Ihnen diese Zeit zu verschaffen, gönnen Sie mir die Beruhigung zu wissen, daß Ihnen jetzt ein Jahr ungetrübt von kleinen äußeren Sorgen verstrichen ist. Ja, liebe Charlotte, ich bitte Sie inständig darum; verschmähen Sie mein Anerbieten nicht. Es wäre innerlich die falscheste Delikatesse von der Welt, und Sie können sicher sein, daß niemand je als ich und Sie darum wissen wird. Ich bin nicht reich, aber ich weiß sehr gut, was ich tue, und ich sehe aus Ihrem ganzen Brief und allen seinen Beilagen, daß Sie, was meinen Gefallen an Ihrem Leben und meine wahre Achtung für Sie vermehrt, sich an eine große Einfachheit von Bedürfnissen gewöhnt haben. Ich lege Ihnen hier eine Anweisung ein. Ich begreife, daß dies nur für Monate sein kann. Aber folgen Sie mir, schreiben Sie mir recht vertraulich, recht ordentlich, was Sie, eine Badekur eingerechnet,

brauchen. Glauben Sie mir, daß ich nie mehr tue, als ich kann, geben Sie es mir zurück, wenn Ihre Lage und Ihr Schickſal ſich ändert, aber begreifen Sie nur recht meinen Plan, der ganz einfach der iſt, daß Sie ein Jahr vor ſich haben, für das Sie nicht zu ſorgen brauchen, und indem Sie mit Freiheit und ohne Ängſtlichkeit künftige Pläne bilden können. Ich fühle recht gut dasjenige, dem ich mich nach der Schilderung, die Sie mir von ſich ſelbſt machen, ausſetze. Sie können alles ausſchlagen, Sie können Anmaßung in mir finden, mir Vorwürfe machen. Ich muß aber doch auf meinem Vorſchlag beharren, er iſt der einzige Ihrer Lage angemeſſene. Glauben Sie ja nicht, liebe Charlotte, daß ich irgend etwas Ungeziemendes darin finde, ſelbſt mit ſeiner Arbeit Verdienſt zu ſuchen, Sie ſollen ja auch nachher ganz frei ſein. Nur bis Ihre Geſundheit wiederhergeſtellt iſt, folgen Sie. Jetzt iſt jede Arbeit Ihnen verderblich. Wenden Sie ſich aber an andere, ſo glauben Sie mir, niemand antwortet Ihnen ſo anſpruchslos, ſo uneigennützig; andere glauben Ihnen einen Gefallen zu tun; mir erzeigen Sie einen. – Jetzt breche ich davon ab und rede Ihnen von mir, weil Sie es wollen. Ich bin, wie man Ihnen geſagt hat, verheiratet, ich heiratete drei Jahre, nachdem ich Sie ſah, und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heiratete bloß und nur aus innerer Neigung, und es iſt vielleicht nie ein Mann in ſeiner Verbindung ſo glücklich geweſen. Nur ſeit den

letzten zwei Jahren habe ich das Unglück, daß meine Frau kränkelt, und mich meine Geschäfte oft von ihr fern gehalten haben, wie es noch jetzt der Fall ist. Da Sie, wie Sie mir sagen, manchmal von mir hörten, so werden Sie wissen, daß ich einige Jahre hindurch Gesandter in Rom war. Ich nahm die Stelle nur des Landes wegen an, und hätte es, ohne die unglücklichen Ereignisse, nie verlassen. In diesen wurde es aber gewissermaßen zur Pflicht, zu dienen, und so bin ich nach und nach in verwickelte Verhältnisse gestoßen worden. Sie sind aber meiner Neigung wenig angemessen, und mir würde ein stilleres und einfacheres Leben mehr zusagen. Den Krieg hindurch war ich im Hauptquartier, dann in England, von da ging ich nach der Schweiz, meine Frau zu besuchen, die dort hingereist war. Jetzt bin ich hier auf dem Kongreß, und sie ist auf ihren Gütern, von denen sie nach Berlin gehen wird. Nach dem Kongreß besuche ich sie dort und gehe als Gesandter nach Paris, wohin sie mir später folgen wird. Mein ältester Sohn ist schon Offizier, ging mit 16 Jahren ins Feld, wurde verwundet, ist aber glücklich geheilt und nun wohlbehalten zurückgekommen. Außer ihm habe ich drei Mädchen und einen kleinen Jungen. Die beiden jüngsten der Mädchen sind eigentlich in Italien groß geworden und konnten keine Silbe deutsch, wie sie, die älteste im zehnten Jahre, nach Wien kamen. Ich wünschte, Sie sähen sie. Es sind zwei unend-

lich liebe Geschöpfe. Der kleine Junge ist erst fünf Jahre. Zwei Söhne hatte ich das Unglück in Rom zu verlieren, eine Tochter, mit der meine Frau, als sie eine Reise nach Paris machte, niederkam, ohne daß ich sie sah. So wissen Sie meine äußeren Schicksale. Von den inneren läßt sich nur reden, nicht schreiben.

Nun nehmen Sie noch einmal meinen herzlichen Dank. Ich weiß nicht, ob ich Sie je wiedersehen werde, und ich darf es kaum hoffen. Ich kann mir auch jetzt kein deutliches Bild von Ihnen machen. Allein wenn daher auch das, was ich von Ihnen in der Seele trage, eine Erscheinung der Vergangenheit ist, sogar eine, an die meine Einbildungskraft vieles, über die augenblickliche Dauer unseres Zusammenseins hinaus, legte, so glauben Sie gewiß, daß es nie eine flüchtige war und nie eine solche sein wird.

Ganz der Ihrige. H.

Die Originalbriefe und das Erinnerungsblatt schicke ich zurück.

Wien, den 18. Dezember 1814.

Ihr Brief, liebe Charlotte, hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie legen zu viel Wert auf das, was so natürlich war und nicht anders sein konnte. Ihr Andenken hat sich nie bei mir verloren, noch verlieren können, allein es fiel mir nicht ein, zu glauben, daß ich je wieder von Ihnen hören würde, noch weniger,

daß Sie meiner auch nur irgend gedächten. Auf einmal rufen Sie mir mit Güte und mit dem ungezwungenen Geständnis, daß Sie, ohne die Umstände, die uns trennten, vielleicht mehr empfunden hätten, die Bilder der Vergangenheit und Jugend zurück. In der Rührung und in der Freude, die das in mir weckte, habe ich Ihnen geantwortet und werde ich Ihnen immer antworten. Erheben Sie mich also nicht deshalb, aber bleiben Sie mir gut, erhalten Sie mir Ihr Vertrauen; schreiben Sie mir so herzlich, so vertrauend als jetzt, lassen Sie sich ganz mit mir gehen, wie ich mit Ihnen, und glauben Sie nicht, daß mir Ihre Briefe je zu häufig kommen, je zu weitläufig sein könnten. Es gibt nichts Beglückenderes für einen Mann, als die unbedingte Ergebenheit eines weiblichen Gemüts. Ich bin weit entfernt, den mindesten Anspruch an Sie zu machen. Ich kann kein Recht dazu besitzen. Sie können nur ein schwankendes Bild von mir in der Seele tragen. Ich muß jetzt, von Geschäften, Sorgen, Zerstreuungen zerrissen, Verzicht darauf tun, Ihnen irgend etwas sein zu können. Aber Sie können mir, wenn Sie fortfahren mir zu schreiben, wie Sie tun, mir von Ihrem äußern und innern Leben zu erzählen, mit mir ohne Rückhalt so vertraulich umzugehen, wie es Ihren ersten Empfindungen für mich entsprochen hätte, eine Freude geben, die ich mit inniger und wahrer Dankbarkeit empfangen werde. Schreiben Sie mir also ja von Zeit zu Zeit. Sie schreiben natürlich und ausgezeichnet

gut außerdem, und laſſen Sie mich die Kinderei geſtehen, ſchon Ihre Hand macht mir Freude, ſie iſt hübſch an ſich, und ich erinnere mich ihrer von ehemals. Reden Sie mir aber vor allem von ſich ſelbſt. Ihr letzter Brief enthält kaum ein Wort über Ihre Geſundheit. Laſſen Sie mich wiſſen, ob Ihre Kräfte, Ihr geſundes Ausſehen, Ihre Heiterkeit zunehmen. Dann muß ich Sie um Eines bitten: Warten Sie nie eine Antwort ab, mir zu ſchreiben; ſeien Sie großmütig, rechnen Sie nicht um Briefe mit mir. Ich habe ſehr wenig Zeit. Ich kann nur ſelten, nur abgeriſſen ſchreiben, geben Sie mir, und fordern Sie nicht von mir. Sie finden vielleicht in dieſer Bitte mehr Freimütigkeit, als ich haben ſollte. Aber ich leugne es nicht, daß ich eigennützig mit Ihnen bin, und Sie haben eine zu gute Meinung von mir, die ich gern zur Wahrheit herunterſtimme.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, ob Sie vorerſt in Göttingen oder Braunſchweig leben ſollen, und wollen nichts ohne meinen Willen tun. Damit berühren Sie eine ſonderbare Seite in mir. Ich habe es ſehr gern, wenn man meiner Beſtimmung folgt. Ich will alſo, daß Sie nach Göttingen gehen ſollen, und nicht bloß aus Gefälligkeit für Sie, weil Sie es vorziehen, ſondern weil es mir lieber iſt. Sie werden dies ſehr ſonderbar finden und nicht erraten, was mich beſtimmen mag. Auch kann ich es Ihnen kaum recht erklären; allein es iſt doch nun ſo, wäre es auch nur, weil ich Sie von Göttingen

aus ſah, wie ich in Braunſchweig war, Sie nicht kannte, und in Göttingen ſehr oft an Sie dachte. Überhaupt liebe ich Göttingen, weil ich da in einer Zeit einſam lebte, in der die Einſamkeit bildend iſt. Grüßen Sie in meiner Seele den Wall, und ſchreiben Sie mir, wenn Sie da ſind, auch von den Menſchen dort.

Nun leben Sie wohl, teure Frau, und werden mir nicht wieder fremd. Es iſt ein wunderbares Verhältnis unter uns. Zwei Menſchen, die ſich vor langen Jahren drei Tage ſahen und ſchwerlich wieder ſehen werden! Aber es gibt in dieſer Art der reinen und tiefen Freuden ſo wenige, daß ich mich ſchämen würde, geizig mit dem Geſtändnis zu ſein, daß Ihr Bild von damals her, mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit, und ſelbſt eines ſchöneren und einfacheren Zuſtandes Deutſchlands und der Welt, als der jetzige iſt, innig in mir zuſammenhängt. Ich habe überdies eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was ſie gewährt, iſt ewig und unveränderlich wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend. Mit dieſen unwandelbaren Geſinnungen Ihr H.

Burgörner, April 1822.

Es iſt ſehr lange, daß ich ohne Nachricht von Ihnen bin, es tut mir leid, ja es ſchmerzt mich, ſo ganz von Ihnen vergeſſen zu ſein, während ich Ihrer oft gedachte. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, ſobald Sie

diese Zeilen empfangen haben, wie es Ihnen ergangen hat und ergeht? Es mahnte mich schon lange, Ihnen zu schreiben und um Nachricht zu bitten. Vielleicht bin ich selbst schuld an Ihrem Schweigen. Meine kurzen Briefe können Sie eingeschüchtert haben, Sie mochten besorgen, mir lästig zu werden. Adressieren Sie Ihren Brief nach Burgörner bei Eisleben; ich bin hier auf einem der Güter meiner Frau. Leben Sie wohl und antworten mir gleich.

H.

Burgörner, April 1822.

Ich lasse meinem kurzen Briefe, den ich Ihnen, liebe Charlotte, vor ein paar Tagen schrieb, einen zweiten folgen. Einmal, weil ich sehr mich nach Zeilen von Ihrer Hand sehne und es mir leid tut, daß ich so lange schwieg; dann auch, um noch einen andern Weg einzuschlagen, damit mein Brief sicher in Ihre Hände komme. Ich weiß Ihre Adresse nicht genau, ja ich weiß nicht einmal, ob Sie noch in Kassel sind. Das aber darf ich mit Zuversicht hoffen, daß Sie mich nicht vergessen haben. Ich vergesse Sie nie. Ihr H.

Burgörner, den 3. Mai 1822.

Ich habe Ihre beiden lieben Briefe vom 24. und 26. April empfangen, und sage Ihnen, liebste Charlotte, auf der Stelle meinen herzlichsten Dank. Sie haben mich recht sehr dadurch erfreut und ganz meinen

Erwartungen entſprochen. Nie könnte ich irre an Ihnen werden oder den Glauben an die Ausdauer und die Treue Ihrer Geſinnungen und Empfindungen verlieren. Das ſagte ich Ihnen ſchon neulich, und es iſt nur natürlich. Wenn uns jemand eine ſo lange Reihe von Jahren, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens empfangen zu haben, die tiefen Empfindungen eines edlen und zarten Gemüts bewahrte, ſo wäre es wahrer und hoher Undank, daran ferner zu zweifeln. Es iſt gewiß ein ſeltenes Glück für einen Mann, daß ihm ein weibliches Gemüt die erſten Empfindungen der jugendlichen Bruſt heilig und vertrauungsvoll bewahrt, und ich bin mir bewußt, daß ich dies Glück, ſo wie es iſt, würdige und ſchätze. Aber ich ſage ohne Stolz, der mir wahrlich nicht eigen iſt, allein auch ohne eine kindiſche Beſcheidenheit, es kann auch Ihnen durch mich vieles kommen, was Ihr Leben bereichert, erheitert und verſchönert. Wenn das Schickſal ſo etwas für zwei Menſchen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinwelken laſſen, ſondern erhalten und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältniſſen, da auf dieſe Harmonie allein alle Zartheit der Gefühle und alle Ruhe der Seele gegründet ſein kann. Weil nun kein perſönlicher Umgang unter uns ſtattfinden kann, ſo wollen wir einen brieflichen beginnen und feſtſtellen. Ich ſchreibe zwar nicht gern und klage mich zum voraus an, Sie werden ſehr oft Nachſicht, Geduld und Großmut zu

üben haben, aber ich lese sehr gern Briefe, besonders die Ihrigen, nicht nur, weil ich gern lese, was Sie schreiben, sondern noch mehr, weil mich Ihr äußeres und noch mehr Ihr inneres Leben in der innersten Teilnahme interessiert. Sollte ich also einmal seltener schreiben, so lassen Sie sich das nicht hindern. Schreiben Sie mir immer den 15., so habe ich immer einen Tag, auf den ich mich freue. Wenn Sie mir in der Zwischenzeit schreiben, so ist das eine liebe Zugabe, die ich stets mit Dank empfangen werde.
Ihr Gartenleben und schon die Wahl desselben hat etwas, das mir ungemein gefällt. Es spricht Ihre Neigungen charakteristisch aus und vereint Einsamkeit und Annehmlichkeit. Die erste paßt zu Ihrem Charakter, Ihren Empfindungen und Ihrer Lage; die letzte erheitert und verschönert Ihr Leben. Es ist mir daher am liebsten, Sie so zu denken, zu denken, daß Sie nur selten in die Stadt kommen. Besuche, das fühle ich, können Sie nicht vermeiden, und es ist auch gut, in einigen Verbindungen zu bleiben, besonders da Sie mir sagen, daß diese Verbindungen meist bewährte alte Freunde sind.
Daß Sie am liebsten in Kassel leben, wo Ihre Jugend, wenn auch nicht immer schmerzlose, doch auch frohe und heitere Erinnerungen zurückließ, begreife ich ganz. Auch ist die Gegend schön, und eine größere Stadt bietet, wie Sie sehr richtig bemerken, vor allen anderen, Freiheit zu leben, wie es die Neigungen fordern, und daneben, ohne großen Aufwand,

manche Genüſſe, welche in kleinen Städten verſagt ſind. Ich billige alſo ganz Ihren Entſchluß, dort ferner zu wohnen. Sorgen Sie aber vor allem in Ihrer ländlichen Wohnung für Ihre Geſundheit. Zu wenig ſagen Sie mir darüber, und doch ſind Ihre Ruhe, Ihre Geſundheit, Ihr Glück das, worauf es mir ankommt. In ſelbſtſüchtigen Wünſchen und Abſichten habe ich mich Ihnen nicht wieder genähert, wenn ich auch einen Wunſch hege, den ich Ihnen nächſtens ausſprechen werde.
Ich ſchließe jetzt, ich bin ſeit vierzehn Tagen garnicht wohl, leide zwar nur an einem katarrhaliſchen Fieber, da ich aber in Jahren nicht krank war, iſt es mir läſtig. Mit den herzlichſten, unwandelbarſten Geſinnungen der Ihrige. H.

Burgörner, Ende Mai 1822.

Ich ſage Ihnen heute zuerſt, liebe Charlotte, daß ich wieder vollkommen wohl bin, damit Sie ſich nicht beunruhigen. Es geht ſehr eigen mit unſerm Briefwechſel. Er fing ſo an, daß Sie ſelten Briefe von mir zu bekommen glaubten, und jetzt muß ich mich über Ihr Stillſchweigen beklagen. Sie hatten mir in Ihrem letzten Briefe verſprochen, mir unmittelbar nach dem 15. jedes Monats zu ſchreiben, das müſſen Sie aber nicht getan haben, da ſonſt Ihr Brief längſt in meinen Händen ſein müßte, und ich habe weder am vorigen Poſttage noch heute das Geringſte bekommen. Es beunruhigt mich, da Sie krank

ſein können, ich ſuche alles auf, was Sie verhindert haben könnte. Wie dem ſei, ſo drängt es mich, Ihnen zu ſagen, daß ich ſehr nach einem Briefe verlange, und die, welche ich habe, oft wieder durchgeleſen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir ſo wunderbar erhaltenen Geſinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühl, ſich geſchmeichelt und gehuldigt zu ſehen, zuſchreiben, wenn man ſich durch die Bewahrung dieſer Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausſpruch, und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat jemand je ſich ſelbſt ſo unparteiiſch beurteilt und ſo wenig ſchonend behandelt, ſchwerlich je einer ſo kalt und richtig erkannt, was an den Lobſprüchen anderer abzuſchneiden und an dem, worüber ſie ſchweigen, zu tadeln war. Und einem gewiſſen Mißtrauen in meine Kräfte und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich ſogar die vorzüglichſten der Erfolge, die ich in Privat- und öffentlichen Verhältniſſen gehabt habe. Allein ich geſtehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Wert darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu beſitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüt Eindruck zu machen fähig iſt. Ich würde nicht ſo töricht ſein mir einzubilden, daß ſie mir jetzt noch eigen ſein könnte. Wenn man nun aber auf eine ſo wahre, natürliche, ſo ergreifende Weiſe, als ſich in Ihren Briefen

ausſpricht, überzeugt wird, daß man jenen Eindruck tief und dauernd erregt hat, ſo liegt darin ein doppeltes, die Empfindung ſüß erhebendes Gefühl, das des Selbſtbewußtſeins, und das des edlen, tiefen Gemüts, welches dieſe Empfindungen zart zu ſondern und feſt aufzubewahren verſtand. Darum freut mich die Erneuerung unſers Briefwechſels unendlich, und ich ſchmeichle mir, daß ſie auch Ihnen wohltätig ſein wird; mir könnte ſie nie anders ſein. Ihr Bild iſt mir ein ganzes Leben hindurch geblieben, in allen, auch den wechſelvollſten Verhältniſſen, ſtand es mir freundlich und licht, wie ich Ihnen neulich ſchrieb, vor. Ich glaubte nie wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Die Zeit, wie Sie ſich mir wieder nahten, trat gerade in die bewegteſte meines Lebens. Dieſe iſt vorüber, und ſo mahnte es mich ſchon lange, Ihnen zu ſchreiben. Da wir uns nach ſo langer Zeit nur durch einzelne Briefe nahe geweſen ſind, ſo kann es nicht fehlen, daß wir in manchen Ideen abweichend denken müſſen, über die wir uns bei ruhigem und ſtillem Ideen-Umtauſch leicht verſtändigen werden.
Sie erinnern mich daran, liebe Charlotte, welchen Schatz ein weibliches Herz bewahrt, und fordern mich auf, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Glauben Sie gewiß, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen in Sie, in Ihre Wahrheit, Ihre Treue und die Zartheit Ihrer Empfindungen ſetze, wie würde ich Ihnen ſonſt ſelbſt ſo offen und wahr ſchreiben. Vertrauen Sie aber auch mir feſt.

Seien Sie ſicher, daß das, was Sie mir vertrauensvoll ſagen, bei mir wie im Grabe ruht und verſchloſſen iſt. Glauben Sie auch feſt, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine, immer meinte und immer meinen werde; vertrauen Sie mir auch dann, wenn Sie mich nicht gleich verſtehen. Überlaſſen Sie mir die Sorgfalt für die Erhaltung unſers gegenſeitigen Verhältniſſes, für die Entfernung jedes ſtörenden Einfluſſes. Ich will niemanden, aber am wenigſten Ihnen, auch nur eine meiner Meinungen aufdringen. Ich habe die unzerſtörbare Überzeugung, daß Sie nie weder mich noch irgend eine Idee von mir zu verkennen imſtande ſind, ja, ich weiß, und ſie haben es mir recht ſchmeichelnd wiederholt, daß ſie immer gern und mit Freuden ſich von mir, wie Sie gütig ſich ausdrücken, »berichtigen« laſſen.

Es iſt mir lieb, daß Sie niemanden ſagen, daß Sie Briefe von mir empfangen. Es geht niemanden was an, daß wir einander ſchreiben; was heilig in ſich iſt, muß man nicht gemein machen.

Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie feſt auf die Unwandelbarkeit meiner Geſinnungen.

Ihr H.

Burgörner, 1822.

Ich will Ihnen, beſte Charlotte, heute einen Wunſch, eine Bitte ausſprechen, durch deren Erfüllung Sie mir große Freude machen werden, die ich gewiß recht dankbar empfange. Ihre Lebensgeſchichte, be-

ſonders auch die Entwicklung und ſeltene Ausbildung Ihres inneren Lebens, möchte ich gern im Zuſammenhange überſehen und genau kennen. Dieſer Wunſch iſt ſchon durch Ihre früheren Briefe in mir erregt und entſtanden und durch die jetzigen vermehrt. Schwer kann es ihnen nicht werden, Sie haben ſich eine große Fertigkeit im Schreiben erworben. Sie ſchreiben leicht, gewandt, geläufig, natürlich und ausgezeichnet gut. Die Sprache ſteht Ihnen ganz ungewöhnlich zu Gebote. Ich ſage Ihnen da keine Schmeichelei, es iſt die Wahrheit, die ich mit Überzeugung ausſpreche und die ſich in jedem Ihrer Briefe darlegt.
Wollen Sie in meine Wünſche eingehen, ſo tun Sie es auf folgende Weiſe: Fangen Sie mit Ihrem Geburtstag und Jahr an, in chronologiſcher Folge und in der größten Ausführlichkeit. Schreiben Sie aus dem Gedächtnis, auf was Sie ſich beſinnen, nicht aus der Phantaſie. Gehen Sie zurück in Ihre Kindheit und Jugend, zurück auf Ihre Eltern und Großeltern, auf Ihre Vorfahren, wenn Sie davon Nachricht haben. Lieb wäre es mir, wenn Sie in dritter Perſon redeten. Geben Sie den Orten und Menſchen, wenn ſie dahin kommen, auch mir, andere Namen, nur den Namen Charlotte behalten Sie. Ich habe das mit Goethe gemein, daß ich eine beſondere Vorliebe für Ihren Namen habe. Aber reden Sie über ſich vor allem wie über eine Dritte, loben und tadeln Sie ſich, wo Sie ein anderer loben und tadeln würde.

Was ich beſorge, iſt, daß Sie von ſchmerzlichen Erinnerungen ergriffen werden, da ich ja ſchon weiß, daß Sie viel gelitten haben. Allein vorerſt ſind Sie davon noch fern. Kindheit und Jugend ſind meiſt heiter und froh, und waren es gewiß auch bei Ihnen, und die Schilderung beider werde ich von Ihnen mit Freude empfangen. Sie ſchreiben nur für mich, und kein anderes Auge als das meinige ruht auf dem, was Sie für mich ſchreiben. Ich ſehe Ihrem Entſchluß und Ihrer Antwort mit Verlangen entgegen. Leben Sie herzlich wohl! Ihr H.

Burgörner, 1822.

Meine beiden Briefe werden Sie, liebe Charlotte, empfangen haben, ob ſie gleich noch unbeantwortet ſind. Beide hatten die Abſicht, Sie über Ihre Bedenklichkeiten zu beruhigen. Ich hoffe, das iſt mir gelungen, und ich wiederhole Ihnen heute zuerſt, was Ihnen mein letzter Brief ſagte, daß alles, was Sie mir aus Ihrem Leben und Ihrer Vergangenheit mitteilen, ganz durch Ihre Empfindungen beſtimmt werden muß. Es ſoll ein Zurückgehen in die Vergangenheit ſein, mit dem, der den innigſten Teil an Ihnen nimmt, aber kein Aufreißen ſchmerzlich vernarbter Wunden, das mußte ich Ihnen zuerſt ſagen.

Recht herzlich danke ich Ihnen für die mir als Probe überſandten wenigen Bogen. Die Er-

zählung beginnt ſo ganz zu meiner Zufriedenheit, nur wünſchte ich doch hier und da noch mehr Ausführlichkeit. Laſſen Sie ſich gar keine Furcht angehen, daß Sie zu weitläufig werden könnten, und denken Sie nicht, wie langſam Sie verweilen. Wir leben beide noch ſehr lange, wenngleich Sie länger. Gerade die Schilderungen Ihres väterlichen Hauſes, beſtes Kind! haben ein großes Intereſſe für mich, und Sie haben wieder völlig wahr gemacht, was ich Ihnen immer ſagte, daß Sie ſehr gut ſchreiben, ſehr wahr, hübſch und natürlich erzählen. Fahren Sie nur eben ſo fort, und wenn es Ihnen manchmal beſchwerlich wird oder Ihnen Zeit raubt, ſo denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen. Es verlängert und erweitert gewiſſermaßen das Leben, wenn man ſo individuelle Schilderungen einer Zeit vor ſich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältniſſen erlebte, und es gibt doch in der Welt nichts Intereſſanteres für den Menſchen, als wieder der Menſch. Man kann eigentlich nie genug ſehen und nie genug hören. Es entſtehen ſelbſt durch jedes neue Geſicht, möchte ich ſagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar beſtimmte, ins Detail gehende Schilderungen, ſo ſind es neue Figuren, die ſich vor der Seele bewegen, und mit denen man ebenſo lebt, wie in der Wirklichkeit. Dieſer Hang, ſich eigentlich an Menſchengeſtalten zu ergötzen, in ihnen wie unter Anweſenden zu leben, verträgt ſich doch ſehr

gut mit dem entschiedensten Hange zur Einsamkeit. Sobald man mit Menschen umgehen muß, oder noch mehr, sobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man sich selbst zu sehr in Tätigkeit, will sich auch wohl selbst geltend machen, und wird von bloß reiner Beschauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einsamkeit unter Menschen, was man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, so gehen sie mehr wie Figuren der Beschauung vor einem vorüber, man richtet seine Aufmerksamkeit ganz auf sie und nicht auf sich selbst. Wie man auf sie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem sehr gleichgültig, wenn man sie nur in ihrer eigentlichen Natur sieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einsamkeit zurück, so hat man viele Bilder um sich, und wenn man zu innerer Geistesbeschäftigung geneigt ist und aufgelegt, so entstehen aus den wirklichen Menschen idealische in der Phantasie, denen die wirklichen nur in den äußeren Umrissen zum Grunde liegen. Alle moralischen Fragen, alle tieferen Betrachtungen über Leben und Zweck des Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Dasein und Zukunft gewinnen ein reicheres Interesse, erlauben mannigfaltigere Anwendungen, wenn man sie gleichsam an so vielen Menschengestalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer,

wenn er in ſich gut iſt, verborgen. Man darf ſich nur gewöhnen, die Menſchen ſo zu ſtudieren, und man kommt unvermerkt aus einem anſcheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Anſicht der Menſchheit überhaupt. Es iſt ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, dieſe Anſicht überall, und da er nur frei ſchaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr ſie mitten aus aneinander gereihten, oft zufällig ſcheinenden Begebenheiten hervortreten zu laſſen. Die Geſchichte hat etwas Ähnliches. Das menſchliche Weſen tritt auch ſchon reiner und größer in ihr hervor, als in den tauſendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen intereſſanten Charakter mehr im Bilde zu beſitzen, iſt ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem Einzelnen verbinden ſich nun bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entſchiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantiſche für ihre Töchter. Das war ſchon in mir, ehe ich Sie geſehen hatte, und nachher hat es eben durch Sie unendlich in mir zugenommen, obgleich Sie die Einzige geblieben ſind, die dieſen Eindruck auf mich gemacht hat. Einen großen Teil alles Guten im deutſchen Charakter habe ich aus den Landprediger-Töchtern abgeleitet: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung; die Einfachheit bei hoher Bildung; die Entfernung alles vornehmen unangenehmen Tons, bei allen Eigenſchaften,

die man in vornehmen Zirkeln gern hat. Ich habe davon oft gesprochen und dann bei mir lachen müssen, daß ich das alles im Grunde von Ihnen herleitete, da ich nie eine andere Prediger-Tochter auch nur irgend näher gekannt hatte. Aber ich hatte, wie ich Ihnen sage, ein Vorgefühl davon, denn schon zu Ihnen hat mich diese Neigung, wie wir uns sahen, schnell hingezogen. Nun waren Sie mir, ein halbgesehenes Bild, entschwunden, und gehörten also ganz der Phantasie an. Daher hat nun auch alles, was Sie mir von Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend, Ihrem elterlichen Hause sagen, ein besonderes Interesse für mich. Ich prüfe daran, ob ich richtig oder falsch ahnte, und befinde mich in der Welt, in die mich meine jugendliche Phantasie versetzt hatte. Es ist mir jetzt doppelt leid, daß ich Ihren Vater und Sie nicht in demselben Herbste, wo ich Sie zuerst sah, besuchte. Ich war in Düsseldorf bei Jacobi und wollte von dort zu Ihnen, aber Jacobi hielt mich länger auf, und nun eilte ich nach Göttingen zurück. Man hat in der Jugend oft eine einfältige Pflichtmäßigkeit. Um ein paar Kollegienstunden nicht zu versäumen, versäumte ich etwas, was sich nie nachholen läßt, mir ein lebendiges Bild von Ihnen in jener Zeit, Ihrem Elternhause, Ihrem ganzen Leben zu verschaffen.

Ich sagte im Anfange, daß Sie nicht ausführlich genug gewesen wären, darüber werden Sie lachen, da Sie schon alles menschenmögliche

Maß überſchritten zu haben glauben. Aber es iſt doch ſo. Ich meine nämlich, daß Ihre Schilderungen noch umſtändlicher ſein, noch mehr Züge deſſen, wie es um Sie her war, enthalten ſollten. Die Frage, die ich herſetzen will, müſſen Sie mir noch in einem Ihrer nächſten Briefe auf einem beſondern Blatte pünktlich und genau beantworten: Wie Ihre Mutter ausſah? Das läßt ſich doch beſchreiben. Sie haben es aber garnicht getan. Von allen Perſonen, die oft und viel in Ihrer Erzählung vorkommen, müſſen Sie das immer tun. Was Sie ſich alſo von den Geſichtszügen und dem Körperbau Ihrer Mutter erinnern, ſchreiben Sie ja ganz genau. Dann haben Sie mir zwar das Innere Ihres elterlichen Hauſes beſchrieben, aber nicht beſtimmt genug. Ob die Lage des Hauſes, des Orts, die Umgebungen gegen Gärten, gegen Nachbarhäuſer, ob die Gegend anmutig war, ob Sie aus den Fenſtern ins Grüne, ob weit ins Ferne ſahen, von dem allen ſteht kein Wort in Ihrer Erzählung, und das ſind ſo ganz weſentliche Umſtände, das holen Sie ja nach und machen Sie die Schilderung ſo, daß ich mir ein beſtimmtes Bild davon entwerfen kann. Dieſen Wunſch müſſen Sie mir befriedigen, ſonſt ſchwankt alles in der Phantaſie, und ſelbſt die Gedanken und Empfindungen verlieren dadurch in ihrem Gehalte.
Sie werden mich recht läſtig mit meinen Bitten finden, aber Sie haben ſich einmal darauf eingelaſſen, ſie zu erfüllen.

Ich bin allein hier und nicht auf lange Zeit. Richten Sie aber doch Ihren nächsten Brief hierher; vermutlich findet er mich noch hier, und ist das nicht, so geht er von hier von selbst nach Berlin, wohin ich zurückkehre. Sie erinnern sich wohl – Burgörner bei Hettstädt. Leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, mit immer unveränderlichen Gesinnungen Ihr

H.

Tegel, den 10. Juli 1822.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Sie bitte, Ihre Briefe, wenn die meinigen diese Überschrift tragen, immer nach Berlin zu adressieren, sie kommen mir sicherer zu. – Hier brachte ich meine Kindheit und einen großen Teil meiner Jugend zu. Ich liebe Tegel sehr. Die Gegend ist wenigstens die hübscheste um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der anderen von Hügeln, die schön bepflanzt sind, eine Aussicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inseln durchschnittenen See. Um das Haus und fast überall sind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erst in mäßiger Stärke sah, und die nun mit mir emporgewachsen sind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das schon halb fertig ist, und bringe auch hierher die Gemälde und Marmorsachen, die wir haben, so wird es ein anmutiger Wohnplatz, von dem ich selten in die Stadt kommen werde.

Hier bekam ich auch Ihre beiden lieben Briefe, den vom 25. v. M. und den vom 3. d. M., für die ich Ihnen herzlich danke. Ich beantwortete den erſten, in dem Sie mich ſo ſehr bitten, Ihnen augenblicklich zu ſchreiben, nicht gleich, weil ich wußte, daß einer von mir in der Zeit in Ihren Händen ſein müßte.

Daß ich ihren Hang zur Einſamkeit tadeln oder einſchränken möchte, dürfen Sie nie fürchten. Ihr alter väterlicher Freund Ewald iſt aber doch wohl hier viel gütig-ſorglicher geweſen und hat an Ihr Glück gedacht und geglaubt, Sie hätten mehr Vergnügen in einer geſelligeren Art zu leben. Ich meine nun das garnicht, allein, wenn ich es auch meinte, ſo würde ich doch mehr zur Einſamkeit raten. Es iſt nun einmal (das lobe ich aber nicht) meine Art ſo, bei mir (das möchte hingehen), aber auch bei anderen, viel weniger auf ihr Glück, ihren Genuß, als auf das, was ſie in ſich ſind, auf den vorzüglicheren Grad und die eigentümliche Art ihrer Gemütsſtimmung zu ſehen. Dieſe nun iſt aber ſchon ſchöner, wenn man die Einſamkeit liebt, und wird ſchöner, wenn man dieſer Liebe nachhängt; ſie würde es aber allmählich auch, wenn man von Natur die Einſamkeit nicht liebte, und ſich nur Gewalt antäte, in ihr zu beharren. Das iſt ſo in vielem meine Theorie.

Daß Sie mir gelegentlich erzählen, daß an Ihrem Haus und Garten ein Bach mit einem Steg iſt, hat mir Vergnügen gemacht. Solche

kleinen Züge bezeichnen die ganze Lage und versetzen einen in die Gegenwart. Denken Sie nun auch hübsch an mich, teure Charlotte, hinter Ihrem Bach.
Der Aufsatz, den Sie mir vorerst als Beantwortung meiner Frage senden, der ursprünglich nicht für mich bestimmt war, in dem aber eine Stelle über mich vorkommt, für die ich Ihnen sehr dankbar bin, hat mich sehr interessiert. Ich liebe die Ansichten, die jemand, der bei vielen andern genauen Übereinstimmungen doch sehr verschieden sein muß, über Gegenstände wie über Schriften hat, mit denen man durch das Leben gegangen ist. Es muß in solchen Beurteilungen vieles einseitig, selbst unrichtig sein, aber es ist die wahre, die natürliche und die eigene Ansicht, diese zieht immer an, weil man von ihr aus wieder Blicke in das Individuum tut, sie ist auch in hohem Grade belehrend, weil man sie sich gar nicht so von selbst vorstellen kann, und den Wert, den Eindruck, die Wirksamkeit der Dinge meist nur nach allgemeinen Maßstäben mißt und nur gewohnt ist, sich alles im Zusammenhange mit Denkart, Charakter, Erziehung und äußeren Umständen zu denken. Man wird die individuelle Ansicht immer ehren, auch wenn man nicht darin übereinstimmen könnte. Das, was Sie über mich sagen, ist sehr liebevoll und gütig, aber ich kann auch gewiß hinzusetzen, daß das gewiß wahr ist, daß ich unfähig wäre, je einen Menschen, der mir irgend nahe stand,

zu vergessen oder aufzugeben, ich verfolge vielmehr jede Spur, die aus der Vergangenheit übrig ist. Jede solche Verbindung, ja jedes solches bloßes Begegnen, hängt ja mit so vielen in einem zusammen, und das Leben ist schon ein solches Stück- und Flickwerk, daß man nicht genug trachten kann, die zusammenhängenden Teile fester aneinander zu knüpfen. Freilich kommt es auch darauf an, daß die, an die man sich auf solche Weise erinnert, noch etwas behalten haben, was dem Bilde entspricht, das in der Seele lebt. Aber selbst, wenn das nicht ist, wie ich auch deren Beispiele in meinem Leben habe, so ergötze ich mich doch, wenn mir solche Personen wieder vorkommen, sie und ihr Treiben zu betrachten, ohne ihnen weiter ein fortdauerndes Interesse zu beweisen. Bei Ihnen ist das nun aber sehr anders; Sie haben so lange Jahre mein Andenken treu bewahrt, ohne irgendein Zeichen des Andenkens von mir zu empfangen; Sie leben gern und viel in Gedanken mit mir; Sie machen keine Ansprüche noch Forderungen an mich, als die ich gern und mit Freuden erfülle.

Sie bitten mich abermals, meine Briefe bewahren zu dürfen. Liebe Charlotte, ich bin ein großer Feind von alten Briefen, und wenn auch gar nichts darinnen steht, was irgend jemandem im mindesten nachteilig sein könnte, habe ich das Aufheben nicht gern. Ein Brief ist ein Gespräch unter Anwesenden und Entfernten. Es ist seine Bestimmung, daß er nicht

bleiben, sondern vergehen soll, wie die Stimme verhallt. Bleiben soll der Eindruck, den er in der Seele hervorbringt, und den dann der zweite und die folgenden verstärken oder verändern.

Aber Sie legen einen so hohen Wert darauf, Sie bitten mich so inständig und dringend darum, daß ich es Ihnen gewiß nicht abschlagen will. Behalten Sie also immerhin die Blätter. Es ist ja dazu sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie sagen, Sie holen sich immer daraus, was Sie bedürfen. Ich schreibe nie eine Zeile, die ich nicht mit Fug und Recht verteidigen könnte, so ist es mir auch nicht gegeben, über das Schicksal meiner Briefe unruhig zu sein. Auch war es das nicht, was mich bewog, Sie um Verbrennung der meinigen zu bitten, sondern, wie ich oben sagte, weil ich das Aufheben der Briefe überhaupt nicht liebe. Selbst das Lesen alter Briefe will mir nicht recht einkommen. Ich dächte, man beschäftigte sich lieber mit dem Gegenstande in Gedanken, an dem das Herz hängt, da der Brief doch sein Leben verloren hat, wenn er nicht eben von geliebter Hand kommt. Bei Ihnen ist das anders. So behalten Sie immerhin die Briefe. Es macht mir Freude, Ihnen einen Wunsch zu gewähren, da Sie so selten einen Wunsch aussprechen. Nun leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, und bleiben Sie um mich mit Ihren Gedanken, die meinigen teilen oft Ihre Einsamkeit. Ihr H.

\+ \+ \+

Sie wundern ſich, daß eine Liebe zur Beſchäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denſelben, ein Eingehen in fremde Gemütsſtimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geſchäften geblieben iſt. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beſchaffenheit meines Gemüts iſt, und daß es mir immer eigen geweſen iſt, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geſchäfte nur wie eine Art Nebenſache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, ſtatt mich von ihnen beherrſchen zu laſſen. Man macht ſich darum und auf dieſe Weiſe nur deſto beſſer. Und das, was den Menſchen als Menſch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die ſich in ihm drängen und ſtoßen, haben immer einen hauptſächlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerſt damit angefangen, mich ſelbſt zu kennen und mich ſelbſt zu beherrſchen, und kein Menſch kann ſich klarer durchſchauen, keiner ſich mehr in ſeiner Gewalt haben als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen geſtrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir ſelbſt nicht geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünſtigungen des Schickſals, ſondern auf mir allein zu ſtehen, und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich in hohem Grade erreicht. Über keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nennen. Die einfachſte Sache, wenn ſie

nur etwas Anmutiges oder Höheres an ſich trägt, oder wenn ſie mir durch irgend etwas beſonders zuſagt, gewährt mir reine Freude. Daher niemand ſo dankbar iſt als ich, weil wirklich auch wenig Menſchen ſo viel Grund zur Dankbarkeit haben. Teils begegnet ihnen vielleicht weniger Erfreuliches, teils aber finden ſie auch in dem, was ihnen begegnet, das Erfreuliche nicht ſo heraus, und genießen es nicht, wie ſie könnten. Aber kein Menſch iſt auch ſo wenig bedürftig als ich, und darauf beruht ein großer Teil meines Glücks, denn jedes Bedürfnis iſt, wie es befriedigt wird, nur eigentlich Stillung eines Schmerzes, und alles, was darauf verwendet wird, geht dem reinen, ruhigen, ſtillen Genuß ab.

Der Fähigkeit, ſich einem fremden Willen, bloß weil es ein ſolcher Wille iſt, auch geradezu gegen die Neigung zu unterwerfen, als Muß ſich zu unterwerfen, dieſer Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich ſehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich ſie hätte. Sie macht überdies das Gemüt milder, weicher und, ſo ſonderbar es ſcheint, zugleich ſtärker, ſelbſtändiger und der Freiheit würdiger.

Ohne Kampf und Entbehrung iſt kein Menſchenleben, auch das glücklichſte nicht, denn gerade das wahre Glück baut ſich jeder nur dadurch, daß er ſich durch ſeine Gefühle unabhängig vom Schickſale macht.

Burgörner, im Juli 1822.

Ich habe zwei recht liebe Briefe von Ihnen bald nacheinander empfangen, liebe Charlotte, die mir herzliche, wahre Freude gemacht haben, und wofür ich Ihnen ebenso herzlich danke. Die Güte und Liebe, die Sie mir so treu, wahr und natürlich bezeigen, tut meinem Herzen unendlich wohl, und wenn ich auch fühle, daß, wenn Sie von mir reden, das nur nach der Art ist, wie Sie mich ansehen, nicht gerade wie ich wirklich bin, so freut es mich, selbst da ich viel abbrechen muß, da ja dies liebevolle Zusetzen eine Folge und ein Beweis Ihrer Empfindung ist. Die Erinnerungen an Pyrmont haben mich sehr gefreut, auch mir steht noch vieles, sehr vieles in der Erinnerung von jener Zeit her. Mancher Gespräche unter uns erinnere ich mich auch noch. Es war in jener Zeit und selbst in der Gegend eine Scheide im Urteil über viele Dinge, auch über Dichtungen und Charakterformen, die in jeder Zeit sehr in Verbindung miteinander stehen. Die einen lebten mehr in Klopstock, den Stolbergen, und den Dichtern und Theaterstücken, die ruhiger und weniger excentrisch hinliefen; die andern mehr in Goethe, Schiller, von dem man damals eigentlich nur die ersten Stücke hatte (Die Räuber, Fiesko), und allem Regellosen, Excentrischen. Ich stand noch sehr unentschieden. Sie schienen mir mehr auf die erste

Weiſe gebildet. Ich erinnere mich, daß Sie die Schillerſchen Stücke nicht liebten. Alles das iſt mir ſehr im Gedächtnis geblieben, und iſt mir noch heute, ſelbſt außer der Perſönlichkeit, merkwürdig, weil ſich ſeit jener Zeit, auch in den inneren Anſichten, viel mehr verändert hat, als die doch nicht ſo unendlich lange Reihe der Jahre vorausſehen ließe. Darum iſt es mir auch ſehr angenehm, wenn Sie, liebe Charlotte, gerade in Ihrer Jugend recht lange verweilen, in der Fortſetzung Ihrer Lebenserzählung. Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein, wenn Sie ſich dieſer Arbeit recht ſorgfältig unterziehen. Auch wünſchte ich genauer zu erfahren, durch welche Bücher Sie ſchon früh eine ſo ungewöhnlich ernſte Bildung und Stimmung bekommen haben, und wie und wodurch dieſe in ſpäteren Jahren ſich ſo ſehr befeſtigt hat. Ich wiederhole auch hier, Sie können in dem allen nicht weitläufig genug ſein. Über das: jemand nach ſeinem Charakter behandeln, kann ich nicht ganz Ihrer Meinung ſein. Ich tue es immer, einesteils weil es leicht zum Zwecke führt, dann, weil ich nicht berufen bin, auf den Charakter der Menſchen gegen ihren Willen einzuwirken, endlich, weil die Menſchen dabei glücklich und heiter bleiben und man gern Glück und Heiterkeit um ſich verbreitet. Allein, was mich ſelbſt betrifft, ſo wünſche ich immer und tue alles dazu, daß mich die Menſchen nicht nach meinem Charakter nehmen mögen. Denn was heißt

das anders, als den Charakter, wie er nun einmal ist, für abgeschlossen und unveränderlich annehmen, und ihn in allem, was er in sich enthält, zu bestärken? Nun aber ist keines Menschen Charakter fehlerfrei, es heißt also auch, den Menschen in seinen Fehlern bestärken. Ich weiß wohl, daß es mich manchmal tief schmerzt, wenn ich gegen meinen Charakter behandelt werde, allein ein solcher innerer Schmerz ist allemal heilsam, und das wahre Glück beruht gar nicht auf Schmerzlosigkeit. In dem Grade nun, daß die Menschen meines vertrauten Umgangs mir zu erkennen geben, daß Sie auch gern mit Kraft und Selbstverleugnung an sich arbeiten, daß sie heilsame Schmerzen nicht scheuen, behandle ich auch sie weniger mit Rücksicht auf ihren Charakter, und so könnte ich wohl bisweilen gegen die, welche mir innerlich am nächsten stehen, gerade am wenigsten schonend erscheinen. – Es tut mir sehr leid, aus einzelnen Äußerungen zu erkennen, daß Sie leidend waren, vielleicht noch sind. Schonen Sie sich, liebe, gute Charlotte, schonen Sie sich auch für mich, denken Sie, daß es mich unendlich bekümmert, Sie leidend zu wissen. Ihre Ruhe, Ihre Heiterkeit, vor allem Ihre Gesundheit ist es, worauf es mir ankam. Frauen sind darin glücklicher und unglücklicher als Männer, daß ihre meisten Arbeiten von der Art sind, daß sie während derselben meist an ganz etwas anderes denken können. Ich würde es ein Glück nennen.

Denn man kann ein ganz inneres Leben faſt den ganzen Tag fortführen, ohne in ſeinen Arbeiten oder in ſeinem Berufe dabei zu verlieren oder geſtört zu werden. Es iſt das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigſtens viele Frauen die Männer in allem übertreffen, was zur tieferen und feineren Kenntnis ſeiner ſelbſt und anderer führt. Allein, wenn jene inneren Gedanken nicht beglückend, oder wenn ſie wenigſtens das nicht rein und unvermiſcht ſind, ſondern niederſchlagend und beunruhigend dabei, ſo iſt allerdings die Gefahr größer, welche die innere Ruhe bedroht; da Männer in ihren Geſchäften ſelbſt, auch wider ihren Willen, Zerſtreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden.

Fürchten Sie nie, daß mir Ihre entſchiedene Vorliebe für die einſame Stille, die Sie ſich ſelbſt geſchaffen haben, mißfallen könne. Gerade das Gegenteil. Die Zeichnung Ihres kleinen Landhauſes und Gartens, die Ihrem letzten Brief beigelegt war, hat mir Vergnügen gemacht; es iſt angenehm, ſich mit jemand, den man liebt, alle Umgebungen denken zu können. Die Einſeitigkeit, welche, wie Sie ſagen, Ewald für Sie gefürchtet und darum die große Zurückgezogenheit, worin Sie leben, nicht ganz gebilligt habe, iſt allerdings etwas, das nicht taugt. Einmal aber iſt ſie bei Ihnen nicht zu beſorgen, andernteils auch kann man doch für ſehr vieles verſtummen, ohne zu ver-

armen im Innern, oder dem Wahren, Guten
und Schönen abzuſterben.
Die Abgeſchiedenheit ſpannt alle Vermögen
eines weiblichen, in ſich zarten und tiefen
Gemüts höher, läutert die Seele und zieht ſie
ab von den kleinlichen, zerſtreuenden Rück-
ſichten, worein Frauen leichter verfallen als
Männer. Auch gibt eine Frau, die die Einſam-
keit liebt und in ihr lebt, gleich den Begriff,
daß ſie keine Freude ſucht, als die ſie aus der
Tiefe ihres eigenen Innern ſchöpft, und das iſt
das Haupterfordernis, um einem ſelbſt tiefer
und beſſer fühlenden Mann zu gefallen und
ein bleibendes, unwandelbares Intereſſe ein-
zuflößen.
Die wenigſten Menſchen verſtehen, wie un-
endlich viel in der Einſamkeit liegt, und gerade
für eine Frau liegt. Wenn ſie verheiratet iſt
und Kinder hat, iſt ihr Familienkreis ihre Ein-
ſamkeit, im entgegengeſetzten Fall aber iſt es
eine abſolute, in der man wirklich allein lebt
und wenig Menſchen ſieht.
Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum
eine flache Spur zurück und iſt oft gar kein
Glück zu nennen, da man dauernd dadurch
nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und
das iſt ein großer Troſt), läßt aber tiefe Spuren
zurück, und wenn man es wohl zu benutzen
weiß, heilſame, und iſt oft ein ſehr hohes
Glück, da es läutert und ſtärkt. Dann iſt es
eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man
garnicht an Glück oder Unglück denkt, ſondern

nur an ſtrenge, ſich nicht ſchonende Pflicht-erfüllung, das Glück ſich von ſelbſt, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweiſe ein-ſtellt. Dies habe ich oft bei Frauen in ſehr unglücklichen ehelichen Verhältniſſen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlaſſen wollten. Leben Sie herzlich wohl.
Ihr H.

Berlin, den 2. Dezember 1822.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, empfangen, und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Es gehört immer zu meinen angenehmſten Empfindungen, etwas von Ihnen zu erhalten, und jemehr ich darin Ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit erkenne, deſto tiefer iſt der Eindruck, den Ihre Zeilen auf mich machen. Die Erinnerung der Vergangenheit geſellt ſich alsdann zu dem Genuß der Gegenwart, und ich rechne es immer zu den günſtigſten Schickſalen meines Lebens, daß Sie mein Andenken haben bewahren wollen, und daß, wie mich Ihnen Beſchäftigungen, Schickſale genähert haben, Sie fortdauernd Wert auf meine Teilnahme legen, in meine Ideen eingehen, und es ſich ſelbſt für ein Glück, ja wohl gar mir zum Verdienſt anrechnen, daß mir Empfindungen blieben, die nur mit meinem eigenen Leben aufhören können. Es könnte mich dieſer Beifall eigentlich ſtolz machen, allein dazu habe ich keine Anlage. Ich kenne mehr, wie irgendeiner,

meine Fehler und Schwächen und weiß, daß es kein Verdienst genannt werden kann, daß, wenn man einmal vom Schicksal gewürdigt worden ist, das natürlich Treffliche und Gediegene zu sehen, wenn es sich, auch durch eine Gabe des Glücks, einem wirklich erschlossen hat, man es nun auch im Tiefsten der Seele festhält und sich nicht wieder entreißen läßt. Für ein solches Glück halte ich es, daß ich Sie einmal sah und Sie mir blieben, und fortfuhren, mir mit Treue anzuhängen, sich noch jetzt gern und willig mir unterordnen und mir erlauben, Ihnen so vertraulich zu schreiben. Ich habe die Stimmung von der Natur empfangen, die ich für eine ihrer wohltätigsten Gaben halte, daß ich das Unglück nie fürchte, ja, wo es mich betraf, und das ist doch einigemal auf sehr harte Weise geschehen, es nur als einen ernsten, aber nicht übelwollenden Begleiter betrachte; dagegen das Glück unendlich schätze, erkenne und genieße. Ich meine aber so das recht reine Glück, das, von allem Verdienst entblößt, uns die Götter schicken, ohne daß der Mensch dazu das mindeste tut. Ein solches Glück war es, daß Sie mir je begegneten, daß mir ein irdisches Bild vor Augen trat, das mir immer blieb und immer bleiben wird, mit dem nichts meinen Frieden stören kann und stören wird. Denn selbst, wenn es möglich wäre, daß Sie etwas anwandelte, das ich mißbilligen müßte, so bliebe jenes Bild ewig rein und unentweiht in mir. Es wäre dann etwas, das Ihnen so

begegnete, wie es jedem Menschen wohl begegnen kann, es wäre aber nicht in die Züge verwebt, die den Umriß jenes Bildes ausmachen. Denn jeder Mensch trägt eigentlich, wie gut er sei, einen noch besseren Menschen in sich, der sein viel eigentlicheres Selbst ausmacht, dem er aber wohl einmal untreu wird, und an diesem inneren und nicht so veränderlichen Sein, nicht an dem veränderlichen und alltäglichen muß man hängen, auf jenes dieses zurückführen, und manches verzeihen, woran jenes tiefere Sein unschuldig ist. So hatte ich ja auch nie geahnt, welchen Schatz von Liebe und Treue Sie mir ein langes Leben bewahrten. Wie sollte es mich nicht beglücken! Diese Empfindungen, die Sie für mich hegen, die Gefühle, die aus jedem Ihrer Briefe sprechen, sind ja der Grund, auf dem alles, was wir miteinander wechseln, rein und schön hinfließt, von dem es die Farbe annimmt und in dessen Licht es erscheint. Darin liegt auch der große Reiz, den Ihre Lebensbeschreibung für mich hat. Jemehr ich die Umgebungen kennen lerne, in denen Sie, meine gute Charlotte, aufwuchsen, jemehr ich Sie mir darin denke, desto mannigfaltiger bewegt schweben mir die Züge vor, an die meine Einbildungskraft immer gern und lieblich geheftet ist. Solchen Genuß der Phantasie rechne ich zu den höchsten, die den Menschen gegeben sind, und in vieler Rücksicht ziehe ich ihn der Wirklichkeit vor. In diese kann

immer leicht etwas störend eintreten, aber jene nähert sich den Ideen, und das Größte und Schönste, das Menschen zu erkennen imstande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem inneren Blick erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben ist eigentlich der wahre Genuß, das Glück, was man ohne Beimischung irgendeiner Trübheit in sich aufnimmt. Nur haben wenig Menschen eigentlich Sinn dafür. Denn es gehört dazu eine Neigung der Beschauung, die in Menschen unmöglich ist, bei denen Sinnlichkeit und innere moralische Empfindung in Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genuß übergehen. Ich bin von diesem Verlangen mein ganzes Leben hindurch sehr frei gewesen und habe daher mehr durch den Anblick vom Inneren und Äußeren genossen, und in beiden Rücksichten mehr die Wahrheit der Dinge erkannt, ohne mich Täuschungen hinzugeben.
Sie haben mich, liebe Charlotte, schon vor längerer Zeit gebeten, Ihnen Nachricht von den Meinigen zu geben; Sie haben den Wunsch leise erneuert und sprechen ihn jetzt wieder auf eine so zart empfundene Art aus, daß ich mir fast einen Vorwurf darüber mache. Sie sagen: die nahen Angehörigen geliebter Männer seien für Frauen unendlich teure, geheiligte Gegenstände; die Kinder, Teile seines Wesens, die Lebensgefährtin, als die Mutter dieser, würden in dem Grade, wie sie den Geliebten beglücken, von der innigsten Zärtlichkeit umfaßt. Indem ich es zu würdigen weiß, aus wie edler Quelle

dergleichen Äußerungen kommen, danke ich Ihnen recht herzlich dafür. Ich habe es nur von Brief zu Brief verschoben, weil ich gewöhnlich das letzte Wort eines Blattes und die letzte Viertelstunde der Zeit erreichte, ehe ich dazu kam. Ich fange bei meiner Frau an, da ich mich nicht erinnere, ob Sie wissen, wer sie eigentlich ist. Wenn ich Ihnen also etwas sage, was Ihnen bekannt ist, so seien Sie mir darum nicht böse. Sie war ein Fräulein von Dacheröden, in ihrer Jugend sehr schön, und, ob sie gleich acht Kinder gehabt hat, noch viel mehr erhalten, als es Frauen, die nicht in dem Falle sind, gelungen ist. Sie ist seit einiger Zeit kränklich, aber auf keine Weise, die Besorgnis erregte, oder ihre natürliche Heiterkeit störte. Burgörner gehört ihr und ist eins ihrer Güter, dahingegen Tegel und die schlesischen mir gehören. Unsere Ehe wurde bloß durch gegenseitige Neigung, ohne alles Zutun von Eltern und Verwandten, geschlossen, sie hat in den einunddreißig Jahren, die sie nun währt, nie einen nur weniger zufriedenen Moment gehabt, unser Glück ist gegenseitig heute, wie im Anfang, und hat nur die Farbe der verlaufenden Zeit nach und nach angenommen. Da wir beide von Natur heiter sind, so ist unser Verhältnis selbst jugendlicher geblieben, als es sonst der Fall sein würde. Meine Geschäfte haben uns manchmal lange voneinander getrennt, aber seitdem ich freie Muße genieße, sind wir fast ununterbrochen zusammen, und dies fortsetzen zu können, wird

mich vorzüglich bewegen, wenn es nicht durchaus sein muß, nicht wieder in Dienst zu treten. Gleich nach meiner Verheiratung lebte ich auch außer Dienstverhältnissen über zehn Jahre lang, und reiste damals mit meiner Frau nach Frankreich und Spanien. Jetzt in der Stadt berühre ich fast die Straße mit keinem Fuß, und fahre auch selten aus. Auf dem Lande gehen wir immer zusammen spazieren, oder sind beide zu Hause. Von unsern acht Kindern haben wir leider drei, eins in Paris, zwei in Rom, verloren, als ich dort Gesandter war. Jetzt haben wir noch drei Töchter und zwei Söhne. Die älteste Tochter wird sich schwerlich verheiraten, sie bleibt gern mit uns, und wir würden sie, da sie so lange mit uns gewesen ist, noch ungerner missen. Meine beiden andern Töchter sind verheiratet; die zweite heiratete, ehe sie noch fünfzehn Jahre alt war, und ihr Mann in den Krieg ging. Sie hat den Obrist-Lieutenant von Hedemann zum Manne und lebt überaus glücklich. Die jüngste ist an den Geheimrat von Bülow verheiratet, der Legations-Sekretär bei mir in London war, und jetzt hier bei dem auswärtigen Departement steht. Sie hat eine Tochter, die bald ein Jahr alt sein wird, und lebt gleichfalls sehr heiter und in ihrer Häuslichkeit zufrieden. Mein jüngster Sohn ist noch im Hause und wird bei mir erzogen. Mein ältester ist Kavallerieoffizier in Breslau und hat eine schöne und liebenswürdige Frau. Sie hat leider noch keine Kinder. So wissen Sie

wenigftens im ganzen fo viel, daß Sie fich meine Familie und mein Leben in derfelben vorftellen können. Außer meiner Familie fehe ich wenig Leute. In Privathäufer gehe ich felten, nur zu einigen alten Bekannten.
Ich muß nun fchließen, das Papier ift zu Ende. Leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte. Mit der unwandelbarften und wärmften Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Berlin, den 27. Dezember 1822.

Ich fetze mich mit inniger Freude an den Tifch, Ihre beiden Briefe zu beantworten, die mir, wie alles, was mir von Ihnen kommt, fehr teuer gewefen find. Es tut mir fehr leid, daß mein längeres Schweigen Sie einen Augenblick beunruhigt hat, ob ich gleich diefem Umftande einen Brief mehr von Ihnen verdanke. Sie müffen aber nie unruhig fein, wenn ich einmal länger nicht fchreibe, als Sie gerade gedacht haben, daß ich es tun würde. Ich bin fo felten krank, daß dies garnicht in Berechnung kommen kann, und eine Änderung in meinen Gefinnungen, wie leife fie auch fein möchte, ift in der Tat unmöglich. Es widerfpricht meinem Charakter überhaupt, und widerfpricht noch viel mehr meinen einmal für Sie gefaßten Empfindungen, und kann mit einem Worte nicht eintreten. Daß ich aber einmal weniger oft fchreibe, hat ganz zufällige Urfachen, die ich aber auch nicht gut ändern

kann. Ob ich gleich jeẜt gar keine eigentlichen Geſchäfte habe, ſo bin ich beſchäftigter als die meiſten, die ſelbſt viel mit ſolchen beladen ſind, und ich lebe keineswegs ſo, wie manche andre, daß ich nur auf irgend eine Weiſe dem Vergnügen oder meinen Einfällen nachhänge. Meine Stunden vom Morgen bis zum Abend, und vor 1 Uhr gehe ich nie zu Bette, ſind regelmäßig beſeẜt; mit meiner Familie bringe ich nur etwa zwei Stunden am Abend, außer dem Mittageſſen, zu. In Geſellſchaft gehe ich ſo gut als garnicht, und in meiner Stube, in der ich alſo die meiſte Zeit meines Lebens zubringe, bin ich mit Papieren und Büchern umringt. Ich führe, ſeit ich den Dienſt verlaſſen habe, ein eigentliches Gelehrten-Leben, habe weitläufige, wiſſenſchaftliche Unterſuchungen unternommen, und ſo kommt es denn freilich, daß der Briefwechſel manchmal ſtockt, der mit Ihnen aber doch am wenigſten. Denn ich wundere mich ſelbſt manchmal, wie ich Ihnen ſo oft und ſo lange Briefe ſchreibe, und dann finde ich es doch wieder ſo natürlich, weil ich mich ſo gern in meinen Gedanken vor Ihnen gehen laſſe, und meine Briefe wieder Veranlaſſung der Ihrigen ſind, die ich ſo innig gern leſe, wie lang ſie ſein möchten. Denn zum Leſen habe ich immer Zeit, da dazu der Entſchluß nicht wie zum Schreiben zu nehmen iſt, ſondern mit dem erſcheinenden Briefe natürlich da iſt, ſo ſchiebt ſich alles andre ſo lange zur Seite. Auch das Denken gehört jeder Stunde an, nur zum

Schreiben kommt man nicht immer, und ich könnte mir darin einen Zwang antun. Ich klagte mich zum voraus bei Ihnen an, liebe Charlotte, daß ich eigentlich nicht ordentlich und regelmäßig im Schreiben bin, und Sie sehen jetzt, daß ich nicht unwahr redete.
Daß Sie erfreut und zufrieden sind mit den kurzen Nachrichten, die ich Ihnen über meine Familie gab, ist mir lieb, ob sie hinzusetzen, »wenn ich sie auch ausführlicher gewünscht hätte, bin ich doch erfreut und etwas bekannt mit den Ihrigen und bescheide mich«. – Das ist ganz in Ihrer Art, und wenn ich Sie darum lobe, so muß ich darüber schmälen, daß Sie besorgen, ob Sie sich nicht zu sehr haben gehen lassen in dem Ausdruck Ihrer Empfindungen? Sie haben in Ihrer Selbstbiographie nur für mich geschrieben. Sie haben mir die ersten Empfindungen Ihrer jugendlichen Brust aufrichtig, edel und offen gestanden, Sie haben mir diese Gefühle durch ein ganzes Leben gesondert, bewahrt, und mein Andenken heilig erhalten, ohne irgendein Zeichen des meinigen empfangen zu haben. Ihr ganzer Besitz waren ein paar Zeilen auf einem Zettel Papier. Das würde jeden Mann gerührt haben. Wer aber so etwas zu würdigen versteht, wie ich das von mir sagen darf, der wird es wie ein seltenes Glück dankbar empfangen und wie eine Zugabe des Himmels ansehen. Nicht der leiseste, nur scheinbar gerechte Vorwurf könnte Sie treffen, und die kälteste, ruhigste Beurteilung

könnte hier nichts zu tadeln finden. Sie ſehen, ich will mir nicht wieder entreißen laſſen, was Sie mir einſt freiwillig gegeben haben. Ich will es behalten, und keine kleinlichen Skrupel von Ihrer Seite ſollen mir meinen lieben Beſitʒ rauben. Irre ich, ſo irrt wenigſtens mein Herz nicht. Ich habe nicht die engherzigen Begriffe über ſolche Empfindungspflichten, die wohl ſonſt im Schwange ſind. Wenn man in ſich rein iſt, kein Gefühl mit dem andern vermengt, keine Pflicht verleʒt, ſo habe ich für mich (ich will nie für das Gewiſſen eines andern reden) kein Arges, mich jedem Gefühl, das wahr und unentſtellt in mir aufſteigt, ohne alle Ängſtlichkeit hinzugeben. So iſt es in mir. Sie ſehen, was ich Ihnen oben ſagte, ich will behalten, was ich habe.

Von meinem Familienleben hätte ich Ihnen, wenn Sie es nicht ausdrücklich gefordert hätten, und es mir nicht natürlich geſchienen, doch auch das Innere und gerade dasjenige Verhältnis zu berühren, von dem in einem Familienkreiſe alle anderen Empfindungen ausgehen, immer geſchwiegen.

Alſo noch einmal, ich will, liebe Charlotte, daß Sie nicht eine einzige Zeile, nicht ein Wort zurückwünſchen. Alles, was Sie mir geſchrieben haben, woraus Ihre Gefühle ſo rein und wahr hervorſtrahlen, beglückt mich in der Erinnerung. Ich wünſche vor allem, daß der Briefwechſel mit mir Ihnen reine, durch nichts getrübte Freude mache. Ich habe ja dabei

keinen andern Zweck, als für mich Erinnerungen feſtzuhalten, die mir ewig teuer ſein werden, und für Sie, Ihnen eben dadurch Freude zu geben.
Daß ich Ihnen jene Nachrichten ſo ſpät gab, darf Sie nicht wundern, ich gab ſie nur, weil Sie es wollten. An ſich iſt es meine Art nicht, von dem, was ich für einen Menſchen fühle, einem andern als ihm ſelbſt zu ſprechen, ja, es iſt mir ganz entgegen. Ich weiß wohl, daß man es ſo gemeinhin für ein Zeichen und ein Bedürfnis der Freundſchaft hält, ſich gegenſeitig Freude und Kummer und alles mitzuteilen, den andern, wie man es nennt, mit ſich leben zu laſſen. Ich könnte tiefen Kummer und große Freude im Herzen haben, und es würde mich nie drängen, es denen mitzuteilen, die ich am liebſten habe. Ich tue es auch wirklich nicht, wenn die Mitteilung nicht andere Veranlaſſung hat. Ich halte ſehr wenig von den Ereigniſſen des Lebens und für mich (Gott weiß, nicht für andere) wenig von Glück und Unglück, beide, auf mich bezogen, ſind die letzten Rückſichten bei meinem Tun und Handlungen; ich weiß, Gottlob! mit denen, die ich ſo gern habe, als Sie, immer noch etwas Beſſeres zu reden, als was eben um mich herum vorgeht. Ich mache es gerade ſo mit meiner Frau und Kindern. Sie wiſſen von ſehr vielem, was mich beſchäftigt, garnicht, und meine Frau denkt ſo gleichgeſtimmt mit mir darüber, daß, wenn ſie zufällig etwas erfährt, was ſie

nicht wußte, oder ich ihr selbst bei einer Veranlassung davon sagte, es ihr nicht einfällt, das sonderbar zu finden. Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertraulichkeiten.
Leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Berlin, den 14. Februar 1823.

Sie verstummen ja ganz, liebe Charlotte. Es ist ungewöhnlich lange, daß ich keine Zeile von Ihnen erhielt. Schon seit acht Tagen wollte ich Sie bitten, das Stillschweigen zu brechen. Aber ich hoffte mit jedem Posttag einen Brief zu erhalten. Wenn Sie nur nicht krank sind! Allein gerade dann, dächte ich, hätten Sie geschrieben, mir wenigstens das zu sagen. Sie waren aber sehr angegriffen, hatten sich sehr angestrengt, dazu jetzt die kalte Witterung, das alles könnte Ihnen doch wohl geschadet haben. Ich bitte Sie inständigst, schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Ich würde in der Tat sehr unruhig sein, wenn ich auch jetzt keinen Brief erhielte. Ich bin wohl, aber sehr beschäftigt. Mein Bruder war vier Wochen hier bei mir. Er ist nun nach Paris zurückgegangen; während seiner Anwesenheit hatte ich alles liegen lassen, und so ist schon das, was sich in meinen Geschäften angehäuft hat, so ansehnlich, daß ich ein paar Wochen daran aufzu-

räumen haben werde. Darum verzeihen Sie auch die Kürze meiner Zeilen. Da Sie gern lange Briefe von mir haben, ſo wird Ihnen mein letzter gefallen haben, er füllte den ganzen Bogen, und mit meiner kleinen Handſchrift iſt das ſehr viel. Leben Sie wohl, und ich bitte, ſchreiben Sie mir gleich. Von Herzen und mit unveränderlichen Geſinnungen der Ihrige.

H.

Berlin, den 14. März 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre Briefe mit deren Beilagen erhalten und ſage Ihnen meinen herzlichen Dank dafür. Man kann nicht ordentlicher ſein, als Sie dieſe zweite Lieferung zu Ihrer Lebensbeſchreibung eingerichtet haben. Sie nennen ſie: Einleitungshefte. Die Folge wird das erſt ganz deutlich machen, da alle Ihre Gedanken Klarheit haben. Alles lieſt ſich leicht und mühelos, wie ein Buch, und was bei Handſchriften immer ſehr angenehm iſt. Daß Sie das Ganze in Lieferungen teilen und jede in einen angemeſſenen Abſchnitt zuſammenfaſſen, iſt äußerſt zweckmäßig. Ich finde es daher auch beſſer, daß Sie künftig ſich nicht gerade an die Zeitpunkte halten, die ich anfangs beſtimmt hatte, ſondern jeder Lieferung einen angemeſſenen, ſich nach dem Inhalt richtenden Abſchnitt geben, daß er weder allzukurz noch allzulang wird, und abzuſenden, wenn Sie ſolche Lieferung fertig haben, ohne ſich an einen be-

ſtimmten Zeitabſchnitt zu kehren. Ich weiß, auf der einen Seite, daß Sie Intereſſe genug an der Sache nehmen, und liebevoll gegen mich geſinnt, ſelbſt gern meine Wünſche erfüllen, und alſo die Muße, die Sie auf dieſe Arbeit verwenden können, gewiß nicht ohne Not andern Dingen ſchenken. Auf der andern Seite aber möchte ich ſelbſt nie, daß Sie den notwendigen Geſchäften, die Ihnen obliegen, Zeit entzögen, die dann wieder zu große Anſtrengungen forderten, um das Verſchobene wieder einzubringen. Alles, wozu ich Sie veranlaſſe, ſoll nur zu Ihrem Vergnügen und Ihrer Genugtuung dienen, nicht aber Ihnen zur Laſt noch Unruhe werden. Was mich bei dieſer Lieferung erſchreckt, iſt, daß Sie ſchon ſo weit vorgerückt ſind. Sie ſehen daraus, wie ich Ihnen immer ſagte, daß Ihre Furcht vergeblich ſei, daß Sie bei einer ſo großen Ausführlichkeit nie zu einem Ende kommen würden. Indeſſen kann ich Ihnen durchaus über Mangel an Ausführlichkeit keinen Vorwurf machen. Ich glaube gern und ſehe es aus der Schrift ſelbſt, daß Sie nichts weiter zu erzählen hatten, weil der Gegenſtand Ihnen in Ihrem Gedächtnis nicht mehr darbot. Sie haben nichts übergangen, alle Perſonen, die Sie erwähnen, erſcheinen in einer vollſtändigen Zeichnung mit ſehr beſtimmten Umriſſen, man ſieht zugleich ihre Umgebungen, und es geht dem Bilde kein Zug ab, deſſen Vermiſſen eine Lücke verurſachte. Zwei intereſſante Figuren ſind Ihre beiden

Großmütter, man ist sehr geneigt, sie in Ihnen wieder zu erkennen. Zwei vorzügliche Frauen waren es gewiß. Es ist in sich natürlich, daß die Schilderung des Lebens einer in den einfachsten Verhältnissen sich befindenden Familie nicht mehr und nichts Vielfacheres darzubieten imstande ist; auch ist es Ihnen wohl bis dahin nicht eingefallen, dies Leben in so weiter Vergangenheit zurückzuholen und zu beschreiben. Das alles, gute Charlotte, erkenne ich mit wahrer Dankbarkeit, erkenne, wie gern Sie mir Freude machen. Auch hat Ihre Erzählung, gerade in dieser Einfachheit eines solchen Lebens, für mich und meine individuelle Art zu empfinden einen großen Reiz, den ich auch wieder bei Lesung Ihrer Blätter empfunden habe. Ich muß diese Lieferung auch darin noch mehr loben als früher, weil die Erzählung darin ruhiger, ununterbrochener, und in einem einzig nur das Geschilderte heraushebenden Tone fortgeht. So gern ich auch Betrachtungen lese, welche Sie früher dem Erzählten einzustreuen pflegten, so besteht der größte Reiz einer Erzählung doch gerade darin, daß man nur das Erzählte erblickt, und daß es als etwas ehemals Vorgegangenes und sich selbst vor dem Auge Bewegendes dasteht, nicht durch den unterbrochen wird, der es jetzt absichtlich darstellt. Im gegenwärtigen Falle sind nun zwar Sie, als darstellend und dargestellt, dieselbe Person, allein die Verschiedenheiten der Zeit bleiben auch so doch gleich beachtungswert,

und Sie, jetzt und selbst erzählend, werden gegen sich, in jener Zeit dargestellt, auch wieder gewissermaßen eine Fremde. Sie müssen aber darum nicht glauben, daß ich mich durchaus gegen die Einstreuung jeder Betrachtung erklärte, und Sie sich jede neue verbieten müßten. Dies ist gar nicht meine Absicht. Ich lobe mehr die Art, die ich hier beobachtet gefunden habe, als ich es tadeln würde, wenn Sie eine andere angewendet hätten. Denn auch diese könnte auf ihre Weise Reiz gehabt haben, und Sie würden es gewiß verstanden haben, ihn derselben zu geben. Allein in sich ist es richtig, daß die Erzählung reiner und anziehender in dem Grade ist, in welchem sich der Erzähler mehr zurück und in Schatten stellt, und dieser verliert dabei nicht, denn man sieht ihn und seine Individualität in der Art und Natur der Erzählung gleich klar und bestimmt, und fühlt sich durch die verstecktere Art, mit der es geschieht, überrascht. Die Zeichnungen, die Sie beigelegt hatten, haben mich sehr gefreut. Sie versetzen den, der sie sieht, auf den Schauplatz der Personen, von denen erzählt wird, und tragen daher zur Lebendigkeit der Schilderung und zur Bestimmtheit des Bildes bei. Die äußere Ansicht Ihres elterlichen Hauses hat aber auch etwas in sich Freundliches und Gefälliges. Bei Gelegenheit des Todes Ihrer Mutter erwähnen Sie, obgleich dunkel und so, daß man nicht deutlich und bestimmt sehen kann, wie es gewesen ist, etwas Geisterartiges.

Dies bitte ich Sie nicht zu übergehen. Ist es, wie es fast scheint, Ihre Absicht, darauf bei einer andern Gelegenheit in der Folge zurückzukommen, so mag es so bleiben, und so lese auch ich die genaue Darstellung dieses Ereignisses lieber an dem Orte, den Sie für den paßlichsten halten. Wollen Sie aber nicht darauf zurückkommen, sondern es bei demjenigen bewenden lassen, was Sie darüber gesagt haben, so muß ich Sie bitten, dieser Sache eine besondere Zugabe zur zweiten Lieferung zu widmen, sie zuerst und zunächst auszuarbeiten und mir einzeln zuzusenden. Es hat gerade dies ein ganz besonderes Interesse für mich. – Das Mißgeschick mit Ihrer Wohnung hat mich sehr geschmerzt; Sie befanden sich dort einsam und wohl, und hatten überdies sie sich nach Ihren Neigungen eingerichtet. Das verlassen zu müssen, ist wirklich höchst unangenehm, und ich nehme nicht nur den innigsten Anteil daran, sondern begreife auch ihre Niedergeschlagenheit darüber vollkommen.
Daß Ihnen meine Teilnahme tröstlich, mein Andenken wohltätig ist, und Sie gern dabei verweilen und ausruhen, wenn Ihnen, wie auch jetzt, weh ist, dafür, liebe Charlotte, kann ich Ihnen nur sehr dankbar sein. Es war mein Wunsch und meine Absicht, ich wollte nur glücklich, heilsam und wohltätig auf Sie einwirken, und es freut mich unendlich, wenn ich erkenne, daß ich das erreiche. Gestatten Sie mir denn auch jetzt diesen Einfluß auf Ihr

Gemüt, da Sie leiden und gebeugt sind. Richten Sie sich an mir auf. Ich möchte niemand lieber als Ihnen zur Stütze sein. Leben Sie für heute herzlich wohl, und erlauben Sie mir die Wiederholung meiner Bitte, sich zu beruhigen. Halten Sie den Glauben an die Treue meiner innigsten, liebevollsten Teilnahme fest, womit ich Ihnen stets angehöre. Ihr H.

Berlin, den 30. März 1823.

Ihr Brief vom 19. dieses, liebe Charlotte, hat mich bekümmert, da er in großer und sichtbarer Niedergeschlagenheit geschrieben war; es hat mich aber gefreut zu sehen, daß er gegen das Ende hin heiterer wird, weil das ein sicheres Zeichen ist, daß das ruhige Schreiben, das stille Gespräch mit dem, von dem Sie wissen, daß er immer gleichen Anteil an Ihnen nimmt, eben jene wohltätige Wirkung auf Sie ausgeübt hat. Darum hoffe ich auch, werden Sie nicht bei dem Vorsatz des Verstummens bleiben, sondern fortfahren, wie bisher, zu schreiben. Jener Vorsatz, den ich überhaupt nur für augenblicklich halten will, kann Ihnen nur von einer düsteren Stimmung eingegeben sein. Es ist sehr liebevoll von Ihnen, daß Sie, wie Sie sagen, mein Leben nicht durch Ihre Niedergeschlagenheit stören wollen. Allein, weiß ich sie darum weniger, wenn ich sie in Ihrem Verstummen erkenne, und muß sie mich denn

nicht gerade darum mehr beunruhigen, weil ich den Grad, die Farbe, die Art derselben weniger kenne? Sie können versichert sein, daß ich immer den herzlichsten und mitfühlendsten Anteil an Ihnen und allem, was Ihnen begegnet, nehme, und daß ich auch auf dieselbe Weise den Unfall ansehe, daß Sie gerade jetzt, und überhaupt, eine Ihnen zu bequemer und lieber Gewohnheit gewordene Wohnung aufgeben müssen. Allein ich möchte Ihnen doch, liebe Charlotte, bei einem solchen Falle mehr Stärke, mehr innere, äußeren Unfällen entgegenstrebende Heiterkeit wünschen, da Ihnen so vieles zum inneren Genuß bleibt. Es soll dies gewiß auch nicht der fernste und leiseste Vorwurf sein, ich möchte lieber alles, als Ihnen im mindesten weh tun. Aber es ist einmal meine Art, zu denen, mit denen ich vertraulich umgehe, durchaus und ganz wahr zu reden, unverhohlen zu sagen, was mir nicht zu billigen scheint, und ihnen die Vorstellungen zu machen, durch die sie meiner Überzeugung nach in sich stärker, fester und dadurch selbständiger und minder abhängig von äußeren Zufälligkeiten werden. Also seien Sie mir um dasjenige, was ich Ihnen hier sage und sagen werde, nicht böse. Sehen Sie es auch nicht als etwas an, das der leicht sagen kann, der selbst nur in glücklicher und genügender Lage vor ähnlichen Unfällen sicher ist. Es kommt nicht auf die äußere Ursache an, von welcher der Schmerz oder die Widerwärtigkeit ent-

ſteht, und der Himmel hat Schmerz und Widerwärtigkeit ſo weiſe verteilt, daß der äußerlich noch ſo vorzüglich Begünſtigte darum keinen Augenblick hindurch freier iſt von Anläſſen und Urſachen inneren Schmerzes. In einem ſchon ziemlich langen und gar nicht in einfachen Verhältniſſen hingegangenen Leben ſind mir mannigfaltige Dinge vorgekommen, die mich augenblicklich oder auf lange aus meinem ganzen gewohnten Lebenswege in einen andern, in vielen, gerade das Innerſte berührenden Punkten verſchiedenen geſtoßen haben. Ich bin alſo den Empfindungen, die Sie jetzt haben, auf keine Weiſe fremd, und kann mir jeden Tag, da wir in der Hand des Schickſals ſind, eine ähnliche bevorſtehen. Ich verkenne auch darum die Art Ihrer Empfindungen nicht, weil ich, wie Sie allerdings Recht haben zu ſagen, nicht gerade mit der äußeren Urſache ſympathiſieren kann. Das Wechſeln einer Wohnung, das mir ſo oft von den angenehmſten zu den unlieblichſten begegnet iſt, würde auf mich allerdings wenig Einfluß haben. Ich lebe zwar auch beſtändig in meiner Stube, bin jetzt zum Beiſpiel, trotz des Sonnenſcheins, ſeit acht Tagen mit keinem Fuße anders, als zu den durch Gewohnheit beſtimmten Tageszeiten, in das Nebenzimmer zu meiner Familie gekommen. Ich habe keine Bedürfniſſe der Art, jede Stube iſt mir gleich, ich brauche keine Bequemlichkeiten, den Rohrſtuhl, auf dem ich ſitze, und den Tiſch, an dem ich

schreibe, ausgenommen. Sie würden keinen Spiegel, kein Sofa, nichts von dem allen bei mir finden. Allein auf die Ursache der Trauer kommt gar nichts an, es gilt nur diese, und ich sage Ihnen das nur, um jedem, auch stummem Einwand zu begegnen, daß ich bei einem Unfall, wie er Sie jetzt betrifft, mich nicht in Ihre Lage versetzen könnte. Ich kann es gewiß, da jeden reizbaren und nicht empfindungslosen Menschen niederschlagende Empfindungen ähnlicher Art betreffen. Aber gerade darum, meine eigenen Erfahrungen benutzend, muß ich Sie doch bitten, liebe Charlotte, sich durch dies Ereignis nicht auf solche Weise beugen zu lassen. Ich kann es nach Ihrer eigenen Schilderung nicht sowohl für ein empfindliches Übel halten, daß Sie gerade diese Wohnung verlassen, sondern mehr, daß Sie nicht wieder eine ungenierte Gartenwohnung mit Stille und Einsamkeit und ohne Mitbewohner gefunden haben. Was Sie mir einmal von der Kälte und Feuchtigkeit der Wände, auch wo Sie schlafen, sagten, hat mich sehr geschreckt, und kann Ihnen unmöglich zuträglich gewesen sein. Trotz alledem, was sich da sagen läßt, bleibt der Verlust, bis Sie eine andere ländliche und stille Wohnung finden, sehr groß, und läßt sich nicht wegräsonieren, auf keine Weise. Aber da, liebe Charlotte, bleibt, außer der Resignation, das zu tragen, was unabänderlich ist, doch auch der Genuß dessen, was Ihnen in Ihrem inneren Leben unent-

reißbar bleibt, das Andenken an alles, was Ihnen teuer ist, der Umgang mit einigen Personen, denen Sie geneigt sind, das Bewußtsein eines immer reinen Gemüts ein bewegtes Leben hindurch, die Genugtuung an einem sich selbst geschaffenen Dasein, endlich, darf ich auch mit Freuden hinzusetzen, nach dem, was Sie mir so oft sagen, die Beschäftigung mit mir, die Sicherheit, wie innig ich alles Weh und alle Freude teile, die sich in Ihnen bewegen. Einer gewissen Stärke bedarf der Mensch in allen, auch den glücklichsten Verhältnissen des Lebens, vielleicht kommen sogar Unfälle, wie Sie jetzt einen erfahren, um dieselbe zu prüfen und zu üben, und wenn man nur den Vorsatz faßt, sie anzuwenden, so kehrt bald, auch selbst dadurch Heiterkeit in die Seele zurück, die sich allemal freut, pflichtmäßige Stärke geübt zu haben. ~ ~

Überhaupt, liebe Charlotte, und ich denke das oft, mag es wohl sein, daß ich anders bin, als Sie sich mich manchmal gedacht hatten. Das kann eigentlich nicht fehlen, wenn man sich fast nie gesehen und nie miteinander gelebt hat. Ich schrieb Ihnen, im Beginn unsers Briefwechsels, Sie müssen mich nehmen, wie ich bin, ich kann aus meinem Wesen, wie es ist, nicht herausgehen. Meine wahren und eigentlichen Gesinnungen überhaupt und gegen Sie, liebe Charlotte, bleiben immer dieselben und ändern nie. Ob Ihnen der Ausdruck immer gleich erfreulich und ansprechend ist,

dafür kann ich nicht einſtehen. Ich kann meiner Freiheit, weder in der Häufigkeit, noch in der Art, wie ich ſchreibe, etwas nehmen, und muß Sie da, wo ich zufällig nicht mit Ihnen oder Ihren Bemerkungen übereinſtimme, um Nachſicht bitten. Daß ich in Wahrheit teil an Ihnen nehme, daß ich Ihnen auch gern ſchreibe, ſehen Sie genug auch daraus, daß ich Ihnen vom Anfange an frei und offen, wie ich immer bin, ſagte, daß ich ungern ſchreibe, daß Sie ſelten und kurze Briefe von mir bekommen würden, und daß ich doch häufig, und wie ſelbſt dieſer zeigt, ſehr lange Briefe wirklich ſchreibe. Um zu Ihrer Lebenserzählung zurückzukehren, ſo kann ich Ihnen nur wiederholen, daß Sie mir durch die Fortſetzung wahre Freude machen werden, muß aber auch hinzuſetzen, daß meine Bitte immer von der Vorausſetzung ausgeht, nicht bloß, daß Sie es gern tun, das weiß ich gewiß, ſondern auch, daß Sie Stimmung und Zeit in Anſchlag bringen, und ſich nur dann damit beſchäftigen, wenn beide es erlauben; ich weiß ja, wie gewiſſenhaft Sie Ihre Zeit anwenden und darüber denken, und Sie wiſſen, wie dies meine wahre Achtung für Sie erhöht. Was Sie mir von den Geiſtererſcheinungen ſagen, hat mich noch neugieriger darauf gemacht. Ich bin ganz der Meinung Ihres verewigten Vaters. Niemand kennt den geheimen Zuſammenhang der Dinge, und ich werde keinen Unglauben haben. Leben Sie nun herzlich wohl, liebſte Charlotte! Suchen Sie

ſich zu erheitern, tun Sie es auch aus Liebe zu mir, und glauben Sie, daß niemand ſo gern und ſo oft an Sie denkt, als ich. Ihr H.

Berlin, den 12. April 1823.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre wenigen Zeilen, welche Ihnen Ihre liebevollen Geſinnungen eingaben. Ihre Worte: »Nehmen Sie dem gepreßten Herzen die Worte nicht genau, ſo wenig als den Kleinmut, der Folge ſchwerer Verhängniſſe iſt« – dieſe Worte haben mich tief gerührt. Niemals werden Sie in meinen Geſinnungen den leiſeſten Wandel erkennen. – Ihrem nächſten Briefe ſehe ich nun mit großem Verlangen entgegen; aus einigen Äußerungen möchte ich ſchließen, daß ich Ihnen eine angenehmere Ausſicht eröffnet habe. – H.

Berlin, den 25. April 1823.

Ich wollte mich eben hinſetzen, liebe Charlotte, Ihren lieben Brief vom 9. dieſes zu beantworten, als ich zu meiner großen Freude den vom 20. bekam. Ich glaubte ſchon, Sie wollten, ehe Sie mir ſchrieben, erſt eine Antwort von mir abwarten. Ich freue mich ſehr, Sie nicht in dem Hauſe zu wiſſen, vor deſſen unlieblichen Bewohnern Sie mit Recht einen ſo großen Abſcheu hatten.

Sie haben bei Ihrem neuen Etabliſſement wenigſtens an Ruhe und Einſamkeit gewonnen. Ich begreife indes vollkommen Ihren Widerwillen vor der Stadt. Wäre ich nicht meiner Kinder wegen hier, die einmal ihrer Verhältniſſe wegen die Stadt, zumal im Winter, nicht verlaſſen können, ſo würde ich immerfort auf dem Lande bleiben. Selbſt, wo die Gegend nicht reizend wäre, bleibt der Anblick des freien Himmels ſchon viel. Der Anblick des Himmels hat überhaupt unter allen Umſtänden einen unendlichen Reiz für mich, bei ſternenhellen, wie bei dunklen Nächten, bei heiterm Blau, wie bei ziehenden Wolken, oder dem traurigen Grau, worin ſich das Auge verliert, ohne etwas darin zu unterſcheiden. Jeder dieſer Zuſtände entſpricht einer eigenen Stimmung im Menſchen, und wenn man das Glück hat, dieſe Stimmung nicht gerade von den Elementen empfangen zu müſſen, nicht düſter zu werden mit dem düſteren Himmel, ſondern in der aus dem reinen Innern entſprungenen Stimmung, durch den Anblick des Himmels nur in andere und andere Betrachtungen verſenkt zu werden, ſo hat man wenigſtens kein Mißfallen am farbloſen Himmel, wenn man auch dem ruhig und mild ſtrahlenden natürlich den Vorzug gibt. Mir iſt überhaupt das Klagen über Wetter fremd, und ich kann es an andern nicht ſonderlich leiden. Ich ſehe die Natur gern als eine Macht an, an der man die reinſte Freude hat, wenn man ruhig mit

allen ihren Entwicklungen fortlebt, und die Summe aller als ein Ganzes betrachtet, indem es nicht gerade darauf ankommt, ob jedes Einzelne erfreulich sei, wenn nur der Kreislauf vollendet wird. Das Leben mit der Natur auf dem Lande hat vorzüglich darin seinen Reiz für mich, daß man die Teile des Jahres vor seinen Augen abrollen sieht. Mit dem Leben ist es nicht anders, und es scheint mir daher immer aufs mindeste eine müßige Frage, welches Alter, ob Jugend oder Reife, oder sonst einen Abschnitt man vorziehen möchte. Es ist immer nur eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, daß man wahrhaft wünschen könnte, in Einem zu bleiben. Der Reiz der Jugend besteht gerade im heiteren und unbefangenen Hineinstreben in das Leben, und er wäre dahin, wenn es einem je deutlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führt, etwa wie das Treten der Leute, die in einem Rade eine Last in die Höhe heben. Mit dem Alter ist es nicht anders, es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nicht anderes, als ein Hinaussehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge verlassen wird, ohne sie zu entbehren, indem man doch zugleich sie liebt und mit Heiterkeit auf sie hinblickt, und mit Anteil in Gedanken bei ihnen verweilt. Selbst ohne auch religiöse Gedanken an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeschreiblich Bewegendes, sich in der Unendlichkeit

des Luftraums zu verlieren, und benimmt ſo auf einmal alle kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens, und der Wirklichkeit ihre ſonſt leicht einengende Wichtigkeit. So ſehr auch der Menſch für den Menſchen das Erſte und Wichtigſte iſt, ſo gibt es gerade nichts gegenſeitig mehr Beſchränkendes, als die Menſchen, wenn ſie, enge zuſammengedrängt, nur ſich vor Augen haben. Man muß erſt oft wieder in der Natur ein höheres und über der Menſchheit waltendes Weſen erkennen und fühlen, ehe man zu den beſchränkten Menſchen zurückkehrt. Nur dadurch auch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht ſo wichtig zu halten, nicht ſo viel auf Glück oder Unglück zu geben, Entbehrung und Schmerz minder zu achten, und nur auf die innere Stimmung, die Verwandlungen des Geiſtes und Gemüts ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, und das äußere Leben bis auf einen gewiſſen Grad in ſich untergehen zu laſſen. Der Gedanke des Todes hat dann nichts, was abſchrecken oder ungewöhnlich bekümmern könnte, man beſchäftigt ſich vielmehr gern mit ihm, und ſieht das Ausſcheiden aus dem Leben, was ihm auch immer folgen möge, als eine natürliche Entwicklungsſtufe in der Folge des Daſeins an. Ich komme zum Teil mit deshalb auf dieſe Betrachtungen, weil ich eben die Zugabe zu Ihrem zweiten Heft geleſen habe, für die ich Ihnen herzlich danke und deren Inhalt damit enge zuſammenhängt. Es iſt ſchwer zu be-

ſtimmen, was man über die Tatſachen, denn als ſolche muß man Selbſterfahrenes anſehen, ſagen ſoll.
Daß eine geliebte Perſon im Augenblick ihres Abſcheidens, oder auch nachher, den Elementen und der Sinnenwelt die Kraft abgewinnt, zu erſcheinen, läßt ſich zwar auch nicht weiter begreiflich machen, allein die menſchliche Seele empfindet doch ſelbſt Dinge in ſich, welche die Möglichkeit, wenn auch nur in einem Schleier, durchblicken laſſen. Wer je Sehnſucht in ſich getragen hat, begreift, daß ſie eine Stärke gewinnen kann, die von ſelbſt die gewöhnlichen Schranken der Natur durchbricht. Es mag aber auch bei dem, der etwas ſehen ſoll, eine Empfänglichkeit notwendig ſein, die Geiſtergegenwart zu vernehmen, und wir mögen manchmal von Geiſtern umgeben ſein, ohne es zu wiſſen oder zu ahnen. Warum man weniger Geiſter ſieht, weniger von Erſcheinungen hört, läßt ſich eher erklären. Unter den Geſchichten von ehemals waren wohl viele falſch, nicht gerade erfundene, aber ununterſucht gebliebene, oder nicht verſtandene, natürliche Ereigniſſe. Man hatte mehr Glauben überhaupt und auch an dieſe Dinge, man war mehr zur Furcht vor dem Übernatürlichen geneigt; die Meinung von einem böſen Geiſt, der quäle und verführe, wurde ſinnlicher und materieller genommen. Indes mag auch außerdem richtig ſein, daß doch auch wahre Erzählungen, wirklich übernatürliche Wirkungen, wie die von Ihnen beob-

achtete, häufiger waren, und wenn das ist, ist die Erklärung freilich schwierig, zumal wo so eine Wirkung von mehreren sehr verschiedenartigen Menschen beobachtet wurde, wie es in Ihrem Hause der Fall war. Denn Erscheinungen und Gesichter einzelner würden sich eher erklären lassen. Ich sagte schon erst, daß eine gewisse Empfänglichkeit auch zur Wahrnehmung des Übersinnlichen gehöre. Diese mochten die Menschen in jener Zeit mehr haben, wo sie weniger weltlich zerstreut lebten, ihr Gemüt innerlicher gesammelt, frommer und ernster auf eine Wesenreihe außerhalb der irdischen Welt gerichtet war. Gerade bei einem Manne von so würdigem, tief religiös gestimmtem Charakter, wie Ihr Vater war, konnte das füglich der Fall sein. Wie es sei, so hat er die Sache trefflich aufgenommen, zugleich ohne Furcht und Unglauben. Die Erzählung hat mich ausnehmend interessiert, ich danke Ihnen herzlich dafür, und sehe es als einen lieben Beweis Ihrer Bereitwilligkeit an, mir Freude zu machen, daß Sie so bald meinen Wunsch in dieser Sache erfüllt haben, und zu einer Zeit, wo Sie durch Ihr Umziehen auch sehr gestört waren. ~ Da das Wetter so rauh ist, bin ich noch mit meiner Familie in der Stadt, und gehe auch vorerst nur auf mein nahegelegenes kleines Landgut Tegel. Nachher vermutlich nach Ottmachau in Schlesien, auf sechs bis acht Wochen. Leben Sie herzlich wohl und verwahren Sie sich ja in Ihrer Wohnung gegen die Einflüsse der

äußeren Luft, die noch garnicht frühjahrmäßig ist. Ihr H.

Tegel, den 15. Mai 1823.

Ich schreibe Ihnen, liebe Charlotte, von meinem kleinen Landsitze aus, der Ihnen schon bekannt ist. Ich bin mit den Meinigen seit einigen Tagen hier, das Wetter aber begünstigt uns sehr wenig. Es ist ein ewiges Stürmen, Regnen, oder wenigstens ein mit Wolken bedeckter Himmel. Den letztern liebe ich zwar wohl im Sommer. Wenn die Wolken leicht sind und nur wie ein zarter Schleier das helle Blau verhüllen, und es dabei windstill und warm ist, so hat es etwas Wehmütiges, was einer gleichgestimmten Seele sehr wohl tut. Das Grün ist noch sehr zurück, die Eichen im Walde fangen erst an, Laub anzusetzen, und nur die frühesten Bäume, Kastanien, Flieder und solche prangen schon in vollem Laube. Dagegen sind die Blüten der Obstbäume reich und schön. Ich denke mir täglich, daß Sie das alles nun auch in Ihrem Garten genießen und bin nur bange, daß der Wind und das schlimme Wetter, da Ihre Wohnung, wie Sie schreiben, gar nicht dicht genug verwahrt ist, Ihnen darin lästig sein werden. Die Anwesenheit meines Bruders in Berlin und eine Reihe anderer kleiner Umstände hatten gemacht, daß ich den ganzen Winter über in der Stadt geblieben war und gar keinen Aufenthalt hier gemacht hatte; so ist mir das

Land wie neu und ich genieße es doppelt. Es ist eigentlich wunderbar, daß gerade die freie Natur und die Einsamkeit einen so großen Reiz für mich haben, da mein Leben nicht dazu beitragen konnte. Wenn man immer daran gewöhnt gewesen ist, oder wenn man es in sehr langer Zeit nicht genossen hat, in beiden Fällen kann man eine solche Neigung leicht erklären. Die Neuheit tritt im letzten Fall an die Stelle der Gewohnheit. Bei mir war keins von beiden der Fall. Ich bin weder ganz von Land und Einsamkeit, auch nur auf mehrere Jahre entfernt gewesen, noch habe ich beide so viel genossen, daß sie mir gleichsam zur andern Natur geworden wären. Als ich viele Jahre lang noch nicht in Geschäften war, reiste ich, oder war sonst unter Menschen, hatte nicht einmal ein Gut, und wohnte aus eigener, freilich durch andere Dinge bestimmter Wahl in kleinen Städten. Die Geschäfte zogen mich in große und vielfache von aller ländlichen Einsamkeit entfernte Zirkel. Doch auch dann fand ich Mittel, mich zu isolieren, und war oft mitten in der Gesellschaft einsam. Man lernt das sehr gut, wenn man nur ein innerliches Interesse hat, das genug die Seele einnimmt. Ich habe es aber immer als eine wahre Wohltat des Himmels angesehen, für die ich dem Geschick nicht genug danken kann, und empfinde es noch jeden Tag ebenso, daß es mich gerade in meinem Alter in die Lage versetzte, in der ich, wie es auch sonst immer sein möge,

dieſer Lieblingsneigung frei nachhängen kann. Die meiſten legen es mir noch als eine Anſpruchloſigkeit und Philoſophie aus, daß ich nicht bloß im Augenblicke, wo es geſchah, die Geſchäftswirkſamkeit mit Gleichmut aufgegeben habe, ſondern auch ſeitdem ruhig, beſchäftigt und glücklich lebe, ohne Plan wieder in dieſelbe zu treten und mit ſichtbarer Abweſenheit aller Zeichen, daß ich auch verſteckt irgend eine Sehnſucht danach habe. Ich mache mir nicht das mindeſte Verdienſt daraus, weil ich weiß, daß ich keins dabei habe. Was geſchehen iſt, entſprach meiner Neigung, die ſich auf Grundlagen meines innern Charakters ſtützt, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie dauernd iſt. Sie wird nie geſchwächt werden. Es iſt mir überhaupt immer eine widrige Idee geweſen, ſo bis zum Ende des Lebens an Verhältniſſen teilzunehmen, die mit dem Moment des Todes alle gleichſam zu nichts werden, von denen man nichts jenſeits mit hinüber nimmt. Und doch iſt in Geſchäften alles in dieſer Art. Ganz anders iſt es mit der Beſchäftigung mit Ideen und Kenntniſſen. Auch wenn die letztern ganz ins Einzelne eingehen, hängen ſie doch zuletzt immer mit Ideen zuſammen, die, wenn man ſie recht verfolgt, ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieser Welt haben. Was man in dieſer Art erwirbt und ausbildet, behält man wahrhaft und trägt es mit ſich, ſo lange noch überhaupt Daſein währt. Es hat mir immer unmöglich geſchienen, daß, was

einmal in mir denkt und empfindet, je aufhören könnte zu denken und zu empfinden. Wenn auch Zwiſchenräume mangelnden Bewußtſeins eintreten, wenn die verſchiedenen Zuſtände des Seins nicht verknüpft ſein ſollten durch zuſammenhängende Erinnerung, ſo wirkt die einmal gefaßte Idee darum nicht minder auf das Weſen und den inneren Gehalt der Seele. Ganz anders iſt es, wenn man die, an äußern Verhältniſſen, wirklichen Geſchäften teilnehmende Arbeit, nicht aus ganz freier Wahl, nicht aus unmittelbarer Liebe zu ihr, ſondern aus andern Rückſichten und als einen Erwerb treibt. Auf dieſe Art würde ich ſie ohne Mühe ſo lange fortſetzen können und fortgeſetzt haben, als nur die Kräfte es zulaſſen. Darin ſind Frauen beſonders gut daran, daß die Arbeiten, die ſie auf dieſe Weiſe machen, wenn auch nicht immer ganz, doch größtenteils mechaniſcher Art ſind, den Kopf wenig, die Empfindung gar nicht in Anſpruch nehmen, und alſo den beſſern, zartern und höhern Teil des Menſchen viel mehr ſich ſelbſt überlaſſen, als das bei Männern der Fall iſt. Daher werden Männer ſo leicht einſeitig, trocken, hölzern durch ihre Arbeit, Frauen nie, wenn ſie auch durch Umſtände und Widerwärtigkeiten beſtimmt werden, einen Erwerb darin zu ſuchen, wenn in ihrem frühern Leben ſie noch ſo fern von einer ſolchen Notwendigkeit waren.

Was mir aber weniger angenehm iſt in meiner Lage, iſt, daß ich nicht gut vermeiden kann,

auch in demselben Jahre mehrmals den Aufenthalt zu wechseln. Ich gewöhne mich zwar leicht an einen neuen Ort, aber ich bleibe lieber an einem alten, und es hat vorzüglich einen großen Reiz für mich, so in demselben die Reihe der Jahreszeiten vorübergehen zu sehen. Die bloßen regelmäßigen Veränderungen der Zeit haben einen Reiz für mich, den ich mir oft selbst vergebens zu erklären versucht habe. Sie werden sagen, daß bei der völligen Freiheit, die ich genieße, ich leicht auch hier mein Leben nach meinen Wünschen einrichten könnte. Allein es gibt doch immer auch für den Freiesten Umstände, die ihn mit einer gewissen Nötigung bestimmen, und so geht es auch mir. Leben Sie nun herzlich wohl und verzeihen Sie, wenn ich in diesen Zeilen viel von mir sprach. Ich rede zu Ihnen, wie zu mir selbst, und habe es auch gern, wenn Sie mir von sich erzählen. Mit der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Tegel, den 26. Mai 1823.

Unsere Briefe haben sich gekreuzt, liebe Charlotte, ich hatte Ihnen geschrieben, ohne einen Brief von Ihnen abzuwarten, und Sie haben den Ihrigen früher als gewöhnlich abgehen lassen.

Die Stelle in Ihrem Briefe über das Pfingstfest hat mich sehr gefreut und spricht ganz Ihr tiefstes Gemütsbedürfen aus. Auch mir ist es

eigentlich das liebste unter den großen Festen. Seine heilige Bedeutung, das Herabsteigen göttlicher Kraft auf menschliche Wesen, hat etwas zugleich Tröstendes und Erhebendes, und das doch nicht über der Fassungskraft unsers Geistes liegt, da man wohl zu begreifen vermag, wie sich geistig Göttliches und Menschliches mischt. Irdisch genommen aber ist es ein gar liebliches Fest, weil es den Winter recht eigentlich beschließt und man nun dem heiteren Sommer entgegengeht. ~ Was Sie über Schmerz sagen, begreife ich sehr wohl, nämlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und besonders den Schmerz, nicht sehr zu achten. Es hat mir schon öfter geschienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel Stärke darin verliehen, und dies ist wohl das Zeichen einer schönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, sich abhärten zu wollen. Ich will es daher auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, sondern vielmehr von innigem Herzen wünschen, daß Schmerz und Unglück, so wie jeder Kummer von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden, wo ich kann, dazu beitragen. Aber bei einem Manne muß das anders sein. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrschaft über sich einräumt, wenn er ihn ängstlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders sein als im Manne. Einer Frau geziemt

es sehr wohl, und scheint natürlich in ihr, sich an ein anderes Wesen anzuschließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen dazu besitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfnis würde, so wäre es sicher ein Mangel oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich dazustehen. . . . .

Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war sehr natürlich. Sie können aber überzeugt sein, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigener, wohlerprüfter Erfahrung kenne . . .

Indem ich von Herzen wünsche, daß es bald besser und recht gut mit Ihrer Gesundheit gehen möge, wiederhole ich Ihnen die Versicherung meiner herzlichsten Teilnahme und Anhänglichkeit. Ihr H.

Glück und Unglück verliert von seinem Wert, wenn es den Kreis der innern Empfindung verläßt. So wie die Wirklichkeit in der Tat immer armselig und beschränkt ist, so vermindert sich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, muß es bleiben und wachsen, und wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglück ist es nicht anders. Der im eigenen Busen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Brust bewahrt . . .

Troſt wüßte ich bei einem andern, als mir ſelbſt, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schickſal durch ſich einflößt, geben, wenn ich nicht ſelbſt Stärke genug beſäße, mich ſelbſt zu tröſten. Dies mag indes bei Frauen billig anders ſein. Wenn es bei einem Manne anders iſt, iſt es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß ſich ſelbſt genug ſein . . .
Mitleid iſt gar eine widrige Empfindung, und Teilnahme zwar eine ſehr ſchöne, aber nur in einer gewiſſen Art . . .
Es iſt mir unendlich viel wert, zu wiſſen, daß Sie an allem, was mir begegnet, einen ſo innigen Anteil nehmen, allein dieſe Teilnahme wirklich zu erfahren, ihrer gewiſſermaßen zu bedürfen, könnte ich nicht zu den erwünſchteſten Gefühlen rechnen. Überhaupt iſt mir das Bedürfen ungemein, nämlich für mich, nur für mich und mein Gefühl, zuwider. Von jeher habe ich geſtrebt, nichts außer mir ſelbſt zu bedürfen. Es iſt vielleicht nicht möglich, je ganz dahin zu gelangen, aber, wenn man es erreichte, ſo wäre man erſt dann, auf vollkommen reine und uneigennützige Weiſe, der höchſten Freundſchaft und der höchſten Liebe fähig, ſowohl ſie zu gewähren, als zu genießen. Denn das Bedürfen iſt immer etwas Körperlichem im Geiſtigen ähnlich, und was dem Bedürfnis angehört, geht dem wahren Vergnügen ab. Befriedigung des Bedürfniſſes iſt nur Abhilfe eines Übels, alſo immer etwas Negatives, das

wahre Vergnügen aber, körperlich und geiſtig, muß etwas Poſitives ſein. Wer alſo z. B. am wenigſten der Freundſchaft bedürfte, der empfindet die, die ihm gewährt wird, am vollſten und ſüßeſten, ſie iſt ihm ein reiner und ungetrübter Genuß, ein Zuwachs, den er zu ſeinem, ſchon in ſich geſchloſſenen und beglückenden Sein erhält; er gewährt ſie dann auch am beglückendſten für den andern, denn es iſt in ihm keine Rückſicht auf ſich, nur einzig auf den andern dabei. Je ſtärker und ſicherer zwei Weſen, jedes in ſich gewurzelt, je einiger mit ſich und ihrem Geſchick ſie ſind, deſto ſicherer iſt ihre Vereinigung, deſto dauernder, deſto genügender für jeden.

Fehlt es dem einen an dieſer Sicherheit, ſo bleibt dem andern für beide hinreichend übrig. Nur was ſo die Alltagsbegriffe der Freundſchaft und Liebe von gegenſeitigem Stützen aufeinander ſagen, iſt ſchwach und nur für ſehr mittelmäßige Menſchen und Empfindungen gemacht, denn leicht ſtürzen dabei beide, indem keinem die Schwachheit des andern Gewähr der Sicherheit leiſtet. Nur auf dieſe Weiſe müſſen Sie mich verſtehen, wenn ich von männlicher Selbſtändigkeit rede, die ich wirklich für die erſte Bedingung männlichen Werts halte. Ein Mann, der ſich durch Schwächen verführen, hinreißen läßt, kann gut, in andern Punkten recht liebenswürdig ſein, er iſt aber kein Mann, ſondern eine Art Mittelding zwiſchen beiden Geſchlechtern. Er ſollte

daher eigentlich, obgleich dies manchmal sehr umgekehrt ist, nicht ausgezeichneten Beifall bei Frauen finden. Denn die schöne und reine Weiblichkeit sollte nur durch die schönste und reinste Männlichkeit angezogen werden.

Ottmachau, den 12. Juli 1823.

Die Güter, welche ich in diesem Augenblicke bewohne, besitze ich erst seit 1820. Sie sind sehr reizend belegen. Das alte Schloß liegt auf einem Hügel, von dem man einen Kreis der schlesischen, böhmischen und mährischen Gebirge übersieht, und zwischen diesen Hügeln, an deren Fuß die Neisse hinläuft, und dem Gebirge sind die anmutigsten Äcker, Wiesen und Gebüsche, zu denen auch meine Besitzungen gehören. Ich bewohne zwar dieses Schloß nicht, da es nicht ausgebaut ist und nur einige bewohnbare Zimmer für meine Kinder hat, aber ein recht bequemes und gutes Haus, ein wenig tiefer, dient mir zur Wohnung und hat auch größtenteils dieselbe Aussicht.

Daß ich in einer glücklichen Lage bin, ist sehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glücks als meiner Anstrengungen ist. Das ist vollkommen wahr, und macht mir mein Glück, wenn ich so sagen soll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, ist mir unendlich lieber, als etwas durch mein Verdienst Erstrebtes. Wer

mit der ersten beschenkt wird, scheint für das Schicksal Wert und Wichtigkeit genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin auch in vielen andern Dingen glücklich gewesen, die ein anderer nicht so, als diese Äußerlichkeiten, beurteilen kann, ja, ich kann wohl sagen, daß sich bis jetzt mein Glück ziemlich in allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, was nicht gerade sehr weise angelegt war, hat nicht die üblen Folgen gehabt, die daraus hätten entstehen können, anderes, das gar nicht sonderliche Mühe kostete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen anzusehen, und habe Mut, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlassen kann. Daher macht auch dies Glück mich doppelt vorsichtig. Träfen mich große Unglücksfälle im Äußerlichen, oder moralisch, oder in meiner Gesundheit, so würde ich dadurch natürlich leiden wie ein anderer, aber sie würden mich sehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lang Genossene zurückblicken, und meine innere Ruhe würde solche Zustände nicht zerstören oder nur bedeutend ergreifen. Eben jene Selbständigkeit, von der ich erst sprach, gibt Mittel, jedem Unglück so zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigstens ganz andere Bedeutung, als für andere Menschen haben. Und das ist mir immer eigen gewesen. Sie reden in Ihrem

Briefe, liebe Charlotte, den ich hier die Freude hatte vorzufinden und wofür ich Ihnen noch nicht dankte, von der Sehnsucht und fragen mich, ob ich sie wohl je gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indes ist es freilich wahr, und ich sage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher eine Selbstanklage ist, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas gestört wird. Ich lernte früh mir in meinen eigenen Gedanken und meinen von keiner fremden Einwirkung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt diese Ruhe und Zurückgezogenheit in sich selbst zu meinen Jahren und ist mir dadurch doppelt natürlich. Indes bin ich sicher, daß diese Ruhe und Bedürfnislosigkeit nie der Wärme meiner Empfindungen geschadet hat. Wenige Menschen aber können fassen, wie man auf der einen Seite nicht mit Unruhe wünschen und nicht schmerzlich entbehren und auf der andern Seite doch voll Dank empfangen und genießen könne. Dennoch kommt es mir äußerst natürlich vor. Sie müssen nun aber darum nicht denken, daß ich Sehnsucht und selbst unruhiges Begehren in andern tadle. Jeder hat und muß seine eigene Weise haben, und wenn ich auch in der meinigen bleibe und gewiß in keine andere hinüberzuziehen bin, so mißbillige ich die fremde nicht und bin Ihnen für jeden Ausdruck, jede erneute Versicherung Ihrer immer gleichen Gefühle für mich sehr dankbar, sie bleiben mir immer

gleich wohltätig. Ich hoffe, Sie haben an Ihrer Lebenserzählung wieder gearbeitet und freue mich darauf. In zehn bis zwölf Tagen gehe ich von hier und hoffe, in Berlin Briefe von Ihnen vorzufinden. Mit herzlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Tegel, den 11. Auguſt 1823.

Ich bin vorgeſtern nach Berlin und geſtern hierher zurückgekommen und habe mich ungemein gefreut, ein Paket und Briefe von Ihnen, liebe Charlotte, hier zu finden. Nächſtdem danke ich Ihnen recht herzlich für das neue Heft Ihrer Lebensbeſchreibung, das Sie mir geſchickt haben. Ich habe es, wie Sie ſelbſt ermeſſen werden, in dieſen erſten Tagen noch nicht leſen können, indes habe ich ſchon hier und da darin geblättert, und bin mit dem, was ich angetroffen, ausnehmend zufrieden, ich bin alſo im voraus überzeugt, daß ich es mit dem Ganzen ſein werde. Was Sie in der Vorrede ſagen, daß man bei einem ſolchen Aufzeichnen des Vergangenen ſein Leben noch einmal lebt, iſt ſehr wahr, allein der Eindruck, den die Wirklichkeit, und derjenige, den die bloße Erinnerung macht, ſind notwendig ſehr voneinander verſchieden.

Wo die Begebenheiten ſchmerzlich ſind, iſt die Wirklichkeit in ihrem ſchroffen und ſtarren Weſen, und von der Ungewißheit deſſen, was weiter erfolgen wird, begleitet, niederſchla-

gend und zerreißend. Die Erinnerung dämpft diese Gefühle bis zur sanften Wehmut. Das Schmerzvolle ist nicht mehr ein einzelner, abgeschnitten dastehender Moment, sondern verschmelzt sich mit dem ganzen Leben, und erhält dadurch einen ungleich milderen Charakter. Und sehr wohltätig und heilsam ist dann gewiß ein solches rückwärts gehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die mannigfachen Falten des eigenen Gemüts und Herzens ist. Wie gut man sich auch schon erkennen möge, so gewinnt das Bild, je öfter man es wieder zu zeichnen versucht, immer mehr Klarheit und Bestimmtheit, und wird auch wohl in einzelnen Zügen noch berichtigt und der Wahrheit nähergebracht. Die Furcht, daß Sie durch eine Selbstschilderung bei mir verlieren könnten, dürfen und können Sie eigentlich nicht haben. Sie brauchen auch darin nicht, liebe, gute Charlotte, sich an meine Nachsicht und milde Beurteilung zu wenden. Gerade ein so ausführliches, so das ganze Leben wie aus seiner ersten Knospe entfaltendes Verwahren bewahrt vor jedem Mißverständnis, jedem Irrtum, jeder falschen Beurteilung. Es kommt im Menschen, wie Sie auch gewiß denken, immer unendlich mehr auf das Wesen, als auf die einzelnen Handlungen an. Die gewöhnlichen Menschen richten allerdings nur die letzten, wie es auch die Gesetze tun. Aber die Macht, die die Herzen durchspäht, geht auf die Gesinnung, die Ab-

ſicht, die ganze Beſchaffenheit und Stimmung des Gemüts, und dasſelbe tut auch die Geſchichte. Jede zuſammenhängende Erzählung aber, welche die Erfolge aus ihren Urſachen zu entwickeln ſtrebt, iſt Geſchichte und bringt denſelben Eindruck hervor, ſie mögen Weltbegebenheiten oder die Schickſale eines einfachen Privatlebens zum Gegenſtande haben. Überhaupt wünſcht man ja nicht darum die Begebenheiten eines Menſchenlebens zu überſehen, um ſich gleichſam zum Richter darüber aufzuwerfen, am wenigſten iſt ein ſolches Beurteilen je mir eigen. Die Anſchauung eines intereſſanten Gemütszuſtandes, die Betrachtung ſeiner Urſachen und Folgen, zieht – ohne daß man nur daran denkt zu urteilen oder zu richten – das Gemüt des Beſchauers an, wenn der Gegenſtand ihm wert iſt und ſeinen Anteil erweckt, ja, wenn das abgeſondert werden könnte, ſo erblickt man in der einzelnen Geſtalt die allgemeine, in dem einzelnen Menſchen die Menſchheit ſelbſt. Dagegen bin ich überzeugt und habe es ſchon an den bisherigen Heften erfahren, daß Ihre Erzählung mir ſehr oft, ohne daß Sie es wollen, ja, ohne daß Sie es nur ahnen werden, Veranlaſſung geben wird, die Meinung, die Sie mir vor einer langen Reihe von Jahren durch Ihren Anblick und Ihre Geſpräche und nachher durch Briefe und Schilderungen einflößten, und aus der mein warmer, lebhafter und ſich immer gleicher Anteil an Ihnen entſprang, zu beſtätigen, mit

neuen Beispielen zu belegen und selbst zu erweitern. Fahren Sie also ja, teure Charlotte, nur mutig und ohne einige Besorgnis, je mißverstanden zu werden, fort. H.

Den 10. September 1823.

Ich habe nun das empfangene Heft Ihrer Lebensbeschreibung mit großer Sammlung und sehr großem Vergnügen gelesen und wiederhole Ihnen meinen wirklich recht herzlichen und aufrichtigen Dank dafür. Ich habe die Zeiten gewählt, wo ich am freiesten war, mich in die geschilderten Lagen zu versetzen, und habe also langsam und mit großem Bedacht jedes Einzelne erwogen. Einige der Schilderungen sind mir ungemein anziehend und reizend vorgekommen. Es muß Sie das nicht wundern. Wenn man den Inhalt dieser Bogen in seinen Resultaten erzählt, so kann das Leben eines Kindes nur höchst unbedeutend scheinende geben. Aber wenn man eine sehr ausführliche Schilderung vor sich hat, ist es durchaus anders. Es ist dann nicht mehr die Sache, das Resultat, es ist die Veränderung, die dabei in der Seele vorgeht, die innere Entwickelung der Ideen und Empfindungen, und die ist bei einem Kinde nicht bloß ebenso anziehend als bei Erwachsenen, sondern im Grunde mehr, da das Kind zu mehr Vergleichen Stoff darbietet. Wie Sie zum Beispiel sich als Kind zeigten, ver-

gleicht man gern mit der Natur Ihrer beiden Eltern, und mit Ihrem eigenen späteren Wesen. Diese drei Punkte haben mir beim Lesen immer gleich deutlich vor Augen gestanden. Es ist vollkommen offenbar, daß, was Sie als Kind charakterisiert hat und was sich überall in Ihrem künftigen Leben wieder finden wird, wenn Sie in Ihren Schilderungen fortrücken werden, eine gewisse Innerlichkeit Ihres Wesens ist. Sie scheinen zwar auch in jenen Jahren der früheren Kindheit sehr aufmerksam auf dasjenige gewesen zu sein, was um Sie herum vorging, allein doch nicht sowohl, um darin nun wirklich zu leben, als um sich daraus eine eigene, innere Welt zu bilden. Es ist ebenso unverkennbar, daß Sie diese, mehr innerliche Natur Ihrem Vater verdanken, in dem sie nur auf eine andere Weise vorhanden und aus anderen Quellen entsprungen war. Über Ihre Eltern und ihre gegenseitigen Vorzüge zu urteilen, ist nicht leicht. Wie beide da in der Welt standen, ist man sehr geneigt, sich doch mehr für Ihre Mutter zu erklären. Sie ist praktisch tätig, mutig, besonnen, verständig und doch nicht von tändelnder, aber doch von sehr wahrer Liebe und Wohltätigkeit. Der größere Charakter unter beiden ist sie gewiß. Bei dem Vater vermißt man das recht ins Leben Eingreifende, das einem Manne noch mehr als einem Weibe geziemt. Allein man hütet sich mit Recht abzuurteilen. Es ist sichtbar, daß man in sein eigentliches, inneres

Wesen nicht gehörig eindringt. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß er nie Gelegenheit fand, dies ganz und ohne Rückhalt aufzuschließen. Mit seiner Frau konnte er in einem solchen Verhältnis nicht stehen. Er hätte es späterhin mit Ihnen gekonnt, und vielleicht ist es auch in der Folge bis auf einen gewissen Punkt geschehen? Das werden in der Folge Ihre Blätter zeigen. Allein es ist selten und schwer, daß ein Vater sich über sich selbst erwachsenen Töchtern vollkommen öffnen kann. Dann war auch die innerliche Natur Ihres Vaters (ich meine darunter nämlich die Neigung, vorzugsweise vor allem andern, sich mit sich selbst zu beschäftigen) mit etwas, das, wenn man es auch nicht körperlich allein nennen mag, doch vom Willen und selbst vom Bewußtsein unabhängig und getrennt ist, vermischt. Diese Träume, dieser gewissermaßen natürliche Magnetismus, haben in sich etwas Geheimnisvolles, von dem sich weder Ursachen noch Folgen berechnen lassen, und das immer wie eine unbekannte Größe dasteht, und etwas, das das Urteil über den ganzen Menschen, in dem es sich befindet, ungewiß macht.
Ich gestehe, daß ich keine Vorliebe für diese innere Gemütsstimmung habe. Ich bedarf Klarheit der Gedanken und des Bewußtseins, daß nichts in mir ohne meinen bestimmten und wohlgeordneten Willen vorgeht. Ich besitze, teils von Natur, teils durch die sehr früh begonnene Übung eines langen Lebens, eine

große Gewalt und Stärke über mich selbst, und mir würde daher schon in der Idee ein Zustand peinlich sein, wie der war, wo in dem Traum, den Sie von Ihrem Vater erzählen, er von einem fremden Geiste in seiner unmittelbaren Existenz scheint beherrscht zu werden. Ich bin daher noch viel behutsamer, über Ihren Vater mir das mindeste Urteil zu erlauben, als ich es immer bei jemanden sein würde, der Ihnen so nahe steht. Sie fragen mich, ob ich die Umgegend von Preußisch-Minden und die Porta Westphalica kenne. Nein, ich bin in jener Provinz immer im schnellen Durchreisen gewesen, und in diese Gegenden auch nicht einmal gekommen. Ich halte sie aber für sehr anziehend, außerdem, daß sie geschichtliche Wichtigkeit haben. Nun werde ich indes schwerlich mehr reisen und mich anders als in dem Kreise bewegen, in dem ich mich herumdrehe, und werde ich sie also auch wohl nie sehen. Auch sehe ich eben, daß Sie meinen Rat über etwas wünschen. Schreiben Sie mir nur ohne Rückhalt, wenn ich Ihnen raten kann, tue ich es gewiß mit Freuden. Es ist aber wahr, daß ich nichts davon halte, Rat zu fragen, noch zu erteilen. Gewöhnlich wissen die Fragenden schon, was sie tun wollen, und bleiben auch dabei. Man kann sich von einem andern über mancherlei, auch über Konvenienz, Pflicht aufklären lassen, aber entschließen muß man doch sich selbst. Leben Sie herzlich wohl! Unwandelbar der Ihrige. H.

Berlin, den 18. Oktober 1823.

Den für den Augenblick nötigsten Teil Ihres letzten Briefes, liebe Charlotte, habe ich schon neulich beantwortet, und bin begierig, aus Ihrem nächsten zu sehen, ob Sie meinen Rat befolgt haben werden. Der Ausgang bleibt allerdings immer zweifelhaft, indes kann der Schritt nicht schaden, und man weiß doch nicht, was geschieht. Ich halte immer sehr viel davon im Leben, die Anlässe, die sich zu etwas darbieten, was dem gewohnten Gange eine veränderte Richtung geben kann, nicht zu versäumen, sie vielmehr zu benutzen, und was sich daraus irgend entspinnt, in das übrige Leben zu verweben. Vorzüglich ist aber dies der Fall bei Dingen, die schon zu einer gewissen Reife gediehen sind, und das war doch Ihre Bekanntschaft mit dem verstorbenen Herzog. Er hatte Ihnen einmal so günstige Äußerungen gemacht, daß es schade wäre, auf diesem Wege nicht weiter fortzugehen. Es ist immer auch zugleich eine Prüfung der Menschen, und neben dem, was man etwa handelnd und redend ausrichten kann, ist doch im Leben das Anschauen, Versuchen und Sammeln von Erfahrungen das Nützlichste und wenigstens bei weitem das Unterhaltendste. Es kann zwar sein, daß das nicht so in jeder Natur ist, aber der meinigen ist es, sogar mehr als billig ist, eigen, das Leben wie ein Schauspiel anzusehen, und selbst wenn

ich in Lagen war, wo ich ernſthaft ſelbſt mithandeln mußte, hat mich dieſe Freude am bloßen Zuſehen der Entwickelungen der Menſchen und Ereigniſſe nie verlaſſen. Ich habe darin zugleich eine große Zugabe zu meinem innern Glück und eine nicht geringe Hilfe bei jeder Arbeit ſelbſt gefunden. Das Erſte iſt leicht begreiflich und entſteht auf doppelte Weiſe. Zuerſt hat man die poſitive Freude am Anblick der wirkenden Kräfte, am Weiterrücken der ſich in uns unbekannten Urſachen verflochtenen Dinge und Ereigniſſe, und dann wird man gleichgültiger gegen den Ausgang, inſofern dieſer nämlich uns ſelbſt betrifft. Denn der Anteil an andern kann dadurch auf keine Weiſe geſchwächt werden. Im Handeln ſelbſt aber gewinnt man dadurch Ruhe, Kälte und Beſonnenheit. Beſonders bei großen Angelegenheiten gibt dieſe Anſicht gerade die Überzeugung, daß ſie, wenn ſie auch gegen unſere Neigungen ausſchlagen, einen Gang gehen, der tief in den einmal feſtſtehenden Plänen des Schickſals liegt, und auch nur das Mindeſte dieſes Plans zu ahnen, iſt ſchon an ſich ein über jedes andere gehendes geiſtiges Vergnügen. Bei eigenen Lebensbegebenheiten iſt es, wenigſtens bei mir, anders. Es würde mir immer nur Eitelkeit und Selbſtſucht ſcheinen, die ich mir nie erlauben würde, wenn ich, was ſich mit mir und meiner Perſönlichkeit ereignet, gewiſſermaßen tiefen Plänen im Weltlaufe zuſchieben wollte. Es gehört

freilich auch zum Ganzen, aber wie ein Atom, es intereſſiert mich geiſtig dabei nur, wie ich mich ſelbſt betrage, wie ich die Ereigniſſe aufnehme, ob mit Feſtigkeit im Widrigen, mit Beſcheidenheit im Günſtigen, ob ich tue, was ein Mann ſeiner Pflicht und ſeinen Gefühlen ſchuldig iſt, das Übrige mag auf- und abſtürmen, ich ſuche mich darein zu finden, ſo gut es nun einmal gehen will. Aber auch bei den, von höherem Geſichtspunkte aus betrachtet, unbedeutenden Ereigniſſen meiner ſelbſt und meiner Familie bleibt doch jenes Vergnügen der Beſchauung der ins Spiel kommenden Perſonen, der Umſtände u. ſ. f., was oft für ſo vieles auch wirklich Widrige entſchädigt. Es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daß dieſe Beſchauungsluſt des Lebens nie aus bloßer Neugierde entſtehen muß, daß ſie nicht ſein darf, wie vergnügungsſüchtige Leute in die Komödie gehen. Sie muß entſtehen aus dem lebhaften Intereſſe, was man an der Menſchheit, nicht bloß an ihrem Glück, denn das Glück iſt bei weitem nicht das Höchſte, ſondern an ihrem innern Wert, ihrem Weſen und ihrer Natur nimmt, aus dem immer unermüdlichen Streben, eben dieſe menſchliche Natur tiefer in ihrem Innern zu erkennen, und ſo viel es möglich iſt, die Räder zu erahnen, welche die Schickſale der Menſchen, oft unauflöslich ſcheinend, ineinander treiben, und ſie dann doch wieder ſo ſchonend auseinander rollen, daß wahre, nur nicht gleich eingeſehene Harmonie

daraus hervorgeht. So wie alles im Menſchen nur auf die Höhe des Geſichtspunkts ankommt, auf den man ſich ſtellt, ſo iſt es auch hier. Iſt der Geſichtspunkt der rechte, edel und gut, ſo kann nichts als wieder Gutes und Edles daraus hervorgehen. ~ Ich bitte Sie, mir die Fortſetzung Ihrer Lebenserzählung ſobald zuſchicken, als Sie den Abſchnitt erreicht haben, zu dem Sie kommen wollten. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigſten Anteil der Ihrige. H.

Burgörner, den 29. November 1823.

Ich befinde mich hier ſehr wohl. Es iſt nicht bloß für dieſe Jahreszeit und den ſonſt oft ſo ſchlimmen Monat, ſondern wirklich an ſich immer leidliches und oft ſehr gutes Wetter. Heute war es wirklich ſchön, und die Sonne kam ſehr freundlich heran. Zwar erhob ſie ſich nur wenig über eine dichte und finſtere Wolke, die den Abendhimmel bedeckte, aber der übrige Teil des Himmels war vollkommen blau. Da ich teils viele Geſchäfte hier habe, teils die Zeit zu eigenen Arbeiten benutzen will, ſo iſt es mir ſehr lieb, ganz allein hier zu ſein, ich bin ſo gar keiner Störung ausgeſetzt und liebe an ſich die Einſamkeit. Die Freude, mit den Meinigen zu ſein, iſt mir nur immer eine unendlich glückliche Zugabe zu meinem ſchon glücklichen Leben. Ich habe mir aber nie denken können, wie dasjenige eigentlich ein Glück zu heißen verdient, was eine Lücke ausfüllt, die einem Unglück nahe kommt,

und es hat mir immer geschienen, als ginge der wahrhaft edle und hohe Glücksgenuß erst an, wenn man, sich selbst genügend im Gleichgewicht, seine Neigungen und Empfindungen mit sich verknüpft, die diesen, schon in sich befriedigenden Zustand dergestalt erhöhen, daß er, damit verglichen, wirklich mangelhaft erscheint. Heftige Begierden und leidenschaftliche Äußerungen sind mir daher immer fremd geblieben. Indes will ich das nicht eben loben noch in Schutz nehmen. Es könnte leicht auch in einem Mangel an Feuer liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedarf, es ist auch nicht jene Fremdheit immer in gleichem Grade in mir gewesen. Jetzt ist sie meinen Jahren freilich natürlich. Die Jugend muß im Manne immer zuerst in der wirklich nur jugendlichen Lebendigkeit des Empfindens und dem, was leidenschaftlich ist, erlöschen; zum Entschluß und zur Anstrengung kann dann ihre Kraft noch lange ausdauern. – Nun komme ich zu dem letzten Heft Ihrer Lebenserzählung zurück. Es hat mir wieder ungemein viel Freude gemacht, und ich habe es gestern abend ohne Unterbrechung hintereinander gelesen. Es schadet garnicht, wenn auch einiges, was Sie darin erzählen, in eine andere Periode gehört, wie Sie besorgen. Es ist unmöglich, in der Erinnerung so genau in der Zeitfolge zu bleiben, ich würde sehr verlegen sein, sollte ich von einem meiner Kinderjahre so ausführlich erzählen. Es ist

merkwürdig, daß Ihnen ſo viel in der Erinnerung geblieben iſt. Da in dieſem Hefte gerade ſo viel vom Schreiben die Rede iſt, ſo kann ich Ihnen mit Wahrheit ſagen, daß dieſe Erzählung wieder ganz dieſen Vorzug hat. Alles darin iſt trefflich gedacht und empfunden, das iſt das erſte darin, und wie Sie ſelbſt richtig bemerken, das unerläßliche Erfordernis jedes guten Schreibens; allein auch das letzte iſt bei Ihnen damit verbunden. Die Art Ihrer Entwickelung hat mich ungemein intereſſiert. Sie bemerken ſehr richtig, daß das, was Ihnen mehr durch Sie ſelbſt, und zufällig durch Umgang mit Erwachſenen, an Unterricht zukam, gerade darum ſo ſtark und ſo dauernd wirkte, weil es wenig war, und in ein auf beſſeren und reichhaltigeren Unterricht begieriges Gemüt fiel, ſo möchte ich auch im übrigen weiter ſchließen. Es ſollte mich aber nicht wundern, wenn doch gerade dieſe Erziehung mehr oder kräftiger beigetragen hätte, Sie ſo, wie Sie geworden ſind, zu bilden, als wenn alles fein ſyſtematiſch dabei ausgedacht worden wäre. Man muß ſich die Erziehung ja nicht bloß und immer als eine direkte Leitung zu verſtändiger Haltung, gutem Charakter und hinlänglichem Reichtum von Kenntniſſen denken. Sie wirkt oft weit mehr als ein Zuſammenfluß von Umſtänden, deren beabſichtigte Wirkung ganz vereitelt wird, die aber durch den Streit gegen die Individualität des zu Erziehenden in ihm bewirkt, was die di-

rekte Einwirkung nie vermocht hätte. Denn das Refultat der Erziehung hängt ganz und gar von der Kraft ab, mit der der Menfch fich auf Veranlaffung oder durch den Einfluß derfelben felbft bearbeitet. Mit großem Vergnügen habe ich auch beftätigt gefunden, daß dasjenige, was Ihr Gemüt und Ihren Verftand noch jetzt auszeichnet, Ihnen auch in der Kindheit fchon beiwohnte. Es ift immer meine Meinung gewefen, daß fich der Menfch, wenn man das Wefentliche feines Charakters nimmt, nicht eigentlich ändert. Er legt Fehler ab, vertaufcht auch wohl Tugenden und gute Gewohnheiten gegen fchlechte, allein feine Art zu fein, ob mehr nach der Außenwelt, oder mehr nach innen gekehrt, ob heftig oder fanft, ob in die Tiefe der Ideen eingehend, oder auf der Oberfläche verweilend, ob mit kühnerem und feftem Entfchluß ins Leben eingreifend, oder Schwäche verratend, bleibt gewiß von der Kindheit bis in den Tod die nämliche. Das war für heute vorerft das Wichtigfte, was ich Ihnen über dies Heft fagen wollte. Auf ein und anderes komme ich ein anderes Mal zurück. Immer aber wiederhole ich Ihnen aufs neue meinen herzlichen Dank für die Mühe, die Sie mir fo liebevoll widmen.

Berlin, den 12. Januar 1824.

Ihr Brief, liebe Charlotte, vom 21. v. M. hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alles Liebevolle, das er enthält. Nehmen Sie

besonders meinen Dank für Ihre Wünsche zum neuen Jahr an, und seien Sie versichert, daß ich sie aus recht inniger Seele erwidere. Niemand kann innigeren Anteil an Ihnen nehmen als ich, niemand es besser mit Ihnen meinen; so kann auch niemanden die Erfüllung der Wünsche für Ihr Glück so sehr am Herzen liegen als mir, davon seien Sie mit unumstößlicher Gewißheit überzeugt. Sorgen Sie aber auch selbst, beste Charlotte, angelegentlich für Ihre Gesundheit und Ihre Ruhe. Mir kommt es immer vor, daß die Art, wie man die Ereignisse des Lebens nimmt, eben so wichtigen Anteil an unserm Glück und Unglück hätte, als diese Ereignisse selbst. Den eigentlich frohen heiteren Genuß kann man sich allerdings nicht geben, er ist eine Gabe des Himmels. Aber man kann viel dazu tun, das Unangenehme, dessen für jeden das Leben immer viel herbeiführt, ruhiger aufzunehmen, mutiger zu tragen, besonnener abzuwehren oder zu vermindern. Man kann wenigstens vermeiden, sich unnötige und ungegründete Besorgnis und Unruhe zu erregen. Wenn man das eine und das andere tut, sucht man sich damit gleichsam recht frei von der Abhängigkeit der höheren Mächte zu machen; man genießt ja dadurch noch lange kein Glück, man bewahrt sich nur vor zu unangenehmen Empfindungen. Man handelt aber gewiß im Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit so viel Selbständigkeit, als die individuellen Kräfte

zulassen, dem Geschick begegnet und sich seinen Einflüssen von innen heraus weniger zugänglich macht. Ich sage das, liebe Charlotte, um Ihnen vorzustellen, daß Sie sich nicht so um nichts beunruhigen müssen, wie neulich, wo Sie, geschreckt durch Träume, sich bangen Ahnungen überließen. Ihre Worte: »Nehmen Sie mir den ängstlichen Kleinmut nicht strenge auf, ach! nehmen Sie mir die Worte nicht so genau – das Unglück macht abergläubig, man fürchtet überall, man sieht nur traurige Vorbedeutungen – der Glückliche weiß nichts von Aberglauben« – diese Worte haben mich sehr gerührt und in innigster Teilnahme bewegt, und nur aus diesen Empfindungen geht das hervor, was ich Ihnen sage. Sie haben einen viel zu klaren und bestimmten Verstand, haben über diese Dinge in dem, was Sie bei Gelegenheit der Stimmung Ihres Vaters in dieser Art mir geschrieben, so richtig geurteilt, daß Sie nicht durch so unbedeutende Zeichen, wenn man es nur überhaupt Zeichen nennen kann, sich sollten irgend bewegen lassen. Nehmen Sie, was ich da sage, ja nicht als einen Vorwurf auf. Ich würde mir gewiß nicht herausnehmen, Ihnen je einen zu machen. Ich wünsche aber dringend, daß Sie sich nicht vergeblich beunruhigen, nicht Ihrer Gesundheit schaden, sich in Ihren Beschäftigungen stören und sich Ahnungen hingeben, die entweder Kummer über Unglücksfälle rege machen, die nicht eintreten, oder die Träume über wirklich

ſich ereignende ſchon im voraus fühlen laſſen. Ich halte es auch nicht für unangemeſſen, Ihnen ſo ausführlich darüber zu ſchreiben, da ich beſorge, daß die Unruhe, die Sie darüber äußern, Sie nicht ſobald verlaſſen möchte, und Sie mir ſehr oft die wohltuende Verſicherung geben, daß Ihnen meine Worte beruhigend und tröſtlich ſind. Nun leben Sie herzlich wohl und verſcheuchen Sie jede bange Sorge. Vertrauen Sie den gütigen Mächten des Schickſals, und glauben Sie nicht, daß es ſolche gibt, die abſichtlich das Herz mit Ahnungen plagen, ſich nicht an dem Schmerz über wirkliches Unglück begnügend. Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Geſinnungen der Ihrige. H.

Ergebung in das, was geſchehen kann, Hoffnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geſchehen wird, was heilſam und gut iſt, und Standhaftigkeit, wenn etwas Widerwärtiges eintrifft, ſind alles, was man dem Schickſale entgegenſtellen kann.

Sie erinnern mich an eine Stelle der Bibel und fragen mich, ob ich ſie geleſen habe? Ich habe die Bibel von einem Ende zum andern mehrmals durchgeleſen, das letzte Mal noch in London, und ich kannte daher ſehr gut das Kapitel des Briefes an die Korinther, das Sie anführen. Es iſt allerdings eines der ſchönſten im Neuen Teſtament, wenn es recht verſtanden wird, allein auch eines von denen, in welche

zu leicht ein jeder etwas von feinem eigenen Gefühl und feiner Individualität hineinträgt, und wenn diefe auch recht gut und fromm find, fo können fie doch der urfprünglichen Bedeutung fremd fein. Im griechifchen Urtext ift das weniger möglich. Wir haben im Deutfchen nur das eine Wort Liebe, welches zwar fehr rein, edel und fchön ift, aber doch für fehr verfchiedenartige Empfindungen gebraucht wird. Im Griechifchen gibt es ein eigenes für die ruhige, fanfte, leidenfchaftlofe, immer nur auf das Höhere und Beffere gerichtete Liebe, das niemals für die Liebe zwifchen den Gefchlechtern, wie rein fie fein möchte, gebraucht wird, und dies Wort, welches mehr den chriftlichen griechifchen Schriftftellern als den früheren eigen ift, fteht gerade in diefem Kapitel. Ich möchte damit aber keineswegs die Lutherifche Überfetzung tadeln, vielmehr leugne ich nicht, ift mir unfer deutfches Wort lieber als jedes andere, gerade weil es fo vielumfaffend ift, und die Empfindungen in der Seele gerade bei ihrer Wurzel aufnimmt. Was fowohl den Inhalt diefes Kapitels vorzüglich würdig und groß macht, und auch den Begriff deutlich zeigt, der mit dem Worte der Liebe nach dem Sinne des Apoftels verbunden werden foll, find, wie es mir fcheint, zwei Dinge: Erftens, daß nicht bloß auf die Ewigkeit hingedeutet, fondern die Liebe felbft, als etwas Ewiges, mehreren andern, auch großen und fchätzungswürdigen,

aber dennoch vergänglichen Dingen entgegengeſetzt wird, und daß die Liebe nicht als ein einzelnes Gefühl, ſondern ſichtbar als ein ganzer, ſich über den ganzen Menſchen verbreitender Seelenzuſtand geſchildert wird. Die Liebe, heißt es, hört nimmer auf. Dies beweiſt zur Genüge, daß ſie auf Dinge gerichtet ſein muß, die ſelbſt ewig und unvergänglich ſind, und daß ſie dem Herzen auf eine ſolche Weiſe eigen ſein muß, daß ſie in keinem Zuſtande des Daſeins demſelben entriſſen werden kann. Es iſt nicht ſowohl von einer beſtimmten Liebe, nicht einmal der des höchſten Weſens, die Rede, ſondern von der inneren Seelenſtimmung, die ſich über alles ergießt, was der Liebe würdig iſt und worauf ſich Liebe anwenden läßt. Es iſt auf den erſten Anblick nicht gleich zu begreifen, warum, da alles hienieden Stückwerk genannt wird, die Liebe allein zu dem, was ganz und vollkommen iſt, gerechnet wird. Denn das Übrige, welches der Apoſtel anführt, iſt doch offenbar deshalb Stückwerk genannt, weil es in endlichen Weſen nicht vollkommen ſein kann, und die Liebe, wie rein und erhaben ſie ſein möge, iſt doch auch nur in endlichen Geſchöpfen nach der Art, wie ſie in dieſem Kapitel genommen iſt. Es iſt aber wohl deshalb, weil alles Übrige, wovon als von Stückwerk die Rede iſt, eine Kraft des Wiſſens und des Tuns vorausſetzt, die ſich in menſchlichen und endlichen Weſen nicht befinden kann. Die Liebe hingegen geht

felbft von einem bedürfenden Zuftande aus, fie gehört rein der Gefinnung und dem Gefühle an und ift überall aufopfernd, gehorchend und hingebend. Sie wird daher durch die Schranken der Endlichkeit nicht fo gehemmt. Allerdings könnte fie im Menfchen nicht wohnen, wenn ihm nicht felbft eine Verwandtfchaft mit dem Unendlichen im Innerften feines Wefens zugrunde läge, denn wenn ihr Odem ihn einmal befeelt, fo kann er fich in ihm mehr, als irgend fonft, dem Höheren verwandt fühlen. Da aber, wie ich im Anfange fagte, wohl jeder, ohne auch irgend in Mißverftändniffe zu verfallen, gerade diefe Stelle der Bibel nach feiner individuellen Empfindung nimmt, fo geftehe ich, daß ich den Ausdruck Liebe hier von aller und jeder einzelnen Empfindung für ein Wefen durchaus gefchieden und getrennt halte, und darin nur eine Schilderung des an fich weit höheren Seelenzuftandes finde, der, frei von aller Selbftfucht, fern von jeder Leidenfchaftlichkeit, mit Wohlwollen auf allem verweilt, das günftige, wie das widrige Schickfal mit Ergebung und Gelaffenheit trägt, und aus deffen Ruhe felbft die belebende Wärme in alles, was ihn umgibt, übergeht. Darum heißt es, daß die Liebe nicht eifert, fich nicht ungebärdig anftellt u. f. f. Darum werden ihr Glaube und Hoffnung zur Seite geftellt, fie aber über beide erhoben; darum befonders wird fie über die Werke gefetzt. Dies letzte kann augenblicklich fonderbar

ſcheinen. Allein es iſt ſehr richtig, da, wenn die Geſinnung wahrer Liebe da iſt, die Werke von ſelbſt aus ihr entſpringen. Dieſem Seelenzuſtande iſt das Fordernde, das Unruhige, Sorgende, auf Ausübung von Recht mehr als auf ſtrenge Übung der Pflicht Bedachte, das ſich ſelbſt Lobende und mit ſich Zufriedene entgegengeſetzt. So nehme ich dieſe bibliſche Stelle, obgleich ich fern bin zu behaupten, daß nicht auch eine andere Anſicht ſtatthaft wäre.

Berlin, den 12. März 1824.

Ich habe Ihre Blätter vom 21. v. M. erhalten und danke Ihnen auf das herzlichſte dafür. Es hat mir aber leid getan, zu ſehen, daß Sie ſich wieder vergebliche Beſorgnis und Unruhe gemacht hatten. Sie müſſen das möglichſt vermeiden, liebe Charlotte, und darin eine größere Herrſchaft über ſich gewinnen. Ich ſage Ihnen das gewiß nur zu Ihrem Beſten und zur Beförderung Ihrer inneren Ruhe. Es iſt ſo vielen Zufälligkeiten unterworfen, ob ein Brief einige Tage früher oder ſpäter geſchrieben wird, ob er länger oder kürzer geht, daß, wenn eine ſolche Erwartung gerade einmal nicht zutrifft, Sie darum ſich nicht beunruhigen müſſen. Ich erkenne gewiß den ganzen Wert der Geſinnungen, die Sie gerade für mich beſorgt machen, allein ich bin vollkommen wohl, und Sie brauchen auf keine Weiſe für mich zu fürchten. Ich lebe den ganzen Tag mit ernſt-

haften und mir wichtigen Dingen beſchäftigt, ich verlaſſe kaum mein Zimmer als in den ſpäten Abendſtunden und bin ruhig, tätig und heiter. Bei ſolcher Stimmung würde ſich ſelbſt eine ſchwächliche Geſundheit erhalten. Die meinige aber iſt bisher ſehr gut geweſen. Ich weiß freilich, daß ſich das ſehr leicht und von einem Jahre, ja Tage zum andern ändern kann, indes für jetzt iſt kein Anſchein dazu. Wenn es kommen wird, bin ich auch darauf vorbereitet. Auf meine Stimmung wird ſelbſt Kränklichkeit keinen Einfluß haben, ich habe mich von früher Jugend an gewöhnt und geübt, gegen mich ſelbſt hart zu ſein und meinen Körper als etwas meinem eigentlichen Selbſt Fremdes anzuſehen. Meinen Beſchäftigungen werde ich ſchon eine Wendung geben können, daß ich ſie nicht aufzugeben brauche, wenn ſie auch geſtört werden, und ſo dürften Sie ſich wirklich mich auch dann nicht unglücklich denken, wenn einmal der Fall käme, daß ich wirklich leidend würde. Es freut mich ſehr, aus Ihrem Briefe zu ſehen, daß auch Sie im ganzen leidlich wohl ſind, und der ſonderbare Winter Ihnen nicht geſchadet hat, wie ich zuweilen fürchtete. Ich liebe im Grunde die Abweſenheit von ſtrenger Kälte ſo, daß ich die andern Unannehmlichkeiten, die ein ſo gelinder und wechſelnder Winter allerdings mit ſich führt, leicht überſehe. Die recht eigentliche Kälte hat etwas mehr als bloß phyſiſch Erſtarrendes, es kommt einem ordentlich vor, daß Menſchen ihr nie

ausgeſetzt ſein ſollten, ſie gibt der Natur ſelbſt ein ſo einförmiges Anſehen und hat etwas wahrhaft Unbarmherziges für die Armen. Das niedrige Volk, das nur wenig Mittel herbeiſchaffen kann, iſt ſchon darum viel glücklicher in ſüdlichen Ländern, weil es wenigſtens von dieſer Plage befreit iſt. ~ Sie haben mir, liebe Charlotte, ſehr lange nichts von Ihrer Lebensſchilderung geſchickt, vermutlich iſt der Winter mit ſeinen Geſchäften und kürzeren Tagen daran ſchuld. Wenn Sie aber Muße und Stimmung haben, ſo iſt es, wie ich Ihnen oft und immer ſagte, mein Wunſch, daß Sie fortfahren, wenigſtens bis zu Ihrer Verheiratung. Hernach will ich Sie dann weder bitten noch bereden.
Ich war heute einige Stunden in Tegel, und ſo wenig günſtig das Wetter war, ſo hat es mir doch Vergnügen gemacht. Die Annäherung des Frühjahrs ſpürt ſich immer und bringt auch in den Menſchen eine Art von Erneuerung. Man iſt lebendiger, man glaubt einem neuen Lebensabſchnitt entgegen zu gehen und vergißt gewiſſermaßen, daß die ſchöne Geſtalt, die die Natur nun wieder annimmt, nur wenige Monate dauern und dann dasſelbe wiederkehren wird, dem man ſich jetzt entgangen zu ſein freut. Wenn das aber auch eine Art von Selbſttäuſchung iſt, ſo bleibt es das ganze Leben hindurch eine immer und immer gleich freudig wiederkehrende. Seit meinen Kinderjahren erinnere ich mich des gleichen oder wenigſtens ganz ähnlichen Gefühls. Da Sie in einem Garten

wohnen, werden Sie diese Gefühle auch gewiß teilen. Denn in der Stadt gehen freilich die Jahreszeiten in traurigem Einerlei an einem vorüber.
Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Berlin, im April 1824.

Allerdings gehört das vollkommene Gelingen unserer Unternehmungen der ursprünglichen Kraft wohl größtenteils an, die der Mensch nicht in seiner Gewalt hat. Ich teile ganz Ihre Meinung, daß es noch mehr von einem nicht zu erklärenden höheren Segen abhängt, der einzelne begleitet, und wohl, wie Sie sagen, auf der Lauterkeit Ihrer Gesinnungen beruht. Ihr Ausdruck, daß es scheine, als ob die Gottheit ihren Segen nur in reine Gefäße ergieße, hat mir ungemein gefallen. Der Mensch vermag diesen Segen, wenn er ihm entsteht, nicht herbeizuzaubern. Daß dieser Segen wirklich mit den Menschen zusammenhängt auf unsichtbare und geheimnisvolle Weise, das glaube ich mit Ihnen. Aber die Begriffe von Glück und Unglück sind selbst bei denen, die richtige Ideen zu haben pflegen, so unbestimmt und so irrig, daß ich von früh an immer gestrebt habe, mir darüber ganz klar zu werden, und wie ich dahin gelangt bin, habe ich gefühlt, daß man des Glückes, bis auf einen gewissen Grad wenigstens, immer sicher ist, so

wie man ſich von den äußeren Umſtänden unabhängig macht, ſo wie man lernt, Freude aus allem Erfreulichen in Menſchen und Dingen zu ziehen, aber in Menſchen und Dingen nichts eigentlich zu bedürfen.
Gewiß hat man ſeinen Lohn dahin, indem alles Verdienſt aufhört, wenn man der Folgen wegen etwas tut.
Was ich beitragen kann, Ihr Leben zu erheitern, werde ich immer mit Freuden nach meinen Kräften tun. Erlauben Sie mir den Rat, ſich einmal einige Erholung zu gönnen in der ſchönen Jahreszeit; ſollte Ihnen nicht eine Badekur zuträglich ſein? Antworten Sie mir vertrauend, liebe Charlotte, niemand als Sie und ich weiß von dem, was Sie mir und ich Ihnen ſage. H.

Tegel, im Mai 1824.

Sie haben mir durch das mir überſandte neue Heft Ihrer Biographie eine viel größere Freude gemacht, als Sie es wohl geglaubt haben mögen. Ich habe es mit dem größten Anteil geleſen. Zuerſt und hauptſächlich aus Anteil an Ihnen. In dieſer Hinſicht iſt es ein ſehr erfreuliches Heft, weil es eine Zeit ſchildert, die Sie glücklich und froh verlebten und unter intereſſanten Menſchen zubrachten. Es hat mich lebhaft in die Vergangenheit und in jene Zeit zurückverſetzt. Wenn auch die verſchiedene Lebensart, in von einander entfernten Provinzen Deutſchlands, Sitten und

Lebensweiſe ſehr verſchieden geſtaltet, ſo ſpricht ſich doch auch wieder der eine Geiſt der Zeit gleichmäßig in allem aus.
Was Sie als Kind von ſich erwähnen, daß Sie Bilder in der Phantaſie getragen, für die Sie Weſenheit wünſchten, erſehnten, erwarteten, iſt mir genau ebenſo und von der früheſten Kindheit an geweſen, ich glaube gewiß vom ſechſten Jahre an, was doppelt früh bei mir iſt, da ich erſt im dritten ſprechen gelernt habe. Bei Ihnen war es die Sehnſucht nach einer Freundin, und zum Teil entſtanden durch das Leſen der Clariſſe. Bei mir hatte es keine äußere Urſache oder Veranlaſſung, wenigſtens iſt mir durchaus keine erinnerlich. Die Gegenſtände, ich meine nicht eingebildete Perſonen, ſondern die Sachen überhaupt, die ſie betraf, waren allerdings verſchieden, aber eine blieb von dieſer Zeit der erſten Kindheit bis jetzt und wird vermutlich bis an meinen Tod bleiben; denn noch jetzt, wenn ich einmal eine ſchlafloſe Nacht habe, oder allein im Wagen ſitze, oder ſpazieren gehe, oder ſonſt eine Zeit habe, die man in bloßer Beſchäftigung der Einbildungskraft zubringen kann, beſchäftigt mich dieſelbe Vorſtellung noch immer, wie die in meiner Kindheit, aber natürlich in anderer, oft wechſelnder Geſtaltung. Da es ein Gegenſtand iſt, der garnicht in das Leben übergehen, ſondern nur auf die innere Denkweiſe einwirken kann, ſo berührt es mich auch im Leben nicht, ſondern geht wie eine Dichtung neben der Wahrheit fort;

allein im Innern verdanke ich, im beſten Sinne des Worts, dieſer Selbſtbeſchäftigung ſehr viel. Es iſt ja überhaupt die natürliche Folge aller inneren Tätigkeit und jeder recht lebendigen Regſamkeit der Einbildungskraft und des Gefühls, daß dadurch die wirklichen Ereigniſſe des Lebens mehr in Schatten treten, und das zu große Gewicht dieſer, ihr zu helles Licht zu vermindern, iſt immer heilſam, das Unglück ſchadet und drückt dann weniger, und das Glück feſſelt nicht an ſeinen Genuß, und macht den Gedanken erträglich, daß es immer leicht beweglich, vielleicht nicht immer bleiben wird. Sie werden mir große Freude machen, wenn Sie fortfahren, an Ihrer Lebensbeſchreibung zu arbeiten. Ganz der Ihrige. H.

Herrnſtadt, den 9. Juli 1824.

Nehmen Sie nicht übel, liebe Charlotte, daß ich Ihnen mit lateiniſchen Lettern ſchreibe. Aber meine Augen ſind ſchon ſeit geraumer Zeit ſo, daß ich ſie ſehr ſchonen muß, und da habe ich jetzt die Entdeckung gemacht, daß die kleinen deutſchen Buchſtaben ſie mehr angreifen als die größeren lateiniſchen. An Deutlichkeit gewinnen auch Sie im Leſen bei dem Tauſch. Es gibt aber Perſonen, welchen die lateiniſche Schrift mißfällig iſt, und die wenigſtens, weil ſie ihnen fremd vorkommt, ſie nicht gern im Briefwechſel mit Perſonen gebraucht ſehen, die ihnen wert

ſind. Ich halte Sie, nach Ihrer übrigen Art zu ſein, von ſolcher gewiſſermaßen eigenſinnigen Anſicht frei. Wären Ihnen indes doch dieſe Buchſtaben weniger angenehm, ſo ſagen Sie es mir ja, ich kehre dann zu den andern zurück. – Wenn ich Ihnen nicht einmal geſchrieben habe, daß meine zweite Tochter hier verheiratet iſt, ſo dürfte Ihnen der Ort der Überſchrift dieſes Briefes wohl kaum auf irgendeine Art bekannt ſein. Ich denke aber, daß ich es Ihnen einmal aus Berlin, als ich Ihnen über die Meinigen ſchrieb, geſagt habe, ſo wenig es mir ſonſt eigen iſt, über das, was mich umgibt, oder mir begegnet, in Briefen zu reden. Dieſer Ort, eine kleine, ſehr unbedeutende Stadt, liegt kaum eine Tagereiſe von Breslau entfernt, ich bin ſeit einigen Tagen hier, gehe aber in wenigen andern von hier nach Ottmachau auf mein Gut, wohin ich Sie bat, mir zu ſchreiben. Es hat, dünkt mich, immer etwas die Phantaſie und das Gemüt angenehm Anſprechendes, wenn man weiß, daß an einem Ort und in einer Gegend, die einem ſonſt ganz und gar fremd iſt und die man gar nicht oder kaum dem Namen nach gekannt hat, mit freundſchaftlicher Teilnahme an einen gedacht wird. Dieſe Empfindung wünſche ich, daß die Überſchrift dieſer Zeilen auf Sie machen möge. Von Ottmachau habe ich Ihnen ſchon öfter geſchrieben. – Wir haben hier eine warmnaſſe oder wenigſtens feuchte Witterung, die leicht etwas Melancholiſches haben kann, die ich aber ſehr liebe.

Die Natur hat dann eine doppelt wohltätige Stille und ist wie mit einem nebeligen Schleier überzogen, der indes doch die Gegenstände nicht verdunkelt, sondern nur ihre Formen und Farben sanfter hervortreten läßt. Ich bin immer und doppelt auf Reisen auf die mannigfaltigsten Modifikationen aufmerksam, welche die Verschiedenheit der Luft- und Wolkenbeschaffenheit dem Charakter der nämlichen Gegend gibt. Man kann eine Gegend immer ihrem Charakter nach, nach Art eines Menschen betrachten, und jene Modifikationen entsprechen dann den verschiedenen Stimmungen des Gemüts und sind, wie sie, ruhig und bewegt, sanft und hart, fröhlich oder traurig, ja auch wohl launen- und grillenhaft. Danach machen Sie denn auch ihren Eindruck auf den, der auf sie zu achten versteht, und ich kann wohl sagen, daß ich das Glück habe, diesen Eindruck nur immer so zu erfahren, wie er für die Seele Reiz hat, sie angenehm und lebendig spannt. Unangenehme Wirkungen macht das Wetter nie auf mich, und wenn es schwermütig oder schauerlich ist, empfinde ich es ungefähr nur ebenso, wie man auf dem Theater schwermütige oder schauerliche Szenen aufnimmt. – Beim Theater fällt mir ein, daß Sie es vermutlich auch garnicht, oder doch höchst selten besuchen. Mein Fall ist das ganz und gar, vorzüglich seitdem meinen Augen der Glanz der vielen Lichter zu widrig und mein Gehör auch nicht mehr gut genug ist, um die wenigstens

nicht sehr gut und deutlich redenden Schauspieler zu verstehen. Hier ist jetzt gerade eine herumziehende Truppe, und ob man gleich hier vor allem Glanz und blendendem Lichte sicher und auch bei der Nähe der Sitze eher in Gefahr wäre, überschrieen zu werden, so bin ich doch noch nicht dazu gekommen, sie spielen zu sehen. An einem guten Schauspiel entbehrt man wirklich viel, wenn man darauf, freiwillig oder durch Umstände genötigt, Verzicht leistet. Selbst wenn die Schauspieler nur mittelmäßig sind, hat das Vortragen eines guten Stücks (denn darauf kommt freilich alles an) durch Personen, die als selbsthandelnd auftreten, immer etwas mehr Ergreifendes und Belebendes als selbst ein viel besseres, einzelnes Vorlesen. Auf der andern Seite aber liegt ein besonderer Reiz darin, sich von allen Gelegenheiten größerer Versammlungen zurückzuziehen. Schon jung, dann in männlichen Jahren hatte ich mir das lebhaft gedacht und gleichsam den Reiz vorher genossen, in den Jahren eine hinreichende Rechtfertigung zu finden, der Gesellschaft immer mehr und mehr zu entsagen, und jetzt, wo ich diesen Zustand wirklich erreicht habe, finde ich, was ich damals empfand, vollkommen bestätigt. Ich hatte mir das Alter immer reizend und viel reizender als die früheren Lebensepochen gedacht, und nun, da ich dahin gelangt bin, finde ich meine Erwartungen fast übertroffen. Daher mag es auch kommen, daß ich eigentlich in der Seele

gewissermaßen älter bin als körperlich und an Jahren. Ich bin jetzt 57 Jahre alt, und wer ohne große körperliche Ermüdungen und meist gesund und immer höchst regelmäßig und ohne Leidenschaften gelebt hat, welche die Gesundheit untergraben, kann da noch keine merkliche körperliche Abnahme fühlen. Allein die Ruhe des Geistes, die Freiheit von allem, was die Seele unangenehm spannt und aufreizt, die Unabhängigkeit fast von allem, was man sich nicht selbst durch innerliche Stimmung und Beschäftigung geben kann: diese Dinge sind alle in früheren Jahren schwerer zu erreichen, sind alsdann oft nur dann vorhanden, wenn, was noch viel schlimmer ist, sie aus Kälte und Unempfindlichkeit entstehen. Dennoch sind sie es vorzüglich, welche ein innerlich glückliches Leben geben und sichern. Es ist daher nicht ganz richtig, wenn man glaubt oder sagt, daß das Alter abhängiger von anderen Umständen und Zufällen mache. Körperlich und äußerlich ist es freilich wohl der Fall, allein auch nicht so viel, als man glaubt, da wenigstens bei gutgearteten und an Selbstbeherrschung gewöhnten Menschen die Begierden und selbstgeschaffenen Bedürfnisse noch viel mehr im Alter abnehmen als die Kraft, ihnen Befriedigung zu verschaffen. Auf der andern Seite aber gewinnt eben dadurch die viel wesentlichere und das Glück weit mehr befördernde Unabhängigkeit ungleich mehr. Mangel an Ergebung und Ungeduld sind eigentlich die

Dinge, welche alle Übel, welcher Art fie fein mögen, erft recht empfindlich machen und fie wirklich vergrößern. Gerade von diefen beiden Übeln heilt das Alter vorzüglich, immer eine Gemütsart vorausgefetzt, die keine einmal eingewurzelten unartigen Gewohnheiten hat, die freilich ihr Gift fonft in jedes Alter hinübertragen. Der größte Gewinn aber, der aus diefer größeren geiftigen Freiheit, aus der Begierden- und Leidenfchaftslofigkeit, dem gleichfam wolkenlofen Himmel, den zunehmende Jahre über das Gemüt hinführen, entfteht, ift, daß das Nachdenken reiner, ftärker, anhaltender, mehr die ganze Seele in Anfpruch nehmend wird, daß fich der intellektuelle Horizont erweitert und das Befchäftigen mit jeder Art von Wiffenfchaft und jedem Gebiet der Wahrheit immer mehr und mehr, ausfchließend das ganze Gemüt ergreift und jedes andere Bedürfnis, jede andere Sehnfucht fchweigen macht. Das nachdenkende, betrachtende, forfchende Leben ift eigentlich das höchfte; allein in gewiffer Art läßt es fich doch nur im höheren Alter vollkommen genießen. Früher ift es im Streit mit der Aufforderung und fogar mit der Pflicht zu handeln, und erfährt nicht felten Störungen durch fie. Es wäre aber fehr unrichtig, wenn man in dem Wahne ftände, daß ein folches Vergnügen an einem garnicht mit dem Leben und deffen Weltlichkeit zufammenhängenden Nachdenken eine große Bildung oder viele Kenntniffe vorausfetze. Wo diefe gerade bei

jemand zufällig vorhanden sind, da kann das Nachdenken vielfältige Gegenstände treffen, es ist da allerdings mehr Mannigfaltigkeit und ein wenigstens scheinbar weiterer Kreis. Allein gerade die dem Menschen notwendigsten, heiligsten und wahrhaft erfreulichsten Wahrheiten liegen auch dem einfachsten, schlichtesten Sinne offen, ja werden von ihm nicht selten richtiger und selbst tiefer aufgefaßt, als von dem, den großer Umfang von Kenntnissen mehr zerstreut. Diese Wahrheiten haben noch außerdem das Eigene, daß, ob sie gleich keines Grübelns bedürfen, um erkannt zu werden, vielmehr sich von selbst Eingang in das Gemüt verschaffen, daß immer in ihnen Neues gefunden wird, weil sie in sich wirklich unerschöpflich und unendlich sind. Sie knüpfen sich an jedes Alter an, allein doch am natürlichsten an dasjenige, was den endlichen Aufschlüssen über alle unendlichen Rätsel, die eben diese Wahrheiten enthalten, am nächsten steht. So stirbt zwar in höheren Jahren eine gewisse Lebendigkeit mehr ab; aber es ist dies nur eine äußere, oft sogar fälschlich geschätzte. Die viel wohltätigere, schönere, edlere, die sich immer in fruchtbarer Klarheit entfaltet, gehört vielmehr erst recht eigentlich dem wahren Alter an. Ich weiß, liebe Charlotte, daß Sie über alle diese Gegenstände auch sehr übereinstimmend mit mir denken, und schmeichle mir also, daß es Ihnen nicht unangenehm sein wird, daß ich mich gewissermaßen gehen ließ,

darüber zu sprechen. Diese Dinge, über die sich nur mit wenigen reden läßt, sind ja wohl die natürlichsten Gegenstände für einen Briefwechsel, der, frei von Geschäften und äußeren einschränkenden Bedingungen, dann am meisten erfreut, wenn er ein recht ungezwungener vertraulicher Austausch persönlicher Stimmungen und Gesinnungen ist. – In Ottmachau hoffe ich, unter der Ihnen neulich gegebenen Adresse, einen Brief von Ihnen zu empfangen. Mit der aufrichtigsten Herzlichkeit der Ihrige. H.

Tegel, den 12. September 1824.

Ich bin seit einigen Tagen aus Schlesien wieder hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und eine meiner ersten Beschäftigungen ist, Ihnen zu schreiben. Meinen letzten Brief aus Ottmachau werden Sie bereits empfangen haben. Der Herbst verspricht sehr schön zu werden, und ich habe mich darum doppelt gefreut, wieder hier zu sein, die letzten Monate der scheidenden besseren Jahreszeit zu genießen. Ich liebe bei weitem mehr das Ausgehen als das Beginnen des Jahres. Man blickt dann auf so manches, das man getan oder erlebt hat, zurück, man meint sich sicherer, weil der Raum kleiner ist, in dem noch Unfälle begegnen können. Alles das ist freilich eine Täuschung, ein Augenblick reicht hin zu dem größten. Aber so vieles im Leben, im Glück und im Unglück sogar, ist ja nichts

als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade, weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaubte, oder weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet sein muß, jedes, wie das Schicksal es gibt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches Gefühl, lieber den kürzeren als den längeren Raum vor sich zu haben. Diese Ansicht des Lebens, als eines Ganzen, als einer zu durchmessenden Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geschienen, dem Tode mit Gleichmut entgegen zu gehen. Betrachtet man dagegen das Leben nur stückweise, strebt man nur, einen fröhlichen Tag dem andern beizugesellen, als könne das nun so in alle Ewigkeit fortgehen, so gibt es allerdings nichts Trostloseres, als an der Grenze zu stehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird.

Das Laub der Bäume fängt schon an, die Buntfarbigkeit anzunehmen, die den Herbst so sehr ziert und gewissermaßen eine Entschädigung für die Frischheit des ersten Grüns ist. Der kleine Ort, den ich hier bewohne, ist vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche große, schöne und mannigfaltige Bäume durch alle

wechſelnden Jahreszeiten hindurch gewähren. Um das Haus herum ſtehen alte und breitſchattige, und umziehen es mit einem grünen Fächer. Über das Feld gehen in mehreren Richtungen Alleen, in den Gärten und dem Weinberg ſtehen einzelne Fruchtbäume, im Park iſt ein dichtes und dunkles Gebüſch, und der See iſt vom Walde umkränzt, ſowie auch alle Inſeln darauf mit Bäumen und Büſchen eingefaßt. Ich habe eine beſondere Liebe zu den Bäumen und laſſe nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen. Es hat ſo etwas Trauriges, einen armen Baum von der Umgebung, in der er viele Jahre heimiſch geworden war, in eine neue und in neuen Boden zu bringen, aus dem er nun, wie unwohl es ihm werden mag, nicht mehr heraus kann, ſondern langſam ſchmachtend ſein Ausgehen erwarten muß. Überhaupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnſucht, wenn ſie ſo feſt und beſchränkt im Boden ſtehen und ſich mit den Wipfeln, ſo weit ſie können, über die Grenzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was ſo gemacht wäre, Symbol der Sehnſucht zu ſein. Im Grunde geht es dem Menſchen mit aller ſcheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders. Er iſt, wie weit er herumſchweifen möge, doch auch an eine Spanne des Raums gefeſſelt. Bisweilen kann er ſie garnicht verlaſſen, und das iſt oft der Fall der Frauen, derſelbe kleine Fleck ſieht ſeine Wiege und

ſein Grab; oder er entfernt ſich, aber es zieht ihn Neigung und Bedürfnis immer von Zeit zu Zeit wieder zurück, oder er bleibt auch fortwährend entfernt, und ſeine Gedanken und Wünſche ſind doch dem urſprünglichen Wohnſitʒ zugewendet.
Es freut mich, daß Sie, liebe Charlotte, in Ihrem Garten auch in einiger Art wenigſtens einen ländlichen Aufenthalt genießen. Ich weiß, wie ſehr Sie daran hängen und jede damit verbundene Freude zu ſchätʒen wiſſen. Für meine Beſchäftigungen iſt mir das Herannahen des Spätherbſtes und Winters ſehr unangenehm. Meine Augen ſind zwar durch den anhaltenden Gebrauch wirkſamer Mittel um vieles beſſer, ſie erfordern indes doch noch viel Schonung, und bei Licht greife ich ſie nicht an. Damit zieht ſich aber der Tag enge zuſammen, und wenn man noch abrechnen muß, was das häusliche Leben, Beſuche, Zerſtreuungen mancher Art, endlich wirkliche Geſchäfte wegnehmen, ſo bleibt wenig übrig. Und je länger ich fortfahre, ausſchließlich meine Zeit den Studien und dem Nachdenken zu widmen, jemehr kann ich ſagen, vertiefe ich mich darin und verliere Neigung und Geſchmack an allem andern. Die Ereigniſſe der Welt haben auch nicht das mindeſte Intereſſe für mich. Sie gehen an mir vorüber wie augenblickliche Erſcheinungen, die weder dem Geiſt noch dem Gemüt etwas zu geben vermögen. Den Kreis meiner Bekanntſchaften ziehe ich

immer enger zuſammen; die Männer, mit denen ich früher den anziehendſten Umgang hatte, ſind geſtorben, und ich habe es immer für Glücksfälle gehalten, die man benutzen, nicht aber Bedürfniſſe, die man ſuchen muß, wenn ſich ein ſolcher Umgang von ſelbſt anknüpfte. Dagegen iſt das Feld des Wiſſens und Forſchens unermeßlich und bietet beſtändig neue Reize dar. Es füllt alle Stunden aus, und man ſehnt ſich, nur die Zahl dieſer vervielfältigen zu können. Ich kann wohl ſagen, daß ich in meinem Innern einzig darin lebe, oft Tage lang, ohne dieſen Gegenſtänden mehr als flüchtige Gedanken zu entwenden. Naturwiſſenſchaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äußeren Gegenſtände aufmerkſam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Altertum aber angezogen, und es iſt auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Mench noch ſeinem Entſtehen näher war, zeigte ſich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in ſeinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdrucke, den er beiden lieh. Zu der vollen und reinen Anſicht davon kommt man freilich nur durch mühevolle und oft in mechaniſcher Beſchäftigung zeitraubende Gelehrſamkeit; aber auch das hat ſeinen Reiz, oder wird wenigſtens leicht überwunden, wenn man ſich einmal an geduldiges Arbeiten gewöhnt hat. Zu den kraftvollſten, reinſten und ſchönſten Stimmen, die aus grauem Altertum zu uns

herübergekommen ſind, gehören die Bücher des Alten Teſtaments, und man kann es nie genug unſerer Sprache verdanken, daß ſie, auch in der Überſetzung, ſo wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber mit Vergnügen nachgedacht, daß es nicht möglich wäre, etwas ſo Großes, Reiches und Mannigfaltiges zuſammen zu bringen, als die Bibel, die Bücher des Alten und Neuen Teſtaments, enthalten. Wenn ſie auch, wie bei uns, dem Volke gewöhnlich das einzige Buch iſt, ſo hat dieſes in ihr ein Ganzes menſchlicher Geiſteswerke, Geſchichte, Dichtung und Philoſophie, und alles dies ſo, daß es ſchwerlich eine Geiſtes- oder Gefühlsſtimmung geben könnte, die nicht darin einen entſprechenden Anklang fände. Auch iſt nur weniges ſo unverſtändlich, daß es nicht gemeinem, ſchlichtem Sinne zugänglich wäre. Der Kenntnisreichere dringt nur tiefer ein, aber keiner geht eigentlich unbefriedigt hinweg.

Ich bleibe dieſen und den größten Teil des künftigen Monats hier, ehe ich nach Berlin ziehe, und auch dann bringe ich wohl nur einige Wochen dort zu. Sie können darauf für Ihre Briefe mit Sicherheit rechnen. Im November und Dezember werde ich zwar vermutlich wieder, wie im vorigen Herbſt, eine Reiſe machen, die ſich mit einem Aufenthalt von einigen Wochen in Burgörner ſchließen wird; allein es iſt an ſich noch nicht gewiß, noch weniger der Zeitpunkt, und ich ſchreibe

es Ihnen vorher. Ich habe immer Neigung zum Bleiben am nämlichen Ort, und zum Aufsuchen eines andern, wie Gewicht und Gegengewicht, in mir. Doch ist das Reisen und der Wechsel des Aufenthalts meist Notwendigkeit, selten ursprüngliche Lust. Leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den herzlichsten Gefühlen der Ihrige. H.

Burgörner, den 13. November 1824.

In der Vergangenheit ist reichlicher Stoff zur Freude und Wehmut, zur Zufriedenheit mit sich und zur Reue, da hat man mit sich, mit andern, mit dem Geschicke gekämpft, gesiegt und unterlegen; was da gefunden wird, das ist wahrhaft gewesen, das ist, wenn es schmerzlich war, untilgbar wie eine Narbe, und wenn es freudig war, unentreißbar wie ein der Seele eingewachsener Gedanke; es ist ferner rein von der Ängstlichkeit, der Besorgnis der Zukunft. . . .
Ergebung und Genügsamkeit sind es vor allem, die sicher durch das Leben führen. Wer nicht Festigkeit genug hat, zu entbehren und selbst zu leiden, kann sich nie vor schmerzlichen Empfindungen sicherstellen, ja er muß sich sogar selbst, wenigstens die zu rege Empfindung dessen, was ihn ungünstig trifft, zuschreiben. . . .
Es gibt in der moralischen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Mensch vermag eigentlich

über ſich alles, und muß über andere nicht zu viel vermögen wollen.
Gegen Menſchen und gegen Schickſale iſt es nicht bloß die edelſte und ſich ſelbſt am meiſten ehrende, ſondern auch die am meiſten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemütsſtimmung, nicht gegen ſie zu ſtreiten, ſondern ſich, wo und wie es nur immer das Verhältnis erlaubt, zu fügen, was ſie geben, als Geſchenk anzuſehen, aber nicht mehr zu verlangen, und am wenigſten mißmutig über das zu werden, was ſie verweigern. . . .
Mit den ſogenannten Ahnungen und Vorgefühlen iſt es eine ſonderbare Sache. Bisweilen trifft ſo etwas ein, bisweilen ſchlägt es fehl. Man möchte aber doch keineswegs weder das eine noch das andere als etwas bloß Zufälliges anſehen, und darum, weil dieſe Vorgefühle oft ohne Erfolg bleiben, ſie nicht auch, wenn ſie eintreffen, dem Zufall beimeſſen, und ihnen das Verdienſt wahrer Voranzeige der Zukunft nehmen. Es geht mit dieſen Dingen wie mit allem, was auf innerem Selbſtgefühl beruht. Dies Selbſtgefühl kann ſich täuſchen, man kann für Vorbedeutung halten, was es nicht iſt, und kann auch wieder die wahre verkennen. Objektive Sicherheit läßt ſich darüber nicht haben. Es kann keine ſicheren äußeren Zeichen der Erkennung der Wahrheit geben. Es ſind immer, oft ſchwache Andeutungen, ſie können in die Seele gelegt, ſie können aber auch aus einem unbeſtimmten, durch Hoffnung oder Furcht

irregeleiteten Seelenzuſtand erzeugt ſein. Im erſteren Falle läßt ſich auf ihre Zuverläſſigkeit bauen, im letzteren Falle nicht. Das Weiſeſte iſt immer, ſie auf keine Weiſe herbeizulocken, bei ihrem Erſcheinen ſich die Möglichkeit ihrer Falſchheit zu denken, und wenn ſie ungünſtig, auf ihre Wahrheit gefaßt zu ſein. H.

Berlin, den 31. Januar 1825.

Sie werden ſich wundern, liebe Charlotte, ſchon vor der Zeit, wo Sie gewohnt ſind, meine Briefe zu erwarten, einen von mir zu empfangen. Aber ich bin krank, habe ziemlich ſtarkes Schnupfenfieber und Zahnweh, und beides hindert mich am Arbeiten. Da ſuche ich gern im Briefwechſel, und am liebſten in dem mit Ihnen, eine ruhig-erheiternde und die Seele ſtimmende Beſchäftigung. Ich gehöre zu den geduldigſten Kranken, ja ich kann mich oft nicht entſchließen, das Krankſein ein Übel zu nennen. Sie werden ſagen, daß das nur beweiſt, daß ich nie oder ſelten ernſthaft krank war, und darin haben Sie ganz recht. Aber es gibt genug Leute, die auch ſchon bei kleinen Übeln und bloß beläſtigenden Unpäßlichkeiten klagen. Mir bringt das Krankſein immer eine gewiſſe Ruhe und Sanftheit in die Seele. Es iſt nicht, daß ich geſund ſehr das Gegenteil wäre. Aber das geſunde Streben hat, vorzüglich im Manne, doch einen Eifer und eine Lebendigkeit, die immer mehr oder weniger

anſpannen. Das fällt in Krankheit weg, man fühlt ſeine Tätigkeit gelähmt und erwartet, bis es beſſer geht, keine Erfolge. Übrigens beunruhigen Sie ſich ja nicht über mein Unwohlſein. Es iſt durchaus unbedeutend und geht gewiß in wenig Tagen vorüber. Es iſt bloß die Folge einer Erkältung, der ich nicht vermeiden konnte mich auszuſetzen; ich fühlte gleich auf der Stelle das Entſtehen des Übels. Meine Augen – Sie denken oft liebevoll daran – haben ſich ſehr gebeſſert. Ich leide garnicht in dieſem Winter daran. Ich ſchreibe es doch der großen Schonung und ſelbſt den lateiniſchen Buchſtaben zu. Für Ihren letzten Brief habe ich Ihnen ſchon meinen herzlichſten Dank geſagt; ich habe ihn ſeitdem oft wieder geleſen, jedes Wort darin macht mir große und herzliche Freude, für die ich Ihnen ſchon im Stillen viel gedankt habe! Es iſt Ihnen eine ſeltene und natürliche Gabe eigen, Ihre Empfindungen einfach und wahr auszudrücken, darin liegt die große Wirkung, die Ihre Worte haben. Ich wünſchte immer, ja ich wußte, daß, wenn Sie mich erſt näher kennen lernten, ſich die Überzeugung mehr und mehr in Ihnen befeſtigen werde, wie herzlich mein Anteil an Ihnen und wie unwandelbar meine Geſinnungen gegen Sie ſind. Dies hoffe ich jetzt erreicht zu haben. Es iſt mir auch eine Angelegenheit, es Ihnen beſtimmt zu ſagen. Beim Schluß des Jahres drängen ſich ganz natürlich die Empfindungen zuſammen für diejenigen, die uns beſonders

wert ſind, und wir faſſen Sie enger zuſammen. Ich halte überhaupt ſehr viel auf die Zeitabſchnitte auch im gewöhnlichen Leben, und der Anfang einer neuen Epoche iſt mir kein gewöhnlicher Tag. Ich paſſe alles, was ich tue, genau in die Zeit ein, und laſſe ſie über mich herrſchen.

Daß die Zeit hingehe und geiſtig erfüllt werde, iſt das Große und Wichtige im Menſchenleben. Durchdringt man ſich recht von dieſer Idee, ſo wird man gegen Glück und Unglück, gegen Freude und Schmerz ſehr gleichgültig. Was ſind Glück und Unglück, Freude und Schmerz anders, als ein Hinfliegen der Zeit, von der nichts übrig bleibt, als was ſich davon geiſtig geſammelt hat? Die Zeit iſt das Wichtige im menſchlichen Leben; denn was iſt die Freude nach dem Verfliegen der Zeit? und das Tröſtliche, denn der Schmerz iſt ebenſo nichts nach ihrem Verfließen, ſie iſt das Gleis, in dem wir der letzten Zeit entgegenwallen, die dann zum Unbegreiflichen führt. Mit dieſem Fortſchreiten verbindet ſich eine reifende Kraft, und ſie reiſt mehr und wohltätiger, wenn man auf ſie achtet, ihr gehorcht, ſie nicht verſchwendet, ſie als das größte Endliche anſieht, in der alles Endliche ſich wieder auflöſt.

Ihre Tätigkeit achte ich ſehr hoch, ſie macht Ihnen viel Ehre und belohnt ſich in der ſelbſtändigen Unabhängigkeit, die Sie ſich nach großen und ehrenvollen Verluſten wieder geſchaffen haben. Darum intereſſiert mich auch

alles aufs höchſte, was Sie mir über Ihre ſchon an ſich intereſſante Beſchäftigung ſagen. Ich liebe überall die Arbeitſamkeit, ſie iſt mir beſonders an Frauen ſehr ſchätzenswert. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß ſie erlauben, dabei viel mehr in Empfindungen und Ideen zu leben. Ich leite daher die wirklich feinere und ſchönere, oft ſelbſt tiefere Bildung her, welche auch ſolche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genoſſen haben, meiſtenteils vor den Männern voraushaben, welchen ſie ſonſt in Kenntniſſen nachſtehen. Zum Teil freilich rührt aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermut und Verletzbarkeit. Wie die Seele mehr, öfter, tiefer und abgeſchiedener in ſich gekehrt iſt, ſo berührt alles Äußere ſie rauher. Indes iſt das ein leicht zu verſchmerzender Nachteil. Es hat immer einen unendlichen Nutzen, ſich ſo zu gewöhnen, daß man ſich ſelbſt zu einem beſtändigen Gegenſtand ſeines Nachdenkens macht. Man kann zwar auch, und mit gleicher Wahrheit, ſagen, daß der Menſch wieder gerade ſich garnicht kennt, oder doch wenigſtens nie recht. Beides iſt wahr. Er weiß nämlich von niemanden ſo viel, er kennt bei niemanden ſo den geheimen Zuſammenhang des Denkens und Wollens, die Enſtehungsart jeder Neigung und jedes Entſchluſſes, und in dieſer Art kennt er nur ſich. Aber auf der andern Seite kann er, wie er es auch wollen

möge, nie unparteiiſch gegen ſich ſein; denn der, den er beurteilt, mit dem beurteilt er auch. Er iſt alſo in Einſeitigkeit befangen, und ich habe daher nichts lieber, als wenn die, mit denen ich lebe, mich auf das Allerfreieste und ohne allen Rückhalt beurteilen; man wird dadurch belehrt, man hört etwas, das man ſich ſelbſt ſo nun einmal nicht ſagt, und auf irgend eine Weiſe, wenn es nicht mit Abſicht verdreht wird, hat es doch Grund. – Leben Sie jetzt recht herzlich wohl, und laſſen Sie ſich, ich wiederhole es, durch meine Unpäßlichkeit nicht beunruhigen. Ganz mit den alten und ſich nie ändernden Geſinnungen Ihr

Humboldt.

Berlin, den 12. Februar 1825.

Meine Geſundheit iſt ganz wieder hergeſtellt, und ich bin wieder im gewöhnlichen Zuge meiner Arbeiten. Es iſt mir dies vorzüglich lieb, da ich mit Recht ſagen kann, daß das mein Leben iſt. Es ſind lauter ſelbſtgewählte Beſchäftigungen und immer mit Ideen allgemeinerer Art. Da ich dieſe Beſchäftigungen einen großen Teil meines Lebens hindurch geführt habe, ſo haben ſie meinem Weſen auch die Richtung zum Ernſt und zum Halten an Ideen und Gedanken gegeben, die es offenbar hat. Ich habe alles, was mich umgibt und womit ich in Berührung komme, in ein gewiſſes Syſtem gebracht. Ich behaupte darum garnicht, daß dies Syſtem immer richtig

ift. Vielmehr ift nichts darin, was ich nicht von Zeit zu Zeit von neuem überdenke und in Betrachtung ziehe, und immer findet fich auch irgendwo ein Irrtum zu verbeffern. Allein fo lange ich das, was ich meine, für wahr halte, kann ich nicht leiden, daß um mich her, soweit ich Einfluß darauf habe, anders gehandelt wird. Ich kann alsdann die Grundfätze jedes Handelns aufweifen, und fomit ift doch eine Grundlage vorhanden, auf die man fußen kann. Denn nichts ift mir fo zuwider, als das bloße launige Wechfeln der Ideen, oder das blinde Herumtappen. Es ift allerdings nicht immer möglich, jede Sache in ihrer Wahrheit zu ergründen, jeden Entfchluß immer fo zu nehmen, wie es am weifeften wäre. Aber man kann dem doch nahe kommen, und alles, auch das Unbedeutende in Regel und Norm zu preffen, nicht der wechfelnden Luft oder Unluft zu diefem oder jenem zu folgen, fondern fich felbft zur Befolgung diefer Regel zu nötigen, ift eine heilfame Weife für den äußeren Erfolg und für den inneren Charakter. Es ift auch garnicht richtig, daß eine folche Art des Seins den Auffchwung des Geiftes hindern follte, oder dem Erguß der Empfindung Schranken fetze. Der Geift bewegt fich vielmehr zuverläffiger in einem ihm gegebenen Gleife, in dem er eine fefte Richtung und den gehörigen Anhalt findet, und die Empfindung erlangt mehr Stärke, wenn fie aus ganz geläuterten und berichtigten Ideen hervorgeht.

Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte, und ſeien Sie überzeugt, daß ich ſehr oft und immer mit herzlichſter Teilnahme Ihrer gedenke. Auf Ihr Befinden, denke ich, hat der gelinde Winter, den wir haben, einen wohltätigen Einfluß ausgeübt. Je älter man wird, deſto mehr wird man dem plötzlichen Wechſel und den Extremen der Witterung gram. Mit den alten, ſich nie ändernden Geſinnungen der Ihrige. H.

Berlin, den 8. März 1825.

Die Beſchreibung Ihres Lebens und Ihres häuslichen Daſeins vom Jahre 1786 hat mir, liebe Charlotte, eine viel größere Freude gemacht, als ich Ihnen ſagen kann. Es iſt auch dieſer Lebensabſchnitt in Ihrer Jugend, wie natürlich, ohne gerade wichtige Ereigniſſe vorübergegangen, aber es iſt Ihnen eine ganz beſondere Gabe eigen, die inneren Seelenzuſtände zu ſchildern. Immer aber ſind es doch nur dieſe, welche die Begebenheiten ſelbſt erſt anziehend machen, ſie mögen dieſelben nun vorbereiten, begleiten, oder aus ihnen entſtehen. Nichts aber iſt gleich reizend, als der Zuſtand eines aufblühenden Mädchens in dem Alter, worin Sie damals geweſen ſein müſſen. Ich war damals neunzehn Jahre und auch noch nicht aus dem mütterlichen Hauſe gekommen. Meinen Vater habe ich ſchon früher in meinem zwölften Jahre an einer Krankheit verloren, die bloß zufällig war, da er ſeinem ſonſtigen

Gesundheitszustande nach noch lange hätte leben können. Sie müssen ungefähr vier Jahre jünger sein als ich. Ich erinnere mich aber hier, daß ich Ihr Geburtsjahr nicht genau weiß. Schreiben Sie es mir doch einmal. Mir ist es immer wichtig, ganz genau zu wissen, wie alt die sind, die ich gern habe, vorzüglich bei Frauen. Ich habe meine eigenen Gedanken über das weibliche Alter und ziehe ein weiter fortgerücktes eigentlich einem jüngeren vor. Sogar der bloße körperliche Reiz erhält sich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Innern einer Frau vorzüglich fesselt, gewinnt offenbar bei fortgeschrittenen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältnis mit einem Mädchen oder einer Frau stehen mögen, die viel jünger als ich gewesen wäre, am wenigsten hätte ich eine solche heiraten mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß solche Heiraten im ganzen nicht gut sind. Sie führen meistenteils dahin, daß die Männer die Frauen wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer solchen Altersverschiedenheit unmöglich der freie, gegenseitig erhebende und beglückende Umgang, das volle und reine Überströmen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüt in das andere stattfinden, die in dem Umgange beider Geschlechter eigentlich das Beseligende ausmachen. Gleichheit in allen inneren Bedingungen ist da unentbehrlich notwendig, und der Mann kann nur daran

große Freude finden, daß ſich ihm die in jeder Art in Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verſchiedenheit der Geſchlechter, in ihrer Art Gleiche, in der mit erlangter Reife vollen Selbſtändigkeit ihres Weſens hingibt und ſeinen Willen als den ihrigen erkennt.

Ich bin aber von Ihrer Lebenserzählung abgekommen. Es iſt eine ſehr eigentümliche, aber in der Unſchuld eines aufkeimenden, noch vor ſich ſelbſt gar nicht entfalteten Gemüts, natürliche und liebenswürdige Richtung in Ihrem Herzen, in jener Zeit, daß Sie ſich nur nach einer Freundin ſehnten, und jede andere Sehnſucht Ihnen fremd war. Man erkennt darin recht, was Freundſchaft und Liebe unterſcheidet. Beide teilen miteinander das innere Seelenleben, worin zwei Weſen einander entgegenkommen, und indem ſie, jeder ſeine Art zu ſein in dem andern aufzugeben ſcheinen, dieſelbe reiner und klarer zurückempfangen. Der Menſch muß etwas außer ſich gewinnen, an das er ſich anſchließen, auf das er mit allen vereinten Kräften ſeines Daſeins wirken könne. Allein wenn auch dieſe Neigung allgemein iſt, ſo iſt der Hang und die Sehnſucht nach wahrer Freundſchaft und Liebe doch nur ein Vorrecht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte oder durch die Außenwelt betäubte Gemüter heften ſich wechſelnd und vorübergehend an und erreichen niemals den wahren Frieden, einer in dem andern. Unter

ſich aber ſind Liebe und Freundſchaft doch immer und unter allen Umſtänden in der Art verſchieden, daß die erſte immer zugleich eine ſinnliche Farbe an ſich trägt. Man tut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die ſinnliche Neigung kann die größte Reinheit in ſich ſchließen, dieſe ſtammt aus der Seele ſelbſt und verwandelt alles in ihren unbefleckten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemütern, die noch gar nicht bis zum Gefühl, oder vielmehr bis zum Bewußtſein der Liebe gekommen ſind, iſt es doch aber eigentlich dieſe, die das Gewand der Freundſchaft annimmt. Die Gefühle ſind da noch nicht ſo beſtimmt und klar geſchieden, aber die beginnende weibliche Reife ſpielt doch alles, ohne es zu wiſſen, in die Liebe hinüber. Die Freundſchaft ſelbſt von einem Geſchlecht zu einer Perſon desſelben wird dann lebendiger, leidenſchaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn ſie auch in ſpäteren Jahren alles dasſelbe der Tat nach leiſtet, ſo iſt in der früheren doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen und gleichſam wärmer und heller davon durchſtrahlt. So iſt es gewiß auch Ihnen, liebe Charlotte, damals mit Ihrer Freundin gegangen. Ich wünſche ſehr, daß Sie Ihre Lebenserzählung fortſetzen. ~ Nun leben Sie herzlich wohl und gedenken Sie meiner, der Ihnen immer mit gleicher Teilnahme zugetan bleibt. H.

Berlin, den 22. März 1825.

Ich ſetze mich mit recht eigentlicher Freude hin, Ihnen zu ſchreiben, liebe Charlotte, und wünſche von ganzem Herzen, daß Sie dies Blatt körperlich recht wohl und heiter geſtimmt finden möge. Bei dieſer wunderbaren Witterung, wo der Winter es ſich recht aufgeſpart hat, zum Frühjahr zu kommen, kann es ſelbſt feſten Geſundheiten leicht anders ergehen. Die meinige hat Gottlob! bis jetzt keinen Anſtoß erlitten, und ich denke, wenn nicht zum Oſterfeſt, doch gleich nachher, nach Tegel zu gehen. Wenn man auch dies Jahr lange auf das Grünwerden der Bäume wird warten müſſen, ſo iſt es eine ſüße Erwartung, wie die alles Guten, das unfehlbar iſt, weil es aus einer ſich immer gleichbleibenden Güte quillt. Alle Freuden an dem Wechſel der Naturerſcheinungen haben das, daß ſie zugleich moraliſche ſind für das ſie dankbar empfindende Herz. Dieſe Zuverläſſigkeit, die in der Natur liegt und ſich ſchon in ihrer Regelmäßigkeit ausſpricht, durch die die gewöhnlichſten Begebenheiten, ja ſelbſt der tägliche Sonnen-Auf- und -Niedergang etwas Großes und Wunderbares erhalten, dieſe Zuverläſſigkeit, ſage ich, verbunden mit der Wohltätigkeit alles deſſen, was aus der Natur auf den Menſchen herabfließt, erteilt allen Empfindungen, die ſich auf ſie beziehen, eine erhebend beruhigende Fülle der Sanftheit. In unſerm rau-

hen Norden müſſen wir freilich den Übergang zum Frühjahr mit bittern Winterempfindungen erkaufen und das Beſſere langſam erwarten. Aber dieſer große Wechſel hat doch auch ſeine Vorzüge. Er ſchafft mehr und etwas Tieferes in dem Menſchen, wenn er nach der Düſterheit, die doch immer den Winter begleitet, in die Milde heiterer Frühlingsſonne übergeht. Man empfindet das recht, wenn man einige Jahre in ſüdlichen Ländern zubringt. Der Winter iſt da eigentlich Frühjahr, und man kann faſt nur drei Jahreszeiten unterſcheiden, die der großen Hitze, den Sommer, die der Früchte, den Herbſt, und die übrigen Monate des Jahres, wo man auch nicht Kälte oder unangenehme Witterung leidet, das Gras auf Angern und Wieſen friſch und ſchön, und bei vielen immer grünen Bäumen ſelbſt wenige laublos daſtehen. So kommt man in den Winter und Frühling, ohne eigentlich eine Veränderung zu bemerken, aber man entbehrt auch des ganzen, bei uns wahrhaft himmliſchen Eindrucks, den dieſe Veränderung auf das Gemüt immer unfehlbar hervorbringt. Die Natur iſt es aber auch allein, an der mir der Wechſel der Jahreszeiten bemerkbar wird. Die Menſchen pflegen ihn ſonſt auch noch in ihrer veränderten Lebensweiſe zu ſpüren. Das iſt nun bei mir nicht der Fall. Ich lebe, einigen Wechſel des Aufenthalts abgerechnet, ziemlich jeden Monat im Jahr auf die gleiche Weiſe. Es iſt dies eine natürliche Folge meines wenigen Ausgehens im Winter und meines ununter-

brochenen Arbeitens. Denn wenn Sie die Stunden von 3 bis 5 und von 8 bis 10 des Tages und die Nacht ausnehmen, können Sie sich mich, liebe Charlotte, immer in meiner Stube, und da immer an meinem Schreibtische sitzend, denken. Da die wenigen Gesellschaften, die ich besuche, auch noch meistenteils in die eben bezeichneten Stunden fallen, so gibt es kaum Ausnahmen. Je tiefer man in höhere Jahre tritt, je mehr reizt, wenn man dessen einmal fähig ist, der Ernst der Gedanken. Man kann sogar ohne Übertreibung sagen, daß das das Einzige ist, was uns dann noch reizt. Und dieser Reiz steigt mit der Beschäftigung selbst. Es entspringt eines aus dem andern, es entspinnt sich neu zu Denkendes aus bisher Halbgedachtem, oder nur Geahntem. Man wird dadurch, von dieser Seite will ich zwar diese Art des einsamen Denkens nicht unbedingt loben, man wird dadurch nicht anziehender für andere, man grenzt sich vielmehr mehr ab, man weist gewisse Dinge zurück, man hat überhaupt eine Neigung und ein Bedürfnis, sich und seine Ansicht herrschend zu machen, und zieht sich leicht, wenn es auch nicht zu billigen wäre, zurück, wo man sieht, daß sie keinen Eingang findet, man fühlt gewissermaßen, daß man nur noch in einem gewissen Gleise fortgehen kann, und verlangt daher, daß die, welche einen noch begleiten wollen, sich demselben fügen. Alles das mag seine Unbequemlichkeiten haben, allein alles Menschliche ist damit verbunden,

und jenes beſchauliche Leben in ſich ſelbſt, das ſich ſeinen Kreis ſchließt und dieſen Kreis nie wieder verläßt, hat und gewährt einen ſolchen Erſatʒ, daß man ſich doch darum nicht davon trennen würde. Ja, wenn es recht die Weiſe erreicht, mit der ſich ein ſonſt gut geartetes und tieferes Gemüt wahrhaft beruhigt, ſo darf man ſich ſogar aus Pflicht nicht davon trennen. Denn aus dieſem nach eigenen Entſchlüſſen und eigener Wahl begonnenen Verfolgen von Ideen entſteht immer etwas, das weiter und wichtig wirkt, und ohne die Selbſtändigkeit des Mannes iſt eine freie Anwendung ſeiner Tätigkeit nicht zu denken.

Tegel, den 1. Mai 1825.

Ich habe eine große Freude daran, in der Vergangenheit zu leben. Von dem Kleinſten, was mir begegnet iſt, habe ich wenig vergeſſen, und ich verweile vor allem gern in Gedanken bei den Menſchen, mit denen ich näher zuſammen trat. Gerade in den Jahren, wo wir uns ſahen, hatte ich eine Art von Leidenſchaft, intereſſanten Menſchen nahe zu kommen, viele zu ſehen und dieſe genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weiſe zu machen. Ich hatte mir dadurch früh eine Menſchenkenntnis verſchafft, die andern ſonſt wohl viel ſpäter fehlt. Die Hauptſache lag mir an der Kenntnis. Ich benutʒte ſie zu allgemeinen Ideen, klaſſifizierte mir die Menſchen, verglich ſie, ſtudierte ihre Phyſiognomien, kurz machte

daraus, so viel es gehen wollte, ein eigenes Studium. Indes hat es mir auch für die Behandlung der Menschen im Leben sehr viel geholfen. Ich habe gelernt, jeden zu nehmen, wie er nach seiner Sinnesart genommen werden muß, und was mir recht und dem Verhältnis gemäß scheint, mit jedem durchzusetzen. Was ich als junger Mensch zur Übung versuchte, hat mir im männlichen Alter oft sichtbar genutzt. Jetzt kommt es mir längst nicht mehr vor, in dieser Art eine Wirkung auf einen Menschen zu bezwecken. Wenn man meine Jahre erlangt hat, kann man sich teils nicht mehr so in andere Verschiedenheiten finden, teils muß man es nicht wollen. Man muß seine Individualität frei gewähren lassen, mit denen fortwandeln, die sich ihr anpassen und sich nach ihr richten wollen, und die andern nur mit allgemeinem Wohlwollen begleiten. ~ ~ ~

Sie sind also auch von der schnellen, wunderartig plötzlichen Erscheinung des Frühjahrs in diesem Jahr so betroffen gewesen? Ich meine, ich hätte es noch nie so erlebt. In einer einzigen Nacht stand ein großer alter Kirschbaum hier, der den Tag vorher noch nichts als nackte Reiser hatte, mit Blüten bedeckt da.

Die wehmütige Empfindung, gerade in dem Aufleben der Natur, ist sehr begreiflich, und ist wohl allen Menschen eigen, die tiefer empfinden und genauer auf sich achten. Sie hindert darum das frühe Teilnehmen an der erwachenden Natur garnicht. Sie sprießt viel-

mehr aus der Tiefe dieser Empfindungen selbst, denn jede wahrhaft tiefe Empfindung im Menschen wird von selbst wehmütig. Sehr natürlich. Der Mensch fühlt seine Schwäche, sein dem Wechsel und der Vergänglichkeit unterworfenes Dasein; und indem er nun in diesem, ihn scheinbar nur mit Unglück und Widerwärtigkeiten bedrohenden Dasein eine unendliche, ihn rund umgebende Güte erblickt, da die ganze Natur, gerade in diesem ersten Aufkeimen, überzuquellen scheint, um ihn mit Genüssen aller Art zu bereichern, so ist er darüber in seiner innersten Tiefe gerührt, was sich nur in wehmütiger Freude aussprechen kann. Eine andere Art der Wehmut, und eine schmerzlichere, kann auch, nach Beschaffenheit der verschiedenen Stimmungen, daher entstehen, daß man den Eintritt einer so großen Menge, wenn auch nicht nach menschlicher Art lebender Wesen, in erneuertes Dasein oder erneuerte Regsamkeit nicht ansehen kann, ohne zugleich an ihre Rückkehr in Winterschlaf und Tod zu denken, die ebenso plötzlich eintreten wird. Daß alles Leben nur ein der scheinbaren Vernichtung Entgegengehen ist, wird einem nie so klar, als in dem regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten. Die ganze Pflanzenwelt nun mit so harmlos zuversichtlicher Freude ins Leben treten zu sehen, als ahnte sie garnicht das winterliche Ersterben, hat ebenso etwas tief Rührendes, wie das Leben eines noch keine Gefahren ahnenden Kindes.

Leben Sie herzlich wohl. Unwandelbar mit der herzlichsten, unveränderlichsten Zuneigung Ihr H.

Tegel, den 15. Mai 1825.

So sehr ich auch die Natur liebe und gern in ihr weile, bin ich doch, seit ich hier bin, nicht sehr viel ins Freie gekommen. Wenn nicht Besuch kommt, was bei diesen kalten und regnichten Tagen nicht so häufig der Fall ist, pflege ich von sechs bis acht Uhr abends draußen zu sein. Ich ziehe den Abend dem Morgen besonders wegen des Sonnenuntergangs vor. Nicht leicht versäume ich diesen an irgend einem Tage zu sehen. Ich habe ihn immer werter gehalten als den Aufgang, obgleich das vielleicht nur daher kommt, daß man am Abend, nach vollendeten Geschäften, ruhiger und besser gestimmt ist, sich Natureindrücken zu überlassen. Den ganzen Tag über arbeite ich in meiner Stube, die aber nach der Mittags- und Abendseite die unmittelbare Aussicht nach dem Garten und hohen Bäumen hat. Dies Arbeiten in selbstgewählten Studien, unabhängigem Denken (denn meine eigentlichen Geschäfte kosten mir verhältnismäßig sehr wenig Zeit) kann ich eigentlich als mein Leben ansehen. Meine Ideen, und dies in Büchern, in Anschauungen, in Erfahrungen, wodurch sie genährt werden, beschäftigen mich eigentlich allein und ausschließend; und ich kann mit Recht sagen, daß ich mein sehr heiteres und

glückliches Dasein, wenn nicht allein, doch größtenteils ihnen verdanke. Hat man sich einmal an dies Leben in Ideen gewöhnt, so verlieren Kummer und Unglücksfälle ihren Stachel. Man ist wohl wehmütig und traurig, aber nie ungeduldig noch ratlos. Ich knüpfe, weil ich einmal diese Gewohnheit gefaßt habe, dies Nachdenken immer an gelehrte Beschäftigungen, aber ich suche mich immer und an jedem Punkte darin zu freien Ideen zu erheben, die sich dann an alles, was nicht wirklich, und an alles, was in der Wirklichkeit echten und wesenhaften Glanz, Gehalt und Reiz hat, knüpfen. In dieser höheren Region werden die Ideen, die als gelehrte Beschäftigungen nur für wenige bestimmt scheinen, wieder sehr einfach und knüpfen sich an alles allgemein Menschliche an.

Ich freue mich zu denken, daß Sie diesen Brief, wie Sie es immer freut, zum Pfingstfest bekommen. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige. H.

Tegel, den 16. Juli 1825.

Dies ruhige, schöne, meinem Alter und Neigungen angemessene Verhältnis können wir ungestört so lange fortsetzen, als wir miteinander im Leben fortwandeln; es ist von meiner Seite nichts da, was es unterbrechen könnte, und ich weiß nichts, was es von Ihrer Seite hindern könnte

Genügt Ihnen, wie ich denn ſicher überzeugt bin, daß es Ihnen genügt, dies, ſo iſt unſer Verhältnis ſo klar und rein, wie es nur immer gedacht werden kann. Sie brauchen auch garnicht zu denken, daß Sie darin bloß die Empfangende ſind; ich habe Ihnen oft geſagt, daß mir Ihre Briefe, Ihre natürlichen, weiblichen Äußerungen Ihrer Ergebenheit, Ihre Lebensbeſchreibung recht große Freude machen und gemacht haben. Glaube ich, daß Sie mir eine beſondere machen könnten, ſo haben Sie ja geſehen, daß ich es Ihnen frei und natürlich geäußert habe. Sagt das Ihnen nicht zu, ſo trete ich davon zurück, und gewiß ohne Erbitterung, ohne Klage, ohne, wie ich Ihnen ſagte, irgend eine Empfindung, die Ihnen unangenehm ſein könnte, bloß in dem Gefühle, daß nicht zwei Menſchen ganz gleich denken können. Alſo auch ſo etwas müſſen Sie, liebe Charlotte, nicht ſchwer aufnehmen. Es gibt ſchon ſehr vieles, was auch das glücklichſte Leben ſchwer machen kann, daß man es nicht willkürlich vermehren muß. Willkürlich iſt nun zwar eine ſolche Mißſtimmung nicht, aber man kann doch gegen ſie arbeiten. Das erfordert freilich Selbſtbeherrſchung, aber darauf muß ich auch zurückkommen, daß die allen Menſchen nötig iſt. So glaube ich, liebe Charlotte, mich ſo rein ausgeſprochen zu haben, daß Ihnen wenigſtens in mir nichts dunkel und rätſelhaft bleiben kann. Nun muß ich noch eine Stelle Ihres Briefes berichtigen, wo Sie mich ganz

mißverſtanden haben, indem Sie ſagen, daß ich nichts zu meinem Glück bedürfe als mich. Es iſt das allerdings wahr. Aber das kann ich, wie ſtreng ich mich unterſuche, nicht tadeln, es iſt vielmehr in mir die Frucht eines langen und darauf gerichteten Lebens geweſen. Ich lebe nämlich in Gefühlen, Studien, Ideen; dieſe ſind es eigentlich, die machen, daß ich nichts Fremdes bedarf, und ſie ſind auf unvergängliche Dinge gerichtet, ſie laſſen mich nicht ſinken, wenn mir Erwartungen fehlſchlagen, wie ich es oft, wenn mir Unglücksfälle zuſtießen, erlebt habe. Nur wenn man in dieſem Sinne nichts bedarf, kann man möglichſt frei von Egoismus ſein, denn da man für ſich nichts fordert, kann man andern hilfreicher ſein. Man genießt auch dann jede Freude mehr, gerade weil ſie kein Bedürfnis iſt, ſondern eine reine, ſchöne Zugabe zum Daſein. Alles, was dem Bedürfnis ähnlich iſt, hat die Eigentümlichkeit, daß man es viel weniger genießt, wenn man es hat, als es ſchmerzt, wenn man es entbehrt. Darum aber fühle ich (ich habe es ja mehr als einmal erfahren) den Verluſt geliebter Perſonen wohl eher tiefer als andere, wenn auch mit mehr Faſſung und Ruhe. Nur die Wehmut ſetze ich nicht dem Glücke entgegen, ſondern teile das Glück in wehmütiges und heiteres, und ſetze jenes nicht gegen dieſes zurück. So meinte ich das, was Sie anders verſtanden, und wenn Sie den Inhalt meiner Briefe im ganzen durchgehen, werden Sie

immer dies darin ausgeſprochen finden. Dafür, daß einzelne Stellen anders erſcheinen könnten, möchte ich nicht einſtehen, da man nicht jedesmal alles begrenzen kann, doch glaube ich es kaum. Leben Sie nun herzlich wohl, rechnen Sie feſt auf die Unveränderlichkeit meiner Geſinnungen, verſcheuchen Sie vor allem jede unnütze Beſorgnis, erheitern Sie ſich. Denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen, das tun Sie ja ſo gerne. Von Herzen Ihr H.

Burgörner, den 18. Auguſt 1825.

Ich bin ſeit einigen Tagen hier und habe mich ſchon ſehr an dem Gefühle erfreut, das den Aufenthalt in der Provinz und in einer Gegend, wo man ganz und gar von größern Städten entfernt iſt, begleitet. Ich finde mich immer ſehr leicht darein und habe daran ein vorzügliches Gefallen. Es wandelt mich auch nicht die leiſeſte Neugierde an, und ich kann ſehr gut ſelbſt die Zeitungen entbehren. Ich pflege alsdann auch meine Beſchäftigungen faſt ganz einförmig einzurichten und ſo viel als möglich bei einem Ideengange zu bleiben. Ich habe von jeher eine große Neigung gehabt, mich in eine Sache zu vertiefen, und habe oft Gelegenheit gehabt, die Vorteile und Nachteile davon an mir ſelbſt zu erfahren. Denn daß dieſe Vorliebe für eine und dieſelbe oft wiederholte Beſchäftigung, dies Grübeln über eine Idee auch ſeine beſchränkenden und daher ſchädlichen Eigenſchaften hat, läßt ſich

nicht leugnen. Die Vertiefung bringt im Grunde dieselbe Wirkung hervor als die Zerstreuung, sie läßt vieles nicht bemerken, manches ungeschickt betreiben. Der Unterschied ist nur freilich, daß der zerstreute Mensch sich in nichts zersplittert, und nichts findet, noch besitzt, an dem er zu haften vermöchte, daß aber der Vertiefte immer eins hat, was ihn für die Vernachlässigung des übrigen entschädigt. Am nachteiligsten empfinde ich diesen Hang, sich einer Sache, die dann meistenteils eine innere Idee ist, hinzugeben dann, wenn ich mich in der freien Natur befinde. Ich liebe sie unendlich, und der Genuß oft selbst einer einfachen Gegend, geschweige denn einer schönen, hat für mich mehr Reiz als fast alles übrige sonst. Aber auch der Eindruck, den die Natur macht, schließt sich immer wieder an den mich innerlich beschäftigenden Gedanken an, und verwandelt sich selbst in eine allgemeine Empfindung; dagegen entgehen mir eine ganze Menge Einzelheiten. Ich würde nie zum Naturbeobachter darum getaugt haben, und hätte sicherlich mitten unter Pflanzen und Steinen sehr vieles unbemerkt vorübergehen lassen, was ich zu anderer Zeit mit Bedauern inne geworden sein würde. Indes möchte ich darum diesen Hang zur Vertiefung nicht fahren lassen und ihn nicht bloß nicht mit dem entgegengesetzten Extrem vertauschen, sondern mich nicht einmal gern mit der Mittelstraße zwischen beiden Extremen, die man sonst wohl als die weisere

zu preifen pflegt, begnügen. Man lernt doch das, dem man fich fo ganz, fo ausfchließend, fo in fefter Beharrlichkeit widmet, beffer kennen, und je länger man dabei verweilt, defto mehr fcheint an ihm in der Betrachtung hervorzutreten. Man kann in der Tat nicht fagen, daß die Dinge der Welt dasjenige, was an ihnen zu fehen ift, offen daliegen haben. Der eine fieht, was dem andern entgeht, und es ift, als wenn der Blick, wenn er durch gehörige Vertiefung gefchärft wird, erft felbft den Gegenftand erfchlöffe. Die einfachften Sachen können darum denjenigen, der einmal diefen Hang hat, fehr lange Zeit, und nicht auf eine leere, nutzlofe Weife befchäftigen. Vorzüglich finde ich immer, geht bei diefer anhaltenden Betrachtung, wenn fie nicht bloße Gedanken, fondern Gegenftände der Welt betrifft, dasjenige auf, was die Zeit an ihnen gearbeitet hat, die Spur der Vergangenheit in der Gegenwart, ja oft auch die leife Ahnung der Zukunft, welcher die Gegenwart entgegengeht. Darin liegt auch einer der höchften Reize. Denn alles, was das Laufen und das ununterbrochene Fließen der Zeit verfinnlicht, zieht den Menfchen unendlich und unnennbar an. Sehr natürlich, da er felbft das Gefchöpf der Zeit ift, da feine Schickfale auf ihr wie auf einem immer wogenden Meere fchweben, da er nie weiß, ob er fich der Gegenwart ficher vertrauen darf, und ob nicht eine trügerifche Zukunft feiner wartet. Das tiefere Eindringen in die Gegenftände, das man dem

Hange zur Vertiefung dankt, wäre aber noch der mindeſte Vorteil. Denn Sie könnten mir vielleicht mit Recht einwenden, daß es gar wenig Dinge gibt, die ein ſolches Eindringen verdienen. Das viel Wichtigere dabei iſt der Gewinn, den der Geiſt in ſich, aus dieſem Sichſammeln auf einen Punkt, aus dieſer Genügſamkeit mit wenigen Gegenſtänden, auf die er ſich vereinzelt, zieht. Es entſpringt notwendig daraus eine größere geiſtige Innigkeit, eine höhere Wärme, eine Liebe, mit der man das umfaßt, mit dem man ſich gleichſam allein in der Welt fühlt. Dadurch wird auf den Charakter ſelbſt gewirkt, oder vielmehr, da nichts Äußeres hinzutritt, ſondern dieſer Hang aus dem Charakter ſelbſt hervorgeht, ſo entwickelt ſich der Charakter dadurch und bildet ſich zu einer höheren Würde und gehaltvolleren Schönheit aus. Denn es gibt Ideen, mit denen er gleichſam zuſammengewachſen iſt, die er nie aufgeben möchte, die ihn wie beſtändige Leiter, Freunde, Tröſter begleiten, und dieſe Ideen, die ſo zu ihm treten, ſind gerade immer die eigentümlichſten, diejenigen, die ein anderer oft garnicht, oft erſt nach Jahren, verſtehen und begreifen kann, was garnicht darin liegt, daß ſie ihm, wie man es auszudrücken pflegt, zu hoch, zu verwickelt wären, ſondern nur darin, daß ſie ſo unzertrennbar mit einem andern Individuum verbunden ſind. In Ideen dieſer Gattung würde ich nie von dem Allerkleinſten, ohne vollkommene Änderung meiner

früheren Überzeugung, zurückgehen; es kann nichts geben, was für dies Zurückgehen Entschädigung gewährte, und welches Opfer auch einer solchen zu tiefer Überzeugung gewordenen Idee gebracht werden müßte, so kann es nie, gegen sie selbst gehalten, zu groß sein. Die Festigkeit aber, die darin sich ausspricht, ist keine eigensinnige, sie entsteht nicht einmal allein aus Verstandesüberlegung. Denn ob sie gleich an sich freilich, wie die Überzeugung, von demjenigen, was von dieser Festigkeit begleitet ist, aus dem Verstande entspringt, so gesellt sich nun in einem Gemüte, das den Hang besitzt, eine Idee und einen sich mit ihr verbindenden Gegenstand ganz und gewissermaßen ausschließend zu umfassen, dazu Wärme, Empfindung und eigentliche Liebe. Das ganze Leben wird durch diese Stimmung innerlicher, und wo sie recht einheimisch geworden ist, dauert sie, wie ich in verschiedenen Perioden meines Lebens erfahren habe, auch in derselben Innerlichkeit mitten unter großen äußeren Bewegungen fort. Sie macht alsdann denjenigen, welcher sie besitzt, von allen Äußerlichkeiten unabhängig. Überhaupt wird durch dieselbe das Bedürfnis, sich gerade mit einem äußeren Gegenstande zu verbinden, vermindert. Denn die Liebe, welche die bloße innere Idee erweckt, vertritt schon dessen Stelle. Wo aber etwas Äußeres mit der Idee zusammentrifft, da ist nun auch die Wirkung doppelt stark und dauernd. Die Ideen, welche so durch das Leben

begleiten, ſind auch natürlich zugleich dann die, welche am beſten vorbereiten, das Leben auch entbehren zu können. Denn da das Leben vorzüglich nur durch ſie Wert hat, ſie aber feſt mit den tiefſten Kräften des Gemüts und der Seele vereinigt ſind, ſo kann ich mir wenigſtens nicht denken, wie nicht mit ihnen gerade auch das Eigenſte, was man beſitzt, mit einem hinübergehen ſollte. Es iſt wohl zu hoffen und mit Vertrauen zu erwarten, daß ſie klarer, heller, und in neuer vielfacherer Anwendung den Geiſt umgeben werden. ~

Recht herzlich habe ich mich gefreut, in Ihrem Briefe zu erkennen und ausgedrückt zu finden, daß Sie wieder ruhig und heiter werden und aufs neue erkannt haben, daß ich nur beides zu befördern wünſche. Gewiß habe ich nur dieſe wohlwollenden Geſinnungen für Sie gehabt, wie ich vor einigen Jahren den Briefwechſel mit Ihnen wieder anfing. Ich glaube mir in meinen Geſinnungen ſtets gleich geblieben zu ſein, und Sie können gewiß ferner darauf rechnen. Die Grundſätze, nach denen ich handle, ſtammen weder aus Eigenſinn, noch ſind ſie eben ſo wenig auf eigene Wünſche berechnet. Sehr gefreut hat es mich auch, das volle feſte Vertrauen, wie ſonſt bei Ihnen, zu dieſen Ihnen mit liebevollem Anteil geweihten Geſinnungen gefunden zu haben. Halten Sie dies unverbrüchlich feſt, liebſte Charlotte, und nie wird etwas Störendes in unſerem Verhältnis entſtehen.

Daß Sie der Konſequenz gram und feind ſind, wenn ſie nichts als Eigenſinn iſt, und nur dieſen edleren Namen annimmt, darin haben Sie ganz recht. Es iſt dies dann nur eine tadelnswerte Scheinheiligkeit. Doch muß man nicht alles Eigenſinn nennen, wovon man die Gründe nicht einſieht, oder was auf ſolchen Gründen beruht, für die man, wenn man ſie auch kennt, keinen Sinn hat. Das wäre wieder auf der andern Seite und in einem andern Extreme gefehlt. Noch weniger könnte es Konſequenz genannt werden, wenn man bei Meinungen beharren wollte, die man ſelbſt abgeändert hätte und nicht mehr, wie ehemals, für wahr hält; das wäre nichts als Rechthaberei, oder die Schwäche, nicht vor andern bekennen zu wollen, daß man früher unrecht gehabt hat. Wenn man das ſelbſt fühlt, muß man auch keine Schwierigkeit darin finden, es vor andern einzugeſtehen. Ich halte garnichts davon, in ſeinen Grundſätzen, Meinungen und Empfindungen ſo ein für alle Mal abgeſchloſſen zu ſein und zu denken, daß das nun alles darum ſo recht wäre, weil man es ſo lange dafür gehalten hat. Ich prüfe vielmehr immer alles aufs neue und würde es keinen Augenblick Hehl haben, wenn auch das, woran ich ſehr gehangen hätte, mir plötzlich anders erſchiene. Ich würde dann nicht nur ſelbſt meine vorige Meinung ablegen, ſondern es auch ohne allen Anſtand bekennen. Gerade aber, wenn man ſo geſtimmt iſt, begegnet einem dies bei andern

viel weniger, denn man ist dann an sich dem Nachdenken geneigt, und die Grundsätze und Meinungen, die man hat, gründen sich dann auch auf das Nachdenken, solche aber vertauscht man nicht leicht mit andern, wenn man auch sich neuen Prüfungen noch so offen erhält. Sie sagen, daß Sie in den letzten Wochen zu sehr ernsthaftem Nachdenken über sich geführt worden sind und Ihre Blicke sehr in die Tiefe Ihres Innern gerichtet haben. Sie werden dann dabei erfahren haben, wie wohltätig es ist. Mir kehrt aus solchen Selbstbetrachtungen, die ich für die höchste und beste Beschäftigung halte, alle Mal eine große und nicht leicht wieder zu zerstörende Heiterkeit zurück. Man findet entweder, daß der Zustand des Gemüts von der Art ist, wie man nur wünschen kann ihn zu erhalten, und hat nichts nötig gehabt, als ihn nur besser zu entwirren, mehr Licht und Klarheit in ihm zu genießen ~ und das ist gewiß der Fall bei Ihnen ~ oder man muß sich selbst anklagen und unzufrieden mit sich sein; dann ändert man seinen Sinn, nötigt das Gemüt zu dem, was es aus Irrtum, oder Schwäche, oder sonst einer Verkehrtheit versagte, und genießt gerade wieder in dem Gefühl, sich auf den rechten Weg zurückgebracht zu haben, einer neuen und nun wahrhaft befestigten Heiterkeit. Leben Sie herzlich wohl, bleiben Sie ruhig und heiter, und rechnen Sie auf die Gleichheit und Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen. H.

Burgörner, den 6. September 1825.

Es ist nahe an Mitternacht, da ich meinen Brief an Sie anfange, er kann aber, es ist heute Dienstag, erst am Freitag abgehen. Ich habe immer im Briefschreiben die Sitte, die ich aber nicht unbedingt loben will, mich im Schreiben nicht an die Posttage zu kehren, sondern meiner Neigung zu folgen. Bei vertraulichen Briefen, wie die unsrigen sind, ist das eigentlich nicht gut. Es ist natürlich, solche Briefe sobald als möglich in die Hände desjenigen zu wünschen, dem sie bestimmt sind. Aber mit andern Briefen, die Dinge betreffen, an denen das Gemüt keinen oder wenigen Teil nimmt, ist es nicht übel, sie einige Tage liegen zu lassen. Man kann dann noch vielleicht ändern.

Was Sie über den Einfluß des schnelleren oder langsameren Umlaufs des Bluts auf das Gemüt sagen, ist vollkommen wahr und darf bei Beurteilung anderer nicht aus der Acht gelassen werden. Indes ist es eine schöne Eigenschaft im Menschen, und ein ihm von dem Schöpfer ausschließlich vor den übrigen Erdengeschöpfen eingeräumter Vorzug, daß er immer fühlt, daß er durch den Gedanken und durch den Entschluß jeden körperlichen Einfluß, wie stark er sein möge, hemmen und beherrschen kann. Es sagt dem Menschen eine innere Stimme, daß er frei und unabhängig ist, sie rechnet ihm das Gute und das Böse an, und aus der Beurtei-

lung ſeiner ſelbſt, die immer ſtärker und ſtrenger ſein muß als die anderer, muß man jene ganz körperlichen Einflüſſe völlig hinweglaſſen. Es ſind zwei verſchiedene Gebiete, das der Abhängigkeit und das der Freiheit, und durch den bloßen Verſtand läßt ſich der Streit beider nicht löſen. In der Welt der Erſcheinungen ſind alle Dinge dergeſtalt verkettet, daß man, wenn man alle Umſtände bis auf die kleinſten und entfernteſten immer genau wüßte, beweiſen könnte, daß der Menſch in jedem Augenblick gezwungen war, ſo zu handeln, wie er gehandelt hat. Dabei hat er aber doch immer das Gefühl, daß er, wollte er in das hemmende Rad greifen und ſich von dieſer ihn umſtrickenden Verkettung losmachen, es vermöchte. In dieſem Gefühl ſeiner Freiheit liegt ſeine Menſchenwürde. Es iſt aber auch das, wodurch er gleichſam aus einer andern Welt in dieſe eintritt. Denn im Irdiſchen allein kann nichts frei, und im Überirdiſchen nichts gebunden ſein. Der Widerſtreit iſt nur dadurch zu löſen, daß es eine Herrſchaft des ganzen Gebiets der Freiheit über das ganze Gebiet der Abhängigkeit gibt, die wir nur im einzelnen nicht begreifen können, die aber die Verkettung der Dinge vom Uranfange ſo leitet, daß ſie den freien Beſchlüſſen des Willens entſprechen muß.

Wie ich mir Ihren körperlichen Zuſtand denke, liebe Charlotte, ſo hängt er auch ſehr von der Seele ab. Suchen Sie daher vor allem ſich zu erheitern und von allen Seiten zu beruhigen.

Es ist dies freilich leichter zu sagen als zu tun, aber viel vermag es doch, wenn man sich nur alles, was einem besorglich scheint, recht klar macht und vollständig auseinandersetzt, und alles in sich zurückruft, worin man mit dem Geschick zufrieden sein oder es vielleicht sogar dankbar preisen kann. Gelingt es dem Geist, die Krankheit oder Kränklichkeit ganz aus sich zu entfernen und bloß in den Körper zu bannen, so ist unendlich viel gewonnen, und so erträgt sich danach körperliches Übel mit Fassung und wirklicher, nicht scheinbarer Ruhe, und erträgt sich nicht bloß, sondern hat sehr oft auch noch etwas die Seele schön und sanft Reinigendes. Ich selbst bin zwar mehrere Male, und ein paar Mal sehr gefährlich, krank gewesen, aber an dauernder Kränklichkeit, eigentlich schwacher Konstitution, habe ich nie gelitten. Ich bin aber oft mit Personen umgegangen, Männern und Frauen, in denen dieser Zustand der tägliche war, und die nicht einmal irgend wahrscheinliche Hoffnung hatten, sich je anders als durch den Tod herauszuwickeln. Zu diesen Menschen gehörte Schiller vorzüglich. Er litt sehr, litt dauernd, und wußte, wie auch eingetroffen ist, daß diese beständigen Leiden nach und nach seinen Tod herbeiführen würden. Von ihm aber konnte man wirklich sagen, daß er die Krankheit in dem Körper verschlossen hielt. Denn zu welcher Stunde man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, so war sein Geist ruhig und heiter, und aufgelegt zu freundschaftlicher Mit-

teilung und interessantem und selbst tiefem Gespräch. Er pflegte sogar wohl zu sagen, daß man besser bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifenden Übel arbeite, und ich habe ihn in solchen, wirklich sehr unerfreulichen Zuständen Gedichte und prosaische Aufsätze machend gefunden, denen man diesen Ursprung gewiß nicht ansah.

Wenn sich Schwäche mit Wallung des Blutes, Unruhe oder gar Beängstigung vereinigt, und dies Leiden mehrere Jahre dauert, so begreife ich freilich wohl, daß es Überdruß am Leben überhaupt hervorbringen kann, diesem aber sollte man doch mit allen Kräften immer entgegen arbeiten. Ich will nicht einmal darauf zurückgehen, daß dies offenbar sogar gebotene Religionspflicht ist, aber das Leben ist schon, selbst wenn es am längsten währt, gegen die unendliche Zeit, wo man wenigstens keinen Begriff im voraus von der Art des Daseins hat, so kurz, daß man nicht mit seinen Wünschen die Schranken noch näher rücken, sondern sich vielmehr, so gut es irgend gehen will, darin betten muß, und gewiß ist es fast noch wichtiger, wie der Mensch das Schicksal nimmt, als wie sein Schicksal ist. Es ist eine sprichwörtliche Redensart, daß jeder sich das seinige schafft, und man pflegt das so zu nehmen, daß er es sich durch Vernunft oder Unvernunft gut oder schlecht bereitet. Man kann es aber auch so verstehen, daß, wie er es aus den Händen der Vorsehung empfängt, er sich so hinein paßt, daß es ihm

doch wohl darin wird, wieviel Mängel es darbieten möge.
Erhalten Sie mir Ihr liebevolles Andenken und seien Sie des meinigen unbezweifelt gewiß. Meine Gedanken begleiten Sie öfter, als Sie es wohl denken. Der Ihrige. H.

Tegel, den 17. Oktober 1825.

Gewiß haben Sie in den letzten September- und ersten Oktobertagen auch die Schönheit des östlichen Sternenhimmels bemerkt. Drei Planeten und ein Stern erster Größe standen nahe beisammen, Mars und Jupiter im Löwen, die Venus später als Morgenstern nahe dem Sirius. Ich bemerke es nur, damit, im Fall Sie den herrlichen Anblick versäumt hätten, Sie ihn noch nachholen können. Am schönsten war es zwischen drei und vier Uhr morgens zu sehen. Ich bin mit meiner Frau fast alle Morgen aufgestanden, und wir haben lange am Fenster verweilt, und haben uns jedesmal nur mit Mühe von dem schönen Anblick losreißen können. Ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf die Sterne und das Beschauen des gestirnten Himmels gehalten. Meine Frau teilte, wie die meisten, so auch diese meine Neigung mit mir, und so habe ich mein ganzes Leben hindurch, zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger, in sternhellen Nächten zugebracht. Selten ist aber ein Jahr und eine Jahreszeit so günstig dazu gewesen,

als dieſer wunderbar ſchöne, helle und reine Herbſt. Ich kann nicht ſagen, daß an den Sternen mich ſo die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermeßlichen Raumes, den ſie einnehmen, in Entzücken ſetzt, dies verwirrt vielmehr nur den Sinn, und in dieſer Anſicht der Zahlloſigkeit und der Unendlichkeit des Raumes liegt ſogar ſehr vieles, was gewiß nur auf menſchlicher, nicht ewig zu dauern beſtimmter Anſicht beruht. Noch weniger betrachte ich ſie mit Hinſicht auf das Leben jenſeits. Aber der bloße Gedanke, daß ſie ſo außer und über allem Irdiſchen ſind, das Gefühl, daß alles Irdiſche davor ſo verſchwindet, daß der einzelne Menſch gegen dieſe in den Luftraum verſtreuten Welten ſo unendlich unbedeutend iſt, daß ſeine Schickſale, ſein Genießen und Entbehren, worauf er einen ſo kleinlichen Wert ſetzt, wie nichts gegen dieſe Größe verſchwinden; dann daß die Geſtirne alle Menſchen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, daß ſie alles geſehen haben vom Anbeginn an, und alles ſehen werden, darin verliere ich mich immer in ſtillem Vergnügen beim Anblick des geſtirnten Himmels. Gewiß iſt es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauſpiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel, die Geſtirne, gleichſam wie ein Weltenchor, herauf- und herabſteigen, und gewiſſermaßen das Daſein in zwei Teile zerfällt. Der eine Teil, wie dem Irdiſchen angehörend, in völliger Stille der Nacht verſtummt,

und nur der andere heraufkommend in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit. Dann wird der geſtirnte Himmel, aus dieſem Geſichtspunkte angeſehen, gewiß auch von moraliſchem Einfluß. Wer, der ſich gewöhnt hat, in dergleichen Empfindungen und Ideen zu leben und oft darin zu verweilen, könnte ſich leicht auf unmoraliſchen Wegen verirren. Wie entzückt nicht ſchon der einfache Glanz dieſes wundervollen Schauſpiels der Natur! Ich habe ſchon oft daran gedacht, daß Ihnen gerade, liebe Charlotte, ein kleines Studium der Aſtronomie beſonders zuſagen müſſe; wenn Sie es wünſchen, will ich Ihnen gern einige Anleitung geben und Ihnen Bücher nennen, die Ihnen behilflich ſein können.
Sie fragen mich, ob ich allein oder mit den Meinigen in Burgörner geweſen bin? Wir waren noch in dieſem Sommer mit allen unſern Kindern und noch andern Verwandten in Burgörner, ſo daß im ziemlich großen Hauſe kein Zimmer zu viel war. Es iſt nie meine Art geweſen, in Briefen davon gern zu ſprechen, und daher hatte ich auch vergeſſen, Ihnen zu ſagen, ob ich allein gereiſt ſei oder nicht. Ich halte einmal nichts vom Erzählen, Ereigniſſe und Begebenheiten ſcheinen mir nur der Gefühle und Gedanken wegen, die ſie hervorbringen, intereſſant. Auch im Geſpräch erzähle ich nie, wo ich nicht muß, und trage nichts in meiner Familie, was mich und andere betrifft, herum, um es mitzuteilen. Es hat

mir immer eine gewiſſe Ideenarmut geſchienen, wenn man ſchriftlich oder mündlich aufs Erzählen kommt, wiewohl ich's in andern nicht tadle. Ich bin auch nie der Meinung geweſen, daß es zur Freundſchaft gehört, ſich mitzuteilen, was einem Frohes oder Schmerzliches begegnet. Es mag dies wohl auch Freundſchaft heißen und ſogar ſein, aber es gibt wenigſtens Gottlob! eine höhere, auf Reinerem und Höherem beruhende Freundſchaft, die deſſen nicht bedarf und, weil ſie mit etwas Edlerem beſchäftigt iſt, darauf nicht kommt.
Ich gehe noch einmal Ihren letzten Brief durch und verweile bei einer Stelle, die mir viel Vergnügen gemacht hat, und die ich mehr als einmal geleſen habe. An das zarte Verhältnis unſerer dauerhaften Freundſchaft knüpfen ſich ſo manche ſchöne und, wenn man ſie weiter verfolgt, höhere und ſelbſt erhebende Ideen. Ich gehe zuerſt davon aus, daß Sie mir dieſe Empfindungen von früher Jugend her gewidmet und zart geſondert erhalten haben bis ins Alter, ohne irgend eine Abſicht, Wunſch oder Forderung daran zu knüpfen. Es gibt alſo ſchon hier, unter allem irdiſchen Wechſel, den Beweis von Dauer, Unvergänglichkeit, und man möchte ſogar ſagen Unendlichkeit; auf der andern Seite, von Feſthalten des Unveränderlichen, von Würdigung des wahrhaft Wertvollen in würdiger Erfaſſung eines höhern Guts, in Wegweiſung kleinlicher, engherziger Beſchränkung. Denn gerade dieſe Engherzigkeit, der man ſo oft

begegnet, und worin ſich der, der ſie nährt, meiſt gefällt, beweiſt die ſinnliche Unlauterkeit der Gefühle derer, die dergleichen Schranken bedürfen, um ſich dahinter zu verſtecken. Die wahre Liebe, die ihrer höheren Abſtammung treu bleibt und gewiß iſt, erwärmt gleich der Sonne, ſo weit ihre Strahlen reichen, und erhellt verklärend alles in ihrem lautern Glanz. Endlich erhebt eine ſolche Erſcheinung die Seele in Hoffnung und Glauben. Begleiten uns ſchon hier in unſerer Endlichkeit und Unvollkommenheit dauernde Treue und Liebe, beſitzen wir ſchon hier unentreißbare Güter, die mit uns hinübergehen, die wir nicht zurücklaſſen werden, wie ſollte uns nicht die Hoffnung beſeelen und erheben, daß wir im Überirdiſchen in höherer Klarheit wiederfinden, was uns ſchon hier beſeligen konnte als freie Himmelsgabe. Zählen und rechnen Sie, teure Charlotte, aber auch feſt auf die gleiche und unwandelbare Geſinnung, womit ich Ihnen angehöre. Ihr H.

Berlin, den 8. November 1825.

Ich hoffe gewiß, daß die Kupferſtiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben werden. Sie ſind ſo genau, daß ſie ein ſehr beſtimmtes und deutliches Bild des Hauſes geben müſſen, wenn man ſie durchgeht. Ich habe den Ort ſehr gerne, bin aber doch im Grunde nicht viel da. In dieſem Jahre verlebte

ich kaum vier Monate dort. Im Winter habe ich mehrere Gründe, in der Stadt zu ſein, obgleich meiner Frau und mir das Leben auf dem Lande auch dann ſehr zuſagen würde. Im Sommer nötigen oder veranlaſſen mich wenigſtens die Angelegenheiten der andern Güter, auch dieſe zu beſuchen. So kommt man, bei aller anſcheinenden Freiheit, doch nicht immer dazu, das zu tun, was einem das Liebſte wäre. An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptſächlichſte die Bildſäulen ſind, teils Antiken in Marmor, teils Gipſe von Antiken, die in den Zimmern ſtehen und die ich alſo immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildſäule hat, ſo gehört das zu den reinſten, edelſten und ſchönſten Genüſſen, und man entbehrt die Geſtalten ſehr ungern, an denen ſich das Vergnügen, wie unzählige Male man ſie ſieht, immer erneuert, ja ſteigert. So reizend auch Schönheit und Geſichtsausdruck an lebenden Menſchen ſind, ſo ſind beide doch an einer vollendeten Statue, wie die antiken ſind, ſo viel mehr, und ſo viel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine beſondern Kenntniſſe zu beſitzen, ſondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben, und ſich dieſem Gefühl zu überlaſſen. Die Schönheit, welche ein Kunſtwerk beſitzt, iſt natürlich, weil es ein Kunſtwerk iſt, viel freier von Beſchränkung als die Natur, ſie entfernt alle Begierde, alle auch

auf noch so leise und entfernte Weise eigennützige oder sinnliche Regung. Man will sie nur ansehen, nur sich mehr und mehr in sie vertiefen, man macht keine Ansprüche an sie, es gilt von dieser Schönheit ganz, was Goethe so schön von den Sternen sagt: »Die Sterne die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts.« Sie werden auf der Zeichnung des Hausflurs einige Statuen bemerken, unter anderen einen weiblichen Körper ohne Kopf und Arme. Dieser steht nicht mehr da, sondern ist jetzt mit andern Statuen in meiner Stube. Ich besitze ihn schon lange und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es ist eine der vollendetsten antiken Figuren, die sich erhalten haben, und es gibt nicht leicht eine andere Bildsäule einen so reinen Begriff streng weiblicher Schönheit. . . .

Sie wollen meine Meinung über Walter Scott und fragen mich, was Sie lesen sollen. Da weiß ich Ihnen aber schwer Rat zu geben. Ich lese schon an sich wenig Deutsch, und unter diesen meist solche wissenschaftliche Bücher, die doch nicht für Sie sein würden, ich bin also eigentlich darin ein schlechter Ratgeber. Einige habe ich auf dem Lande den Abend bei meiner Frau vorlesen hören, und sie haben mir viel Vergnügen gemacht. Ich empfehle Ihnen vor allen den Astrologen, den Kerker von Edinburg und Robin den Roten. Es ist eine schöne Lebendigkeit und eine sehr richtige Zeichnung und Durchführung der Charaktere in diesen Ro-

manen, und sie haben noch das Anziehende, daß sich mehrere derselben genau an wirklich geschichtliche Ereignisse anschließen, und eine in große Details eingehende Schilderung von Sitten und Gebräuchen verschiedener Zeitalter enthalten. Auch Quintin Durward und Ivanhoe sind aber zu empfehlen. Geschichtsbücher würde ich immer als Lektüre vorziehen, und ich denke mir oft, daß, wenn ich einmal das Schicksal haben sollte, wie es Personen, die ihre Augen viel gebraucht haben, häufig geht, ganz schwache Augen zu bekommen oder ganz blind zu werden, wo das eigene Studieren nicht mehr geht, daß ich mir, sage ich, da würde lauter Geschichtsbücher vorlesen lassen. In der Geschichte interessiert nun einen mehr das Entferntere, andere mehr das Nahe. Wenn Ihnen das letzte das liebste wäre, so sind seit einigen Jahren eine Menge interessanter Memoiren in Frankreich erschienen. Ich habe äußerst wenige davon gelesen, aber doch viel davon gehört, und anziehend sind diese Schriften gewiß. – Ich wiederhole Ihnen von ganzem Herzen, liebe Charlotte, die Versicherung meiner herzlichen und immer gleichen Gesinnungen. Ihr H.

Berlin, den 25. Dezember 1825.

Ich habe seit Abgang meines letzten Briefes zwei von Ihnen empfangen, liebe Charlotte, einen vom 6., den andern vom 20. d. Mts., und danke Ihnen recht

herzlich dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß die Kupferstiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben, ich hatte das gewünscht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein so stattliches Schloß scheint. Das alte Gebäude, aber kleiner als das jetzige, wie Sie sehen, war ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieses Besitzes, seiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel gibt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jetzt fangen die Leute an, es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schlesien habe ich ein mehr als noch einmal so großes altes Schloß mit Turm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegelsche Haus aber ist bequem und eigentümlich. Das dankt es dem Baumeister, dem ich freie Hand gelassen. Mein größtes Verdienst bei dem Hause ist, daß ich nicht meine eigenen Ideen in den Bau gemischt habe.

Wir sind nun wieder am Schlusse eines Jahres. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, den 3. Januar, wo wir dann ein neues begonnen haben. Das jetzige ist mir heiter und glücklich, aber ungeheuer schnell verflossen, so daß es mir ist, als hätte ich lange nicht so viel darin getan als ich mir vorgesetzt hatte, und als auch eigentlich wohl ausführbar gewesen wäre. Daß ich die herzlichsten Wünsche für Sie, auch besonders beim Wechsel des Jahres hege, das wissen Sie, gute, liebe Charlotte. Möge vor allem Ihre,

doch oft leidende, Gesundheit sich stärken und Ihre innere heitere Ruhe sich erhalten. Auf die Unveränderlichkeit meiner Teilnahme für Sie und aller Gesinnungen, auf die Sie so gütig Wert legen, können Sie mit Zuversicht immer rechnen. Ich möchte Ihnen immer nach allen meinen Kräften, wo sich Gelegenheit zeigt, mit Rat und Tat nützlich sein, und es würde mich ungemein freuen, wollten Sie sich mit mehr Vertrauen noch, als Sie tun, im Innerlichen und Äußerlichen an mich wenden. Sie werden mich in allem immer gleich finden.
Ich klagte erst über das schnelle Verfliegen der Zeit, und wie ich es sagte, so ist es in Absicht der Arbeiten, die mich beschäftigen, auch wahr. Sonst aber kann ich nicht sagen, daß mich diese Schnelligkeit beunruhigt, oder mir lästig ist. Ich scheue das Alter nicht, und den Tod habe ich, durch eine sonderbare innere Stimmung, vielleicht von meiner Jugend an, nicht bloß als eine so rein menschliche Begebenheit angesehen, daß sie einen, der über Menschenschicksale zu denken gewohnt ist, unmöglich betrüben kann, sondern eher als etwas Erfreuliches. Jetzt ist meine Rechnung mit der Welt längst abgeschlossen. Ich verlange vom langen Leben weiter nichts, ich habe keine weit aussehenden Pläne, nehme jeden Genuß dankbar aus der Hand des Geschickes, würde es aber sehr töricht finden, daran zu hängen, daß das noch lange so fortdauere. Meine Gedanken, meine Empfindungen sind doch eigentlich der

Kreis, in dem ich lebe und durch den ich genieße, von außen bedarf ich kaum etwas, und diese Gedanken und Empfindungen sind zu sehr mein, als daß ich sie nicht mit mir hinübernehmen sollte. Niemand kann den Schleier wegziehen, den die Vorsehung gewiß mit tiefer Weisheit über das Jenseits gezogen hat. Aber gewiß kann die Seele nur gewinnen an innerer Freiheit, an Klarheit aller Einsicht in das Tiefste und Höchste, an Wärme und Reinheit des Gefühls, an Reichtum und Schönheit der umgebenden Welt. Ein einziger Blick in die unermeßliche Ferne des Sternhimmels bringt mir das mit einer inneren Stärkung, von der nur derjenige einen Begriff hat, dem sie zuteil geworden ist, vor das Gefühl, und so erscheint mir das Ende des Lebens, so lange es von Krankheit und Schmerz frei ist, die ja aber auch Kindheit und Jugend treffen, vielleicht der schönste und heiterste Teil.

Für diese Jahreszeit fürchte ich immer die zu große Anstrengung für Sie doppelt, bei den wenigen Tagesstunden. Schonen Sie, liebe Charlotte, Ihre Augen, arbeiten Sie nicht zu tief in die Nacht, schonen Sie sich überhaupt, und denken Sie daran, daß mich der Gedanke beunruhigt, daß gerade Sie, mit Fähigkeit und Bedürfnis im Höheren zu leben, sich für das Leben so abmühen. Sie klagen nicht darüber, und wenn Sie es täten, würde es mich vielleicht weniger rühren. ~ Auch wünsche ich, Sie könnten bald mit freierer Muße an Ihre Lebenser-

zählung denken, die mir so viel Freude macht. Es schien Ihnen, als Sie diese Hefte anfingen, als würden Sie nie endigen. · Nun haben Sie doch aber schon Ihre ganze Kindheit geschildert, und so, wenn Sie mit Liebe zu der Arbeit fortfahren, wird sich auch nach und nach das Übrige daran reihen. ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~

Sie sagen mir, daß Sie über manche Ihnen sehr wichtige Wahrheiten und Meinungen meine Ansichten haben möchten. Ich bin dazu mit Freuden immer bereit. Sagen Sie mir immer ohne Umstände, was in Ihrer Seele aufsteigt.
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~

Denken Sie beim Schluß des Jahres meiner, und seien Sie versichert, daß ich mit der aufrichtigsten Teilnahme und Zuneigung Ihrer gedenke. Der Ihrige. H.

Berlin, den 14. Februar 1826.

Ich danke Ihnen recht herzlich, liebe Charlotte, für Ihren langen und ausführlichen Brief vom 25. und 29. Januar. Er hat mir eine ganz besondere Freude gemacht, und mein Dank ist daher wirklich ein recht lebhaft empfundener. Ihre Blätter sprechen nicht allein wieder in gleicher Wärme die liebevollen Gesinnungen aus, auf die ich einen so großen Wert lege, sondern sie sind auch in der ruhigen Stimmung und Heiterkeit geschrieben, die ich besonders gern habe. Es ist dies auch nicht bloß

eine Eigenheit meiner Gesinnung oder meiner Jahre, diese heitere Ruhe allem andern vorzuziehen, sondern es ist doch wirklich wahr, daß, wo sie gestört ist, die Harmonie des Lebens nicht mehr rein und voll erklingt. Ich meine nämlich die innere Harmonie, die die notwendige Bedingung des glücklichen Lebens, ja die wahre Grundlage desselben ist. Wo diese Störung durch Kummer, durch Unruhe, durch irgend ein inneres Leiden, welcher Art es sein möge, entsteht, begreift sich das von selbst. Aber ich möchte sagen, auch wo diese Ruhe durch Kummer und betrübende Ursache, durch Sehnsucht, durch Stärke eines Gefühls ins Schwanken gerät, ist der Seelenzustand, wenn er auch augenblicklich süß sein mag, doch nicht so schön, so erhebend, so der innersten und höheren Bestimmung, nach und nach, und so viel es dem Menschen hier gegeben ist, sich in die Ruhe und Unveränderlichkeit des Himmels einzuwiegen, angemessen. Alles Heftigere und Leidenschaftliche trägt mehr Irdisches an sich. Doch bin ich weit entfernt, darum selbst wahre Leidenschaft, wenn sie wirklich aus der Tiefe des Gemüts stammt und auf einen guten Zweck gerichtet ist, gewissermaßen zu verurteilen. Was ich ausspreche, mag auch mehr eine Abendansicht des Lebens sein, und überhaupt war ich nie leidenschaftlich und habe früh die Maxime gehabt, was davon die Natur in mich gelegt hatte, durch die Herrschaft des Willens zu besiegen, was mir auch, wenn auch

mit Anſtrengung, nicht mißlungen iſt. Wie dem aber ſei, ſo halte ich die Ruhe und die ſie hervorbringende und aus ihr fließende Stimmung immer für wohltätiger und beglückender als eine bewegtere, welcher Art ſie ſei, und da ich den innigſten Anteil an Ihnen und Ihrem Glück nehme, ſo reicht mir das hin, am liebſten dieſe Stimmung in Ihren Briefen ausgedrückt zu finden. –

Sie bemerken, daß es mit dem Berufen doch nicht ohne allen Grund iſt. Obwohl ich indes dieſen Aberglauben nicht habe, iſt er ſehr alt und wohl unter den meiſten Völkern verbreitet. Mich können Sie immer glücklich nennen, ohne daß ich daraus eine üble Ahnung ziehe. Ich erwähnte nur, daß mir der mir wohlbekannte Aberglaube dabei eingefallen wäre. Dieſem Aberglauben liegt indes doch wohl eine tiefere Idee zugrunde. Das Preiſen des Glücks, freilich noch mehr, wenn es der Beglückte ſelbſt tut, iſt wohl überall als ein Überheben über den unſteten Gang der menſchlichen Dinge oder als etwas Anmaßendes, der Demut und Scheu Entgegenlaufendes, angeſehen worden. Daran hat ſich der Begriff geknüpft, daß dieſem Überheben die Strafe nachfolgt, an die ſich die häufige Erfahrung eines ſolchen Wechſels der Dinge geſellt hat. In furchtſamen, oder von ſolcher Scheu ſich zu überheben durchdrungenen Gemütern hat das alſo ein Streben hervorgebracht, ſein Glück lieber zu verbergen, wenigſtens nicht laut werden zu laſſen, das Schickſal nicht daran

zu erinnern, daß es wohl Zeit sei, nun auch einen Wechsel eintreten zu lassen. In Beziehung auf andere hat sich der Begriff des Neides, der Schadenfreude hineingemischt, man hat befürchtet, es sei dies Anpreisen wohl nicht redlich gemeint, habe wohl gar die heimliche Absicht, eine Umwandlung herbeizuführen. Dadurch ist das Anpreisen auch als ein Zaubermittel angesehen worden, und daher muß man wohl das allerdings alberne Verwahrungsmittel des »Unberufen« herleiten. Vor geläuterten, auch religiösen Ideen fällt das alles über den Haufen. Wer sein oder anderer Glück aus reiner Freude daran, mit Dankbarkeit gegen den Ursprung desselben, rühmt, ist gewiß Gott wohlgefällig und setzt sich dadurch, wenn dies nicht sonst in unerforschlichen Plänen liegt, keiner Umwandlung als Strafe aus. Vielmehr ist es eine schöne Empfindung, fremdes Glück ohne Neid zu preisen, und sich des eigenen als einer unverdienten Gabe zu freuen.

Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den Gesinnungen unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Berlin, den 13. März 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre beiden Briefe vom 13. und 26. v. M. zur Beantwortung vor mir liegen. Sie können sich kaum vorstellen, wieviel Freude mir der ruhige und vertrauungsvolle Ton macht, der in beiden herrscht, und der ein treuer Ausdruck

Ihrer Gesinnung und Seelenstimmung ist. Es hat mich auch sehr gefreut, zu sehen, daß es doch mit Ihrer Gesundheit leidlich zu gehen scheint. Bei Ihnen wirkt die einfache und regelmäßige Lebensart, die Sie führen, gewiß sehr zur leichteren Besiegung aller Krankheiten mit, und damit verbinden Sie eine Ausdauer, die man gewiß selten findet. Es ist unglaublich, wie viel es tut, wenn der ganze Körper in einer steten und immer ununterbrochen fortgesetzten Ordnung bleibt und von dem Wechsel der Eindrücke frei ist, der doch immer die körperlichen Funktionen mehr oder weniger stört. Durchgängige Mäßigkeit ist gewiß doch am Ende dasjenige, was den Körper am längsten erhält und am sichersten vor Krankheiten bewahrt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, tritt nur ein Übermaß ein, wofür ich Sie so gern sicher wüßte, das nämlich der Arbeit. Ich habe mit lebhafter Freude gesehen, daß Sie darauf bedacht sind, sich mehr Hilfe und eigene Ruhe zu verschaffen. Sie haben aber sehr recht, und ich habe deutlich erkannt, daß auch der Teil der Arbeit, den Sie sich vorbehalten haben, noch über einzelne Kräfte ist. Wenn Sie durch dieselbe, wie Sie mir sagen, stets genötigt sind, bis tief in die Nacht, bis 1-2 Uhr, zu arbeiten, und doch um 6 Uhr morgens wieder auf zu sein, so ist das gewiß eine zu große Anstrengung. Ich bleibe zwar auch immer, bis auf wenige Ausnahmen, bis 1 Uhr nachts auf, und jetzt, wo ich Ihnen schreibe,

ist es nahe an Mitternacht. Aber ich bin es aus langer Zeit gewohnt, stehe auch morgens vor 8 Uhr nicht auf und suche vor dem Schlafengehen in den letzten Stunden nur leichte, nicht anstrengende Beschäftigungen. Gewöhnlich schreibe ich nur Briefe und besorge meine Geschäfte. Eigentlich wissenschaftliche, oder sonst anstrengende Arbeit behalte ich mir immer für den Tag, meistenteils für den Morgen vor.
Es ist sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie meine Briefe des letzten Jahres wieder der Reihe nach durchgelesen haben. Es tut mir aber leid, daß Sie bei denen verweilt haben, die Ihnen mißfällig waren. Das war ohne Nutzen. Es war ein reines Mißverstehen, das wir beide können ganz ruhen lassen. Wichtiger und nach ihren Gesinnungen für mich beruhigend muß es Ihnen sein, daß sich in mir gegen Sie nichts von dem, was vorher war, geändert hat, daß sich nichts ändern wird, daß Sie meiner lebhaftesten Teilnahme und Anhänglichkeit immer gewiß sind. Ohne Ihnen dies als einen Vorwurf zu sagen, ist es doch gewiß, und ich sehe aus Ihren Briefen durchscheinen, daß Sie sich noch immer manchmal Sorge und Kummer deshalb ohne Ursache machen, das tut mir leid, ob ich die Gesinnung zu ehren weiß, da es die stille Heiterkeit hindert, die Sie doch jetzt haben könnten. Auf mich, meinen Anteil, meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu helfen, können Sie rechnen und sicher rechnen, da in meinem Alter unmöglich mehr

etwas Leidenschaftliches, was immer unsicher ist, liegen kann, und in meinem Charakter nichts Launenhaftes liegt, noch je gelegen hat. Wie ich gegen Sie bin, so bleibe ich. Auch sehe ich mit Rührung, daß Ihr Kummer noch immer zuweilen der ist, mir vielleicht in Ihren Äußerungen mißfällig gewesen zu sein. Nichts davon liegt in meiner Ihnen in der innigsten Teilnahme zugewendeten Seele. Wollen Sie mir aber einen Beweis geben, daß Sie mir gern einen Gefallen erzeigen, so lassen Sie diese Sache ruhen und erwähnen derselben nicht wieder. Sie können mir auch offen alles sagen, ich nehme am Kleinsten wie am Größten teil und werde Ihnen immer mit Ruhe, Vernunft und herzlicher Teilnahme in allen Dingen raten, sie mit Ihnen prüfen und Ihre innere Zufriedenheit, wie Ihr äußeres Wohlsein nach meinen Kräften befördern. In unserm Briefwechsel tue ich es mit Fleiß, daß ich Ihre Gedanken aufnehme, die meinigen entwickele und ausspreche, ob beide übereinstimmen oder nicht. Es ist das der Hauptvorzug eines Briefwechsels, der keinen äußeren Gegenstand betrifft, sondern nur Mitteilung von Gedanken und inneren Stimmungen enthält. Aber ich habe darum garnicht die Anmaßung, daß ich gerade immer recht habe, und selbst wo ich es glaube, fordere ich nicht, daß Sie es finden sollen; vielmehr ist mir jeder Widerspruch immer erwünscht. So, liebe Charlotte, sehen Sie mein Verhältnis zu Ihnen an, und gewinnen und bewahren

Sie ungeſtörtes Vertrauen, Zufriedenheit und Heiterkeit, verbunden mit der Ruhe, die jedem Alter, vorzüglich aber, wie ich an mir ſelbſt fühle, dem höheren ſo wohltätig iſt. H.

Ottmachau, den 10. April 1826.

Ich bin heute hier angekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vorgefunden, der hier gewiß ſchon lange gelegen hat. Denn obgleich ich den 29. März aus Berlin abgereiſt bin, ſo habe ich mich, ehe ich hierher kam, an mehreren Orten aufgehalten. Es würde mir recht angenehm geweſen ſein, wenn man Ihren Neffen zu mir gebracht hätte. Ich habe es immer zum Grundſatz gehabt, daß man in jedem Alter und jeder Lage ſehr zugänglich ſein muß, und ich weiſe auch Unbekannte nie zurück. Man hat gegenſeitig Vorteile davon; ein lebender Menſch iſt immer ein Punkt, an den ſich wieder anderes anſchließt, und wo man nicht berechnen kann, wo und wie es ſich wieder zu etwas Erfreulichem geſtaltet. Leute aber, die ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden beſchäftigen, haben immer, auch wenn ſie im Anfange ihrer Laufbahn ſind, ein höheres Intereſſe als andere, und man geht mit ihnen leicht auch in Dinge ein, die einem nach ſeiner eigenen Lebensweiſe und Bildung fremd ſind. Denn am Ende hängt doch, wäre es auch nur in den höchſten und allgemeinſten Punkten, alles, was mit

Ideen ausgemeſſen werden kann, zuſammen, und die Berührung mit Perſonen verſchiedenartiger Ausbildung, wenn dieſe nur irgendeinen bedeutenderen Grad erreicht hat, wirkt vorzugsweiſe belebend auf den Geiſt und verhindert die Einſeitigkeit, der man ſonſt ſelten, und ſelbſt dann nicht entgeht, wenn man auch im Leben ſich mit Menſchen aller Stände gemiſcht hat und reich an wechſelnden Erfahrungen geweſen iſt.
Sie haben unrecht, liebe Charlotte, wenn Sie ſagen, daß ich jetzt gegen Sie einen zu höflichen, gleichſam alles billigenden Ton annehme. Meinem Gefühle nach iſt das nicht der Fall, und daß ich nicht jede Ihrer Meinungen teile, oder in alle Ihre Ideen eingehe, hat Ihnen noch mein letzter Brief bewieſen, wo ich ganz verſchiedener Meinung mit Ihnen war. Dies zeigt Ihnen deutlich, daß ich Ihre Anſichten und Ideen prüfe. Mit den Geſinnungen der herzlichſten Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Glogau, den 9. Mai 1826.

Meine Reiſe, liebe Charlotte, hat ſich über meine Erwartung verzögert, ich bin aber nun auf der Rückreiſe nach Berlin und ſchreibe Ihnen von hier, da ich früher, als ich dachte, hier angekommen bin, und doch nicht weiter reiſen mag, ſondern hier übernachten will. Es iſt ſehr lange her, daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten habe. Es war mir, ſo

leid es mir tat, unmöglich, Ihnen einen Ort anzugeben, wo mich Ihre Briefe mit Gewißheit gefunden hätten. Mein Aufenthalt war wechſelnd, und obgleich ich vierzehn Tage in Ottmachau war, ſah ich auch das nicht voraus, ſondern meine Geſchäfte zogen ſich nur ſo von einem Tage zum andern hin. Jetzt bitte ich Sie, liebe Charlotte, mir den 23. dieſes Monats zu ſchreiben, da trifft mich der Brief gewiß in Berlin, wohin Sie wie gewöhnlich adreſſieren. Ich hoffe, daß alsdann nicht wieder eine ſolche Unterbrechung unſeres Briefwechſels ſtattfinden ſoll, da ich immer ſehr ungern Ihre Briefe und Nachrichten entbehre. Ich fürchte, daß Ihnen das kalte und unfreundliche Wetter Übelbefinden zugezogen hat. Es war hier wenigſtens – ich meine in Schleſien – ſehr rauh und garnicht der Jahreszeit gemäß. Aus Berlin höre ich dieſelben Klagen, aber ſeit drei, vier Tagen hat es ſich geändert, und heute war ein warmer, ſchöner Sonnenſchein, der mich von früh bis Abend im Fahren begleitet hat. Himmel und Erde boten einen ſonderbaren Kontraſt dar. Die Luft war ruhig, der Himmel blau, nur mit leichten Wolken hie und da bedeckt, die Sonne ſelten, nur auf Augenblicke, verſteckt. Dagegen hatte die Erde keinen ſo friedlichen Anblick. Ich mußte auf einer Fähre über die Oder gehen, und mein Weg führte mich auch ſtundenlang an dem Ufer des Stromes hin, den ich erſt hier verlaſſen habe. Vorgeſtern und geſtern war der Fluß ungewöhnlich geſtiegen, große Felder waren überſchwemmt, Dörfer

wurden ausgeräumt, die Menſchen waren überall in Bewegung, der Flut zu wehren, die Dämme zu erhöhen und Vorkehrungen aller Art zu treffen. Menſchen konnte nicht leicht ein Unglück begegnen, da die weite Waſſerfläche, außer in der Strömung ſelbſt, ruhig und ſtill war. Es ſah wunderbar aus, wie das Gebüſch aus dem Waſſer hervorblickte. Seit dem Jahr 1813 hat man keine ſo große Flut hier gehabt. Die unfreundliche kalte Jahreszeit hat vermutlich den Schnee in den hohen Gebirgen vermehrt, den die Wärme einiger darauf folgenden Tage zu ſchnellem Schmelzen brachte. So erklärt man ſich wenigſtens hier das ſchnelle unbegreifliche Anſchwellen des Waſſers. Die Zeitungen erwähnen dieſe Überſchwemmungen gewiß, und Sie werden darin davon leſen. Es iſt aber wohl möglich, fällt mir ein, wie ich dies ſchreibe, daß Sie, liebe Charlotte, keine Zeitungen leſen. Ich würde dies wenigſtens ſehr begreiflich finden, ſchon wenn ich Sie nach mir beurteile. Ich habe wirklich ſeit dem 29. März, wo ich Berlin verließ, keine Zeitung angeſehen, wenn ich ein paar Blätter ausnehme, die mir zufällig in die Hand gefallen ſind. Mein Leben kann innerlich und äußerlich recht gut fortgehen, ohne daß ich in Berührung mit dem bin, was man Weltbegebenheiten nennt. Wenn die wirklich großen ſich ereignen, und die Kunde davon gewiß iſt, erfährt man es, ohne die Zeitungen zu leſen, und alle kleinen aufzuſammeln, oder die großen von ihrem Entſtehen

an zu verfolgen, oder dem Schwanken der Nachrichten über ſie Monate lang nachzugehen, hat kein erhebliches Intereſſe für mich und ermüdet bald meine Geduld. Auch in den Weltbegebenheiten und den Ereigniſſen, die ganze Staaten erleben, bleibt doch immer das eigentlich Wichtige dasjenige, was ſich auf die Tätigkeit, den Geiſt und die Empfindung einzelner bezieht. Der Menſch iſt einmal überall der Mittelpunkt, und jeder Menſch bleibt doch am Ende allein, ſo daß nur, was in ihm war und aus ihm ausgeht, auf ihn Wichtigkeit ausübt. Wie der Menſch im Leben auf Erden mitempfindend, wirkſam, teilnehmend, immer ſich geſellig entwickelnd iſt, ſo macht er den größeren Weg, der über die Grenzen der Irdiſchkeit hinausreicht, doch allein, und keiner kann ihn da begleiten, wenn auch freilich in allen Menſchen die Ahnung liegt, jenſeits des Grabes die wiederzufinden, die vorangegangen ſind, und die um ſich zu verſammeln, die nach uns übrig bleiben. Kein gefühlvoller Menſch kann dieſer Ahnung, ja dieſes ſichern Glaubens entbehren, ohne einen großen Teil ſeines Glückes, und gerade den edelſten und reinſten, aufzugeben, und auch die heilige Schrift rechtfertigt ihn. Ja, man kann ihn in einigen Schriftſtellen als eine ausgemachte und zu den troſtreichen Lehren des Chriſtentums weſentlich gehörende Wahrheit aufgeſtellt finden. Allein, das ändert an dem, was ich erſt ſagte, nichts ab. Ich meinte nämlich, daß hier auf Erden alles, was ſich auf

andere, und im ganzen auf künſtlich eingerichtete Inſtitute bezieht, doch nur inſofern dem Menſchen wahren Gewinn bringt, als es in den einzelnen eingeht. Alles Erhöhen der Bildung, alles Verbeſſern der Dinge und der Einrichtungen auf Erden, alle Vervollkommnung der Staaten und der ganzen Welt ſelbſt beſteht nur in der Idee, inſofern es ſich nicht im einzelnen Menſchen ausſpricht, und darum nehme ich in allen, auch den größten Weltbegebenheiten immer den einzelnen, ſeine Kraft zu denken, zu empfinden und zu handeln, heraus. Die Allgemeinheit der Begebenheit macht nur, daß ſie zugleich auf viele ſo wirkt, oder durch ein ſolches Wirken vieler entſteht, und die Größe der Begebenheit, daß ſie außerordentliche und ungewöhnliche Kräfte in Bewegung ſetzt oder zu Urhebern hat. Dadurch verknüpft ſich denn auch das Privatleben mit dem öffentlichen. Was man in dieſem an dem einzelnen Menſchen bemerkt, findet ſich auch, nur anders, durch andere Triebfedern in Bewegung geſetzt, zu anderen Handlungen anregend, in jenen. Es iſt nur der Schauplatz, der ſich ändert, das Schauſpiel, der Gegenſtand, an dem man ſich erfreut, iſt derſelbe. Sieht man ſo die öffentlichen Ereigniſſe an, ſo gewinnen ſie, wenigſtens in meinen Augen, ein höheres und lebendigeres Intereſſe. So aber können die Zeitungen ſie eigentlich garnicht oder nur höchſt ſelten liefern. ~ Bei dem, was ich vorher von dem Wiederfinden nach dem Tode ſagte, fällt mir ein rührender Vers ein,

den ich vor einigen Tagen beim Spazierengehen auf einem Dorfkirchhofe fand. Eine Frau, die Mutter und Großmutter gewesen war, war mit ihren Kindern und Enkeln redend und für sie betend eingeführt, und das Gebet schloß mit den Worten: »Behüt sie, Gott, vor Ungemach, und bringe sie mir stille nach!« Dieser Ausdruck hat etwas ungemein Naives und Ergreifendes. Ich vermute, daß die beiden Verse schon in älteren Gesangbüchern vorkommen, die in der Regel schönere und kräftigere Lieder als die neueren haben, und so sind sie Ihnen vielleicht bekannt. Ich habe eine eigene Neigung zu Kirchhöfen und gehe nicht leicht an einem vorüber, ohne ihn zu besuchen. Vor allem liebe ich sie, wenn sie mit großen und alten Bäumen bepflanzt sind, auch nur einer oder der andere solcher Bäume darauf steht. Das grünende Leben verbindet sich so schön mit dem schlummernden Tode. Die schönsten Kirchhöfe sah ich in dieser Art in Königsberg in Preußen. Sie haben ganze Reihen der schönsten, größten und kräftigsten Linden. Ich brachte einen Teil des Jahres 1809 in Königsberg zu und versäumte nicht leicht einen schönen Sommernachmittag, auf einem dieser Kirchhöfe herumzugehen. In Rom liegt der der Fremden, die nicht katholisch sind, auch sehr schön und hat auch eine antike Pyramide (auch ein Grabmal), die zufällig da steht.

Wenn ich nach Berlin komme, bleibe ich nur kurze Zeit da und gehe dann nach Tegel, teils

weil ich den Ort liebe und von dem umgeben bin, was ich liebe, teils der ungeſtörten Ruhe wegen, in der ich dort wieder arbeiten kann. Auf der Reiſe und bei wechſelndem Aufenthalt tut man immer wenig und hat nur eine ſolche Geſchäftigkeit, bei der man für den Geiſt eigentlich immer untätig iſt.
Leben Sie wohl, liebe Charlotte, mit herzlicher Teilnahme und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Berlin, Ende Mai 1826.

Ich bin ſehr wohl, aber unendlich beſchäftigt, da ich Arbeiten, die ich ſchon ſeit Jahren vorbereitet habe, endlich zu endigen denke. Ich habe mir für die nächſten Jahre einen regelmäßigen Plan darüber gemacht, und werde ihnen jetzt, wie ich es ſeit einigen Wochen tue, alle meine freie Zeit widmen.
Die Witterung iſt ſo ſchön, wie ſie ſelten bei uns, in unſerm nördlichen Klima iſt; man fühlt ſich dann geiſtig wie körperlich heiter und mehr als gewöhnlich aufgelegt zu geiſtigen Beſchäftigungen. Es iſt gewiß ein beneidenswürdiger Vorzug der ſüdlicheren Himmelsſtriche, ſich einer größeren Gleichheit der Temperatur zu erfreuen. In anderer Hinſicht iſt dieſe Gleichheit der Natur wieder freudenloſer und vielleicht gar in geiſtiger Hinſicht nachteilig. Die Ankunft des Frühlings iſt keine

solche reine und mit Ungeduld erwartete Begebenheit, da ihm der Winter garnicht so unähnlich ist. Dies wirkt natürlich auf die Seele, und wenn man annehmen kann, wie ich es wenigstens für sehr wahr halte, daß jede leidenschaftliche oder doch tiefere Empfindung ihren ursprünglichen Grund in Eindrücken der äußeren großen Natur, auch ohne daß wir es selbst im einzelnen bemerken, hat, so kann einen es wohl bedünken, daß die Sehnsucht garnicht so in der Seele und dem Gemüte südlicher Völker tiefe Wurzeln schlagen könne wie unter uns, wo seit unserer Kindheit jedes Jahr die große und tiefe, aus der dumpf verschließenden Starrheit des Winters nach dem neu sprießenden und grünenden Erwachen der Natur zurückführt. Dies muß dann aber, da nichts in der Seele allein steht, auch auf die ganze Empfindungsart zurückwirken, und so mag es entstehen, daß auch in unsern Dichtern alles mehr in kontrastierenden Farben, mehr mit Schattenmassen, die das Licht bekämpfen, aufgetragen wird, daß vieles freilich düsterer, finsterer ist, aber auch alles tiefer, ergreifender und bei jeder noch so kleinen Veranlassung mehr aus dem Licht der äußeren Natur in das Dunkel und in die Einsamkeit des inneren Gemüts zurückführend erscheint. Die Stärke der Empfindung und der Leidenschaft, die dort als Glut flammt, hat hier eine andere Art des Feuers, ein mehr innerlich geheim kochendes und langsam verzehrendes. Diese Empfindung,

diefe Sehnfucht wird noch dadurch vermehrt, daß wir in diefen wenig Reize darbietenden Himmelsftrichen auf jene immer wie auf ein Paradies hinblicken, das uns, wenigftens auf längeren und beftändigen Wohnfitz, verfagt ift. Das bringt in allen, hauptfächlich mit geiftigen Dingen befchäftigten Menfchen eine zweite große Sehnfucht hervor, die nur wenigen fremd ift. Denn wer fich hier auch noch fo wohl fühlt und auch nie einen andern Himmelsftrich gefehen hat, kann doch nicht anders, als empfinden, daß es fchönere gibt, und in jeder Art von der Natur reicher begabte. Es kann damit immerhin verbunden fein, daß er doch nicht feinen Aufenthalt mit einer Reife vertaufchen würde, er kann in Dingen, die er wieder dort entbehren müßte, eine Entfchädigung finden, allein darum ift das Anerkennen, daß ihm das minder Schöne zuteil geworden ift, immer gleich gewiß, und davon kann eine Sehnfucht, wenigftens auf Augenblicke, nicht getrennt fein. Auch ift fie in allen deutfchen und englifchen Dichtern und fpricht fich gleich aus, wie der Zufammenhang Gelegenheit dazu darbietet. Es hat, wenn man das viel Größere mit dem viel Geringeren vergleichen dürfte, eine Ähnlichkeit mit der Sehnfucht nach einem mehr von finnlichen Schranken befreiten Dafein, die in jeder höher geftimmten Seele wirklich vorhanden ift, ohne daß man doch darum gerade das Leben augenblicklich zu verlaffen wünfcht. ~ ~ ~ ~

Die Einſeitigkeit iſt etwas ganz Relatives, und im Manne, der ſich nach einer großen Menge von Gegenſtänden hinwenden ſoll, kann ſie wohl zu fürchten ſein. Frauen aber haben, wie man es recht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, ſie gewinnen meiſtenteils gerade dadurch, daß ſie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerem Umfang und größerer Tiefe zuſammenziehen, und es iſt alſo bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einſeitigkeit nicht ſchädlich. Ich erinnere mich, früher zwei Frauen gekannt zu haben, die mit allen Mitteln verſehen, ſich in dem bewegteſten Leben zu regen, aus reiner Neigung und ohne Unglücksfälle eine ſolche Einſamkeit bewahrten, daß es auch dem einzelnen ſchwer wurde, ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht das mindeſte an Intereſſe eingebüßt hatten. ~ ~ ~ ~

Sie berühren mit Widerwillen manche Laſter in gewiſſen Beziehungen und Folgen und wollen meine Anſichten darüber. Ich geſtehe, daß ich die Anſicht nicht liebe und nicht ſonderlich billigen kann, wo man die Sittlichkeit ſo in einzelne Tugenden zerlegt, welche man einzelnen Laſtern gegenüberſtellt. Es ſcheint mir eine durchaus verkehrte und falſche. Ich wüßte nicht zu ſagen, wer unter den Hoffärtigen, Geizigen, Verſchwenderiſchen, Wollüſtigen mir der am meiſten Verhaßte ſei. Es kann es nach Umſtänden jeder ſein; denn es kommt auf die

Art an, wie es jeder ift. Ich gehe in meiner Beurteilung der Menfchen garnicht darauf, fondern auf die Gefinnung, als den Grund aller Gedanken, Vorfätze und Handlungen, und auf die gefamte Geiftes- und Gemütsftimmung. Wie diefe pflichtmäßig oder pflichtwidrig, edel oder unedel ift, das allein entfcheidet bei mir. Haben zwei oder drei Menfchen in demfelben Grade eine unedle, felbftfüchtige, gemeine Gemütsart, fo ift es mir fehr einerlei, in welchem Lafter fich diefe äußert. Das eine oder andere kann fchädlicher oder unbequemer fein, aber alle diefe Untugenden find dann gleich fchlecht und erbärmlich. Und ebenfo ift es mit den Tugenden. Es kann einer gar keine Unfittlichkeit begehen, manche Tugend üben, und dagegen ein anderer z. B. durch Stolz oder Heftigkeit oder fonft fehlen, und ich würde doch, wenn der letztere, was fehr gut möglich ift, eine höhere und edlere Gefinnung hegt, ihn vorziehen. In der Gefinnung aber kommt es auf zwei Punkte an, auf die Idee, nach und aus welcher man gut ift, und auf die Willensftärke, durch die man diefe Idee gegen die Freiheit oder Leidenfchaftlichkeit der Natur geltend macht. Die erbärmlichen Menfchen find die, die nichts über fich vermögen, nicht können, was fie wollen, und die, welche felbft, indem fie tugendhaft find, niedrige Motive haben, Rückfichten auf Glück und Zufriedenheit, Furcht vor Gewiffensbiffen, oder gar vor künftigen Strafen. Es ift recht gut und nützlich, wenn die Menfchen

auch nur aus dieſen Gründen nicht ſündigen, aber wer auf Geſinnung und Seelenzuſtand ſieht, kann daran keinen Gefallen haben. Das Edle iſt nur dann vorhanden, wenn das Gute um des Guten willen geſchieht, entweder als ſelbſt erkanntes und empfundenes Geſetʒ aus reiner Pflicht, oder aus dem Gefühl der erhabenen Würde und der ergreifenden Schönheit der Tugend. Nur dieſe Motive beweiſen, daß wirklich die Geſinnung ſelbſt groß und edel iſt, und nur ſie wirken auch wieder auf die Geſinnung zurück. Tritt, wie das bei gutartigen Gemütern immer der Fall iſt, die Religion dazu, ſo kann auch ſie auf zweierlei Art wirken. Die Religion kann auch nicht in ihrer wahren Größe gefühlt, noch von einem niedrigen Standpunkte aus gewonnen werden. Wer Gott ſelbſt nur in Rückſicht auf ſich dient, um wieder dafür Schutʒ, Hilfe und Segen von ihm zu erhalten, um gleichſam von ihm zu fordern, daß er ſich um jedes einzelne Lebensſchickſal kümmern ſoll, der macht doch wieder ſich zum Mittelpunkt des Alls. Wer aber die Größe und väterliche Güte Gottes ſo mit bewundernder Anbetung und mit tiefer Dankbarkeit in ſein Gemüt aufgenommen hat, daß er alles von ſelbſt zurückſtößt, was nicht mit der reinſten und edelſten Geſinnung übereinſtimmt wie der Gedanke, daß, was Pflicht und Tugend von ihm fordern, zugleich der Wille des Höchſten und die Forderung der von ihm gegründeten Weltordnung iſt, der hat die

wahrhaft religiöse und gewiß tugendhafte Gesinnung. ~ ~ ~ ~
Ihrer fortgesetzten Lebenserzählung sehe ich, nach dem, was Sie mir sagen, in den nächsten Tagen mit großer Freude entgegen. Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher, anteilvoller Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Tegel, den 10. September 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre Briefe, nebst dem mit Ungeduld erwarteten neuen Heft Ihrer Lebensgeschichte empfangen und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es sind allerdings wenige Blätter, sie umfassen einen kurzen, aber inhaltreichen Zeitraum, aber ich habe sie nicht nur mit großem Interesse, sondern mit inniger Teilnahme gelesen.
Sie hatten mir schon einmal gesagt, daß, als ich Sie in Pyrmont kennen lernte, Sie eigentlich schon versprochen waren, nur noch nicht öffentlich. Es fiel mir damals sehr auf. Ich hatte, wie wir uns sahen, keine Ahnung davon. Die Art, wie diese Verbindung sich anknüpfte, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. ~ Allein, was man in solchen Fällen auch denken und sagen mag, es scheint allerdings, wie Sie sehr richtig bemerken, ein ewiges Verhängnis im Zusammenhang zu walten, worin niemand dem Schicksal entgehen kann, was ihn für seine höhere Bestimmung entwickeln soll, worauf es

doch eigentlich ankommt. Ich teile ganz Ihre Meinung, daß es nicht denkbar ist, daß die Vorsehung das, was wir Glück und Unglück nennen, einer Berücksichtigung würdige. So trostlos das auf den ersten Blick scheint, so erhebend ist es zugleich, einer höheren Ausbildung wert gehalten zu werden. Es ist in solchen Schicksalen, wie das Ihrige war und sehr früh begann, ein wunderbarer Zusammenhang. Auch wenn man nicht von andern gestoßen und getrieben wird, wenn man nicht einmal sich selbst recht deutlich machen kann, was einen innerlich stößt und treibt, nähert man sich doch einem Ziele, oder zieht eine Fügung über sich heran, von der man beinahe das Gefühl hat, es sei besser, man stieße sie zurück. Wirklich haben Sie auch weniger getan, sich in das Schicksal, das sich für Sie bereitete, zu verwickeln, als Sie nur sich haben aus Liebe zu Ihrer Freundin gehen lassen, und nicht entgegen gearbeitet. Es ist ungemein häufig der Fall, daß Verbindungen ohne alle Neigung, ja selbst gegen die Neigung, aus allerhand Gründen, mit Empfindungen eingegangen werden, die man oft garnicht in sich tadeln kann, die aber doch bei einem solchen Schritt nicht leitende sein sollten. In mir und nach meiner Weise kann ich mir das zwar wenig begreiflich machen. Mir wäre es durchaus unmöglich gewesen, auch nur den Gedanken einer solchen Verbindung zu fassen, wenn ich nicht wirklich die tiefe Überzeugung der

Empfindung gehabt hätte, daß die, mit der ich mich verbände, die einzige ſei, mit der ich ein ſolches Band eingehen könnte. Der Gedanke der Ehe, ſelbſt auf eine recht gute und verträgliche Weiſe mit gegenſeitiger Achtung und Freundſchaft geſchloſſen, aber ohne das tiefe und das ganze Weſen ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt, war mir immer zuwider, und es wäre meiner ganzen Natur entgegen geweſen, ſie auf eine ſolche Weiſe zu ſchließen. Es iſt zwar wahr, daß die ſo, wie ich es da von mir ſage, geſchloſſenen Ehen die einzigen ſind, in welchen die Empfindungen bis zum Grabe im gleichen Grade, nur in den Modifikationen, welche Jahre und Umſtände herbeiführen, dieſelben bleiben. Es iſt indes doch recht gut, daß dieſe Art, die Sache anzuſehen, nicht die allgemeine iſt, da ſonſt wenig Ehen zuſtande kommen würden. Auch gelingen ſo viele Ehen, die anfangs recht gleichgültig geſchloſſen werden, ſo daß ſich dagegen nicht viel ſagen läßt. In Ihrem Fall war es offenbar das Gefühl für Ihre Freundin, das Sie leitete, und das war allerdings ein edles und aus dem Beſten und Reinſten im menſchlichen Herzen ſprießendes. Gerade das aber zeigt ſich recht oft, daß die beſten, edelſten, aufopferndſten Gefühle gerade die ſind, die in unglückliche Schickſale führen. Es iſt, als würden durch eine höhere und weiſe Führung die äußeren Geſchicke abſichtlich in Zwieſpalt mit den inneren Empfindungen gebracht, damit

gerade die letzteren einen höheren Wert erlangen, in höherer Reinheit glänzen, und dem, der sie hegt, eben durch Entbehrung und Leiden teurer werden sollten. So wohltätig die Vorsehung waltet, so kommt es ihr nicht immer und durchaus auf das Glück der Menschen an. Sie hat immer höhere Zwecke und wirkt gewiß vorzugsweise auf die innere Empfindung und Gesinnung.

Die Geschichte der geisterartigen Warnung ist sehr sonderbar ~ sie wurde Ihnen in dem Moment, wie Sie zuerst bestimmt Ihre Zustimmung zu einer Verbindung niederschrieben, die Sie in unendliche Leiden verwickelte. Noch sonderbarer, da sie zugleich eine Todesanzeige Ihrer Mutter war.

Daß Sie wirklich sich haben so rufen hören, ist nicht abzuleugnen. Es ist auch eben so sicher, daß kein sterblicher Mensch Sie gerufen hat in der totalen, abgeschiedenen Einsamkeit, worin Sie die warnende Stimme vernahmen. In sich haben Sie die Stimme gehört, wenn sie gleich Ihr äußeres Gehör zu vernehmen schien, und in Ihnen ist die Stimme erschallt. Es gibt gewiß viele, die das nur als eine Selbsttäuschung erklären würden, die denken, daß der Mensch auf natürlichen Wegen, ohne alle Verknüpfung des Irdischen mit dem Geisterreich, bloß durch die innere Bewegung, die in seinem Gemüt, seiner Einbildung, seinem Blut selbst waltet, so etwas äußerlich zu vernehmen glaubt. Daß es so sein kann, bisweilen so ist, möchte ich

nicht leugnen, wohl aber, daß es nicht auch anders ſein kann, und bei gewiſſen Menſchen unter gewiſſen Umſtänden anders geweſen iſt. Sie ſagen: Ihrer Seele habe ſich in ſpäterer Zeit und nach und nach die Meinung bemächtigt, die Jung-Stilling in ſeiner Theorie der Geiſterkunde (ich habe ſie nicht geleſen) aufſtelle, daß die uns Vorangegangenen, heller Sehenden, mit Liebe uns Umgebenden, uns oft gern Schützenden, warnend uns erkennbar zu werden ſuchten, und dies gern, um tiefere Eindrücke zu bewirken, an bedeutende und wichtige Ereigniſſe knüpften, wo es nur darauf allein ankomme, daß ſie ſich mit uns in Rapport zu bringen vermöchten, was allein davon abhänge, in welcher Entbundenheit der geiſtige Zuſtand von den äußeren Sinnen ſich befinde. In dieſem entbundenen Zuſtand, worin ſich gewiß niemand eigenwillig bringen kann, glauben Sie vielleicht in jener Stimmung geweſen zu ſein, wo Sie über alle gewöhnlichen Rückſichten hinaus Ihre Entſchließungen niedergeſchrieben haben. Dieſe Ihre Bemerkungen ſind tief gedacht und empfunden. Es gibt unleugbar ein ſtilles, geheimnisvolles, mit irdiſchen Sinnen nicht zu faſſendes Gebiet, das uns, ohne daß wir es ahnen, umgibt, und warum ſollte da nicht auf Augenblicke der Schleier reißen und das vernommen werden können, wozu in dieſem Leben keine vernehmbare Spur führt? Sie wurden hier in dem Augenblicke gewarnt, wie Sie einen bis dahin nur Ihnen bekannten

Gedanken niederſchreiben wollten, einen Federzug tun, der Ihr Leben in vielfache und unglückſelige Verwickelung ziehen ſollte, Sie wurden mit der Stimme derer gewarnt, die bald nicht mehr ſein ſollte, und es wurde, wie Sie bemerken, um ſicherer Sie zum Nachdenken zu führen, der Moment bedeutend bezeichnet, da Ihre Mutter gerade in demſelben Moment acht Tage nachher ſtarb. Das war offenbar nicht von dieſer Welt. Es war eines der Zeichen, die ſelten, aber doch bisweilen kund werden von dem, was eine im Leben unüberſteigbare Kluft von uns trennt. Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie dies nicht übergangen haben.
Für heute Adieu, liebſte Charlotte. Mit unwandelbarem Anteil und Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Tegel, im Oktober 1826.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, wie ich das meinte, wenn ich ſagte, daß die Stimme, die Sie an jenem Novemberabend rief, eigentlich in Ihnen erſchallte, da Sie dieſelbe doch deutlich hinter ſich vernahmen. Recht ordentlich zu erklären iſt ſo etwas eben nicht, ich möchte hierin auch meine Anſicht nicht für die ausgemacht wahre ausgeben, aber ich habe über alles, was man Geiſter und Geiſtererſcheinungen nennt, einen Glauben, der, wenn ich ſo ſagen darf, den Glauben und Unglauben daran gewiſſermaßen miteinander vereinigt. Ich glaube, daß Men-

ſchen ſolche Erſcheinungen in Tönen und Geſichten und auf jede Weiſe haben können, und daß dies garnicht Einbildungen einer bloß erhitzten Einbildungskraft, Täuſchungen und ſozuſagen wachende Träume ſind. Ich würde es kaum ſonderbar finden, wenn mir ſelbſt etwas dieſer Art begegnete. Ich halte alſo dieſe Erſcheinungen für etwas Wirkliches, durch eine überirdiſche Macht Hervorgebrachtes, nur daß man freilich ſehr genau prüfen muß, ob in dem einzelnen Fall die Erſcheinung wirklich eine von der gewöhnlichen Ideenverbindung verſchiedene und keine bloße Abirrung dieſer Ideenverbindung, alſo bloße Vorſtellung der Phantaſie war. Dagegen glaube ich nicht, daß ſolche Töne oder Geſichte ebenſo außer demjenigen vorgehen, welcher ſie vernimmt, als wie wenn ein leiblicher Menſch ruft oder auftritt. Daher bin ich auch etwas ungläubiger gegen ſolche Geſchichten, wo ein Geräuſch von mehreren gehört wird. Sind es nur zwei, ſo kann die Gleichheit der innern Seelenſtimmung wohl gleichzeitige innere Erſcheinungen hervorbringen. Für innerlich halte ich alſo Erſcheinungen, von denen nicht wirkliche Beweiſe des Gegenteils da wären, aber ſo für innerlich, daß ſie im Innern immer auch durch eine überirdiſche Macht eingeführt und geweckt werden, und daher der Menſch, der ſie erfährt, weil ihn das Bewußtſein überirdiſcher Gegenwart und von nicht aus ihm kommender Einwirkung ergreift, ſie notwendig außer ſich ſetzt.

Wie viel auch ſchon über dieſe Sache geſtritten worden iſt, ſo kann man doch nicht ableugnen, daß etwas wirklich Innerliches von dem, dem es begegnet, als durchaus äußerlich betrachtet werden kann, und der höheren überirdiſchen Macht iſt die Hervorbringung einer Erſcheinung ebenſo möglich, wenn ſie in der Tat eine gewiſſermaßen körperlich äußere, als wenn ſie eine idealiſch innere iſt.

Der Gedanke einer verfolgenden Macht würde mir immer fremd ſein. Ich habe mich niemals mit den Vorſtellungen vertragen können, die eines ſolchen, allem Guten feindſeligen, am Böſen Gefallen findenden Weſens Daſein annehmen. Im Neuen Teſtament halte ich die dahin einſchlagenden Stellen nur für bildliche, ſich an die Vorſtellungen des Judentums anſchließende Ausdrücke, für das Böſe, das der Menſch, auch wenn er gut iſt und ſich ganz ſchuldlos glaubt, doch immer in ſich zu bekämpfen hat. Es gibt unleugbar Perſonen, welchen mehr Widerwärtiges als Glückliches begegnet, und auch die ſehr Glücklichen haben kürzere oder längere Perioden, wo der Verlauf der Umſtände ihnen nicht zuſagt, und ſie gegen den Strom zu ſchwimmen genötigt ſind. Dies liegt aber, auch wo es garnicht eigene Schuld oder Folge unrichtig berechneter Verfahrungsweiſe iſt, in der natürlichen Verkettung der Umſtände, wo das allgemein Notwendige oder Unvermeidliche dem Intereſſe des einzelnen zuwider iſt. Sehr oft, und dies iſt mir bei weitem wahr-

ſcheinlicher, kann es auch Fügung der mit weiſer und immer wohltätiger Strenge heilſam züchtigenden und prüfenden Vorſehung ſein; denn die Züchtigung überirdiſcher und übermenſchlicher Weisheit ſetzt nicht gerade immer Schuld voraus. Es kann in den Wegen und Pfaden der über alle menſchliche Vernunft hinausreichenden Einſicht liegen, auch ohne Verſchulden, zur bloßen heilſamen Zurückführung auch den ganz Schuldloſen zu züchtigen. Auch iſt der Beſte, wenn er nur die Selbſtprüfung mit gehöriger Strenge anſtellt, nicht von Flecken rein, und es können in ſeinen bewußtloſen Empfindungen ſolche liegen, die ihn zur Schuld führen würden, wo aber der Schuld durch die heilſam angebrachte Züchtigung vorgebeugt wird. Der Menſch ſelbſt iſt zu kurzſichtig und ſein Blick zu trübe, dies einzuſehen, allein die in der Höhe waltende Macht durchſchaut es und weiß es zu lenken und zum Beſten zu kehren. Alles dies pflege ich mir zu ſagen, oft ohne äußere Veranlaſſung, allein auch beſonders da, wo, wie's auch mir geſchieht, das Schickſal den Wünſchen entgegenwirkt, und eine Periode der Widerwärtigkeit oder des wahren Unglücks eintritt. Ich werde dann vorſichtiger als ſonſt im Handeln, und ohne mich im geringſten beugen oder betrüben zu laſſen, ſuche ich durchzuſteuern, ſo gut es gehen will. Wenn ich ſage, ohne mich zu betrüben, ſo meine ich damit nicht, daß mich die einzelnen Unfälle nicht betrüben ſollten (was unvermeidlich iſt),

ſondern nur, daß ich ihr Eintreten überhaupt, die Wendung vom Glück zum Gegenteil nicht als etwas Feindſeliges, ſondern als etwas Natürliches, mit dem Weltgang und der menſchlichen Natur eng Verbundenes, oft ſogar Heilbringendes nehme. Nach dieſer in mir feſtgewordenen Anſicht kann ich an eine verfolgende oder gar nur neckende Macht nicht glauben. Ich geſtehe, daß ich einen ſolchen Glauben nicht einmal bei andern dulden oder unangefochten laſſen könnte. Es iſt eine finſtere, beengte Vorſtellung, die der Güte der Gottheit, der Größe der Natur und der Würde der Menſchheit widerſpricht. Dagegen hat der Glaube an eine, unter Zulaſſung und Leitung der höchſten, untergeordnete, ſchützende Macht etwas Schönes, Beruhigendes und den reinſten und geläutertſten Religionsideen Angemeſſenes. Ich möchte ihn daher niemand rauben, der durch ſeine Natur angeregt wird, ihn zu haben und zu hegen. Mir iſt er jedoch nicht eigen, und er gehört auf alle Fälle zu denjenigen religiöſen Vorſtellungen, die nicht allgemein geboten ſind, ſondern bei denen es auf die individuelle Neigung und Stimmung ankommt.

Es wird mich ſehr freuen, wenn Sie Zeit und Stimmung haben, Ihre Lebenserzählung fortzuſetzen. Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie feſt auf die Dauer der Geſinnungen, die Ihnen immer von mir gewidmet bleiben. Ihr

H.

Berlin, den 8. November 1826.

Ihr lieber Brief hat mir große Freude gemacht, weil er in den Inhalt meines letzten eingeht und demſelben Gründe und Behauptungen entgegenſtellt. Es iſt ſehr natürlich und begreiflich, daß unſere Anſichten bisweilen auseinander gehen müſſen; es liegt das zuerſt im Geſchlecht, dann in der Lebensweiſe und den einmal angenommenen Gewohnheiten. Ein Mann, und noch mehr einer, der oft in Verhältniſſen war, in denen er gegen Gefahr und Ungemach nur bei ſich Schutz und Rat ſuchen konnte, muß mehr von der Selbſtändigkeit erwarten und mehr auf ſie dringen. Er muß ſich zutrauen, mehr ertragen, Schmerz und Unglück (von denen kein Menſch frei iſt, und zu denen Geſchäfte und für andere übernommene Verantwortlichkeit auch empfindlichere Gelegenheiten darbieten, als in einfacheren Lagen vorkommen können) mit mehr Gleichgültigkeit anſehen, um ſie mehr durch ſich ſelbſt bezwingen zu können. Indes müſſen Sie nie denken, daß dies die Teilnahme an fremdem Unglück ſchwächt, oder daß es hindert zu begreifen, daß jeder die verſchiedenartigen Ereigniſſe des Lebens nach ſeiner Weiſe und ſeiner Eigentümlichkeit aufnimmt. Sind Sie aber auch in vielem von dem, was mein voriger Brief enthielt, anderer Meinung mit mir, ſo ſtimmen wir ganz in dem Wunſche überein, eine Anzeige des bevorſtehenden Todes zu

haben. Bis jetzt denke ich mir den Tod als eine freundliche Erſcheinung, eine, die mir in jedem Augenblick willkommen wäre, weil, wie zufrieden und glücklich ich lebe, dies Leben doch immer beſchränkt und rätſelhaft iſt, und das Zerreißen des irdiſchen Schleiers darin auf einmal Erweiterung und Löſung mit ſich führen muß. Ich könnte darum ſtundenlang mich nachts in den geſtirnten Himmel vertiefen, weil mir dieſe Unendlichkeit fernher flammender Welten wie ein Band zwiſchen dieſem und dem künftigen Daſein erſcheint. Ich hoffe, dieſe Freudigkeit der Todeserwartung ſoll mir bleiben, ich würde mich deſſen, da ſie tief in meiner Natur (die nie am Materiellen, immer nur an Gedanken, Ideen und reiner Anſchauung gehangen hat) gegründet iſt, ſogar gewiß halten, wenn nicht der Menſch, wie ſtark er ſich wähne, ſehr vom augenblicklichen Zuſtande ſeiner körperlichen Geſundheit und ſelbſt ſeiner Einbildungskraft abhinge. Ich wähne mich aber nicht einmal ſtark, ſondern fordere nur unbedingt von mir, es zu ſein. Ich würde daher, bliebe ich wie jetzt geſtimmt, den Tod ohne Schrecken herannahen ſehen, und mein Bemühen würde nur ſein, mit Beſonnenheit den Übergang in einen anderen Zuſtand, ſo lange es möglich iſt, ſchrittweiſe zu verfolgen. Darum würde ich auch für mich einen langſameren Tod nicht für ein Unglück erachten, obgleich ein ſchneller ſowohl für den Sterbenden ſelbſt, als für die Zurückbleibenden Vorzüge hat. Ich

trage mich auch ſeit einer Reihe von Jahren, und nach einer Begebenheit, die mich, als ich in Rom war, traf und ſehr ergriff, mit dem Glauben, oder, wenn dies zu viel geſagt iſt, mit der Ahnung, daß ich nicht anders ſterben werde, als bis eine beſtimmte Erſcheinung es mir vorher verkündet. Wie das nun ſein wird, will ich erwarten, aber erwünſcht wäre mir, wie Ihnen, die Vorandeutung.
Die bibliſchen Stellen, die Sie anführen, waren mir, als ich ſie nachſchlug, wohl bekannt. Sie ſind allerdings tröſtend, weil ſie Hoffnung gewähren, Vertrauen hervorrufen und auf Liebe, die ſich erbarmt, zählen laſſen. Ich muß aber doch, wenn ich meine innere Empfindung erſchließe, ſagen, daß gerade die von Ihnen angeführten Stellen nicht diejenigen ſein würden, bei denen ich Troſt ſuchen würde. Sie gehören in die Reihe der Verheißungen, Hoffnungen, und in dieſer Art in der Zukunft zu leben, iſt nie mein Sinnen und Trachten geweſen. Ich habe immer mehr geſucht, mich gleich ſelbſt in der Gegenwart zu bearbeiten, daß daraus ſoviel mögliche innere Beſiegung des Unglücks hervorgeht. Gerade in dieſer Hinſicht aber iſt das Leſen der Bibel eine unendliche und wohl die ſicherſte Quelle des Troſtes. Ich wüßte ſonſt nichts mit ihr zu vergleichen. Der bibliſche Troſt fließt, wenn auch ganz verſchieden, doch gleich ſtark, auf eine doppelte Weiſe im Alten und Neuen Teſtament. In beiden iſt die Führung Gottes, das Allwalten

der Vorſehung, die vorherrſchende Idee, und daraus entſpringt in religiös geſtimmter Geſinnung auch gleich die tiefe innere, durch nichts auszurottende Überzeugung, daß auch die Schickſale, durch welche man ſelbſt leidet, doch die am weiſeſten herbeigeführten, die wohltätigſten für das Ganze und den dadurch Leidenden ſelbſt ſind. In dem Neuen Teſtament hernach iſt ein ſolches überſchwängliches Vorwalten des Geiſtigen und des Moraliſchen, es wird alles ſo einzig auf die Reinheit der Geſinnung zurückgeführt, daß was den Menſchen ſonſt innerlich und äußerlich betrifft, wenn er jenem mit Ernſt und Eifer nachſtrebt, vollkommen in Schatten zurücktritt. Dadurch verliert auch das Unglück und jedes Leiden einen Teil ſeiner drückenden Einwirkung, und es ſchwindet auf jeden Fall alle Bitterkeit davon. Die unendliche Milde der ganzen neuteſtamentlichen Lehre, die Gott faſt nur von der erbarmenden Seite darſtellt, und in der überall die aufopfernde Liebe Chriſti für das Menſchengeſchlecht vortritt, lindert, wie ein wohltätiger Balſam, verbunden mit Chriſti Beiſpiel ſelbſt, jeden Körper- und Seelenſchmerz. Im Alten Teſtament kann ſich dies allerdings nicht finden. Aber da erſcheint wieder, und doch auch immer mehr tröſtend als ſchreckend, die Allmacht und Allweisheit des Schöpfers und Erhalters der Dinge, die durch die Größe und Erhabenheit der Vorſtellung über das einzelne Unglück hinaushebt.

Leben Sie herzlich wohl. Mit den Gesinnungen, die, wie ich weiß, Sie lieben und die nie in mir ändern werden, Ihr H.

Tegel, den 6. Dezember 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren inhaltreichen Brief vom 19. v. M., den Sie am 21. geschlossen haben, bekommen und mit großem Interesse gelesen und danke Ihnen recht herzlich dafür.

Sie bemerken in Ihrem Briefe, daß vor dem Erscheinen Christi ein Umgang zwischen der Gottheit und einigen gleichsam bevorrechteten Personen stattgefunden, durch das Christentum aber jeder, der in seinen Schoß aufgenommen sei, ein näheres Verhältnis zu dem höchsten Wesen erhalten habe. Ich halte dies für ungemein richtig. Zwar möchte ich nicht sagen, was eigentlich von jener engeren und persönlichen Gemeinschaft der Erzväter mit Gott, wie sie das Alte Testament schildert, zu halten sei. Diese Erzählungen des ersten Teils der Schrift haben in jeder Rücksicht, welches auch ihr Ursprung sein möge, eine so ehrwürdige Heiligkeit, daß man dem Zweifel an der Wahrheit keinen Raum gibt, wohl aber ungewiß bleiben kann, was Eigentümlichkeit der Vorstellungs- und Darstellungsweise, bildlicher oder eigentlicher Ausdruck sei. Denn bei so alten Überlieferungen, und die sich doch auch wiederum vermutlich Jahrhunderte lang mündlich fort-

gepflanzt haben, ehe sie aufgezeichnet worden sind, läßt sich der wahre Sinn von der äußeren Einkleidung schwer und wenig unterscheiden. Das aber ist eine gewisse und tröstliche und im höchsten Grade heilsame Wahrheit, daß durch das Christentum alle Segnungen der Religion eine durchaus allgemeine Wohltätigkeit erlangt haben, daß alle innere und äußere Bevorrechtung aufgehört, und jeder ohne Unterschied Gott so nahe zu stehen glauben kann, als er sich ihm durch seine eigene Kraft und Demut im Geist und in der Wahrheit zu nähern vermag. Es ist überhaupt in allem, im Religiösen und Moralischen, der wahrhaft unterscheidende Charakter des Christentums, die Scheidewände, die vorher die Völker wie Gattungen verschiedener Geschöpfe trennten, hinweggeräumt, den Dünkel, als gäbe es eine von der Gottheit bevorrechtete Nation, genommen, und ein allgemeines Band der Nächstenpflicht und Nächstenliebe um alle Menschen geschlungen zu haben. Hier ist nun nicht mehr von bildlichen Darstellungen und nicht mehr von Wundern die Rede. Es herrscht hier die geistige Gemeinschaft, welche die einzige ist, deren der Mensch wahrhaft bedarf, und zugleich diejenige, der er immer durch Vertrauen und Wandel teilhaftig werden kann. Ich gestehe daher auch, daß ich nicht in die Idee eingehen kann, als wäre oder als könnte nur noch jetzt eine engere Gemeinschaft zwischen Gott und einzelnen sein, als die allgemeine, der schlichten Lehre des

Christentums angemessene, in die jeder durch Reinheit und Frömmigkeit der Gesinnung tritt. Es wäre ein gefährlicher Stolz, sich einer solchen anderen und besonderen teilhaftig zu glauben, und das Menschengeschlecht bedarf dessen nicht. Frömmigkeit und Reinheit der Gesinnung und Pflichtmäßigkeit des Handelns, selbst schon Streben nach beiden, da das vollendete Erreichen keinem gelingt, sind alles, den Menschen, einzeln und in der Gesamtheit, Notwendige, und alles dem höchsten Wesen, wie wir es uns denken müssen, Wohlgefällige. – Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. Dezember nach Hadmarsleben bei Halberstadt. Hadmarsleben ist ein Gut meiner Frau, wo ich mich einige Tage aufhalten werde. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten Teilnahme der Ihrige. H.

Rudolstadt, den 2. Januar 1827.

Das neue Jahr hat begonnen, und ich wünsche Ihnen, liebe Charlotte, von ganzem Herzen Glück dazu. Mögen Sie es heiter, sorglos und vor allem in ungestörter Gesundheit durchleben. Ich hoffe, daß die Erfüllung dieser Wünsche wahrscheinlich ist.
Ein Jahr scheint ein so kleiner Abschnitt des Lebens, und ist es auch gewissermaßen, da Tage, Wochen und Monate so unglaublich schnell verschwinden. Es ist aber doch wieder ein so wichtiger Abschnitt, da auch der längst Lebende nicht so viele dieser Abschnitte zusammensetzt. Es

fängt auch freilich mit jedem Tage gewissermaßen ebenso gut, als mit dem ersten Januar, ein neues Jahr an, aber es ist dennoch nicht abzuleugnen, daß das Schreiben einer neuen Jahreszahl immer etwas in sich trägt, das den Bedächtigen und gern Überlegenden in Nachdenken versetzt. Es ist überhaupt sehr meine Art, mich von Epoche zu Epoche zusammenzufassen und irgend etwas Neues in meinen Vorsätzen zu beginnen, und ich habe oft gefunden, daß es immer seinen Nutzen hat, wenn auch nicht immer alle Vorsätze in Erfüllung gehen oder durchaus dauerhaft sind. Es gibt auch mehr oder minder günstige Jahre, und das beweist sich, wie ich oft im Leben bemerkt habe, manchmal an gewissen Anzeichen, wenn sie auch augenblicklich unbedeutend und vorübergehend scheinen, in den ersten Tagen, wo die neue Jahreszahl beginnt. Sie werden das vielleicht etwas abergläubig finden, aber es ist es doch nicht so ganz und so sehr. Die Unfälle, die den Menschen betreffen, kommen weit mehr, als man es denken sollte, aus ihm selbst. Es gibt ein geheimes und unbemerktes Einwirken des Menschen auf die Dinge, was man ihm nicht Schuld geben kann, weil es nicht innerhalb seines Bewußtseins liegt, aber was doch von ihm kommt. Ist nun die Stimmung innerlich eine ungünstige, düstere, von Heiterkeit fern, so bringt sie auch so etwas im Äußeren hervor; wenn man das Leben nicht leicht, oder doch wenigstens ruhig und gleichmütig mit einer gewissen Kälte, als wäre einem

Glück und Unglück ziemlich gleich, aufnimmt, so stellt es sich nicht bloß insofern noch drückender und lastender, daß man es schwerer empfindet, sondern es begegnet einem, meiner Erfahrung nach, auch mehr Widerwärtiges. Auf große Dinge mag das, wie ich wohl glauben will, keinen Einfluß haben, aber auf die kleineren, die doch auch überwunden sein wollen, scheint es mir nicht abzuleugnen zu sein.
Ihren lieben Brief werde ich erst in mehreren Tagen empfangen, es tut mir immer sehr leid, auch habe ich gern einen Brief von Ihnen bei mir, wenn ich selbst schreibe; aber meine Reise hat sich gegen meinen Willen verlängert. Ich bitte Sie, mir jetzt so zu schreiben, daß Ihr Brief den 25. oder nur wenige Tage später in Berlin eintrifft. Leben Sie wohl, beste Charlotte. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten Teilnahme der Ihrige. H.

Berlin, den 28. Januar 1827.

Ich habe, liebste Freundin, Ihre beiden Briefe richtig empfangen, obgleich den ersten vom 20. Dezember v. J. sehr spät, da ich meinen Reiseplan nicht so, wie ich ihn machte, ausgeführt habe, und garnicht nach Hadmarsleben gekommen bin. Er ist mir hierher nachgeschickt worden. Nun bleibe ich bis zur Mitte des Sommers hier und in Tegel, und unser Briefwechsel ist bis dahin gegen Störungen dieser Art gesichert. Es hat mich sehr

gefreut zu sehen, daß Ihre Gesundheit wenigstens leidlich ist, und daß die Veränderlichkeit der Witterung und der viele Sturm, der sonst reizbaren Konstitutionen zu schaffen macht, Ihnen nicht sehr nachteilig geworden ist. Ich liebe den Winter zwar garnicht, und habe von Kindheit an für die angebliche Schönheit eines Wintertages keinen Sinn gehabt. Die Kälte ist mir insofern gleichgültig, als ich mich ihr nie anders als so verwahrt aussetze, daß sie mir nichts anhaben kann, und als ich mir sogar im Zimmer den traurigen und einförmigen Anblick des Schnees durch Gardinen verschließe. In der Stadt ist es mir überhaupt heimlicher, wenn ich von meinem Zimmer aus nichts davon erblicke. Es ist da nur die Nacht schön, wo der Mensch und das gewöhnliche Treiben des Gewühls verschwinden und der gestirnte Himmel den Anblick der reinen Natur gibt. Am Tage freut der Anblick aus dem Fenster nur auf dem Lande. Diese Gewohnheit, mich in der Stadt auf den Genuß der Nacht zu beschränken, habe ich schon sehr früh gehabt. Schon als ganz junger Mensch saß ich, so oft ich die Stadt bewohnen mußte, die Tage über, wenn ich nicht in Gesellschaft war, in meinem Zimmer, durchstrich aber fast regelmäßig, sogar im strengen Winter, mehrere Stunden lang des Nachts die einsamen Straßen. Es freut mich ungemein, daß Sie die gleiche Neigung mit mir für den gestirnten Himmel haben. Wem dieser innere Sinn nicht er-

schlossen ist, entbehrt eine sehr große, und eine der reinsten und erhabensten Freuden, die es gibt.
Sie bemerken sehr richtig, daß ein Wintertag doch auch seine Freuden habe. Einförmig ist der Schnee freilich, aber auch rein und wie ein Bild unberührter Fleckenlosigkeit, wenn er frisch gefallen und noch unbetreten ist. In der Schweiz sehen jene weißen Decken an den hohen Gebirgen, die nicht leicht ein Menschenfuß erreicht, sehr schön aus. Ihr Vergleich mit einem Leichentuch ist mir aufgefallen. Er war mir neu. Aber wenn nun der Schnee ein Leichentuch wäre, ist es keine unerwünschte Erinnerung. Die Natur liegt wie in Todesstarrheit im Winter, und wenn die große Natur in ihrem regelmäßig wiederkehrenden Laufe die Erinnerung an den Tod herbeiführt, erscheint er dem Geist und der Einbildungskraft nur wie eine notwendige Verwandlung, eine Enthüllung eines neuen, vorher nicht geahnten Zustandes.
Ich muß mich neulich nicht deutlich ausgedrückt haben, wenn Sie, liebe Charlotte, glauben, ich hätte gewissermaßen bestritten, daß die allwaltende Vorsehung die Schicksale der Menschen auch ganz im einzelnen leite. Auch nach meiner festen Überzeugung kann darauf der Mensch mit Sicherheit bauen, es liegt in der Idee des Weltschöpfers und Welterhalters, es geht aus vielen Stellen der Bibel, des Alten und Neuen Testaments, hervor und ist nicht

nur eine ſichere und feſt gegründete, ſondern auch tiefe und troſtreiche Wahrheit, über welche kein Zweifel bleibt, und Sie haben gewiß recht, wenn Sie ſagen, der Glückliche bedarf den Glauben, um nicht übermütig zu werden, der nicht Glückliche aber als Halt, und der Unglückliche um nicht zu erliegen. Wenn auch jeder auf ſeine Weiſe ſich dieſe göttliche Teilnahme und Fürſorge denkt, ſo ſind das nur unbedeutende Verſchiedenheiten der individuellen Anſicht. Die Hauptſache bleibt immer, daß eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, zu der wir gehören, daß unſere kleinſten und größten Schickſale darin mit verwebt ſind, daß daher alles, was geſchieht, gut und uns, ſei es auch ſchmerzhaft, wohltätig ſein muß, endlich daß ſein Wohlgefallen an uns, und wo nicht aus andern gleich weiſen Gründen Ausnahmen eintreten, auch der Segen oder Unſegen, der uns trifft, von der Pflichtmäßigkeit unſerer Handlungen, noch mehr aber von der Reinheit unſerer Geſinnung abhängt. Darin können unſere Meinungen nicht voneinander abweichen. Was ich ſagte, bezog ſich nur auf das, was Ihr früherer Brief enthält, wo Sie anzunehmen ſchienen, daß die Gottheit gleichſam einen Unterſchied unter den Menſchen zu machen ſcheine und manche durch eine ſtrengere Schule leite. Sie hatten dies nicht einmal als Ihre Meinung ausgeſprochen, ſondern nur als eine der verſuchten Erklärungsarten der von Ihnen er-

wähnten Erscheinungen. In die Ansicht nur könnte ich nie einstimmen, daß die Gottheit sich um einige weniger kümmert als um andere. Gott kann, und das liegt in der Sache selbst, sein Wohlgefallen mehr auf die richten, die dadurch, daß sie ihm anhängen, eine größere Liebe, Innigkeit und Reinheit des Gemüts beweisen, aber eine ungleiche Verteilung seiner leitenden, sorgenden, belohnenden und strafenden Fürsorge läßt sich nicht, weder mit den Begriffen von seiner Allmacht, noch mit denen von seiner Gerechtigkeit in Vereinigung bringen. Im Alten Testament kommt allerdings von Auserwählten Gottes vielleicht auch in diesem Sinne vor, allein diese Stellen hängen auch zum Teil mit der jüdischen Idee des auserwählten Volkes Gottes zusammen, und dann braucht auch dieser Begriff der Auserwählung nicht gerade jenen ausschließenden Sinn, sondern nur den zu haben, daß die Auserwählten diejenigen waren, welche sich durch ihre Herzensreinheit und Frömmigkeit am meisten der Liebe Gottes würdig gemacht und sein Wohlgefallen auf sich gezogen hatten. Im Neuen Testament kommen Stellen, aus denen man auf eine ungleiche Sorge Gottes in den waltenden Fügungen seiner Vorsehung schließen könnte, wohl nicht vor. Wenn es bei einer oder der andern dies Ansehen haben sollte, sie ist wohl anders zu erklären. Der tröstende Gedanke aber bleibt fort und fort, daß Gott auch widrige und schmerzliche Schicksale nur

aus Liebe sendet, um unsere Gesinnungen zu läutern. So, liebe Charlotte, habe ich die Sache verstanden, die in ein paar unserer Briefe von uns besprochen worden ist, und so sollte ich denken, stimmte sie auch mit Ihren Ansichten und Überzeugungen vollkommen überein.

Tegel, den 18. März 1827.

Sie kennen schon meine Neigung, bisweilen auf dem Lande zu sein, und so wird es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen von Tegel jetzt schreibe. Ich bin indes nur auf ein paar Tage hier und habe die Stadt eigentlich noch nicht verlassen. Wenngleich die Witterung rauh ist, so hindert mich das nicht, alle Tage spazieren zu gehen, nämlich hier, und so lange und so oft ich hier bin.

Der See, der in meinen Besitzungen ist, ist natürlich jetzt wieder ganz frei von Eis. Das ist immer ein Schauspiel, an dem ich mich sehr erfreue, dies Befreitwerden des Wassers von den Banden, die ihm im Winter seine schöne Beweglichkeit rauben und es dem festen Lande gleich machen. Man fühlt ordentlich die wiedergegebene freie Bewegung mit und ist der rauhen Starrheit gram, welche das zarte, hingleitende Element, so tief sie ihren Einfluß auszuüben vermag, um den schönsten Teil seiner eigentümlichen Natur bringt. Man sagt gewöhnlich, das Wasser trennt die Länder und Orte, aber es verbindet sie eher, es bietet

eine viel leichter zu durchschneidende Fläche dar als das feste Land, und es ist ein so hübscher Gedanke, daß, wie weit auch die Ufer voneinander entfernt sind, die Welle, die mir die Füße bespült, in kurzer Zeit am gegenüberstehenden Gestade sein kann.

Mit Vergnügen lese ich in Ihrem Briefe, daß Sie mit dem Plan einer kleinen Reise nach Offenbach beschäftigt sind, und bitte Sie, doch ja Ihren Vorsatz nicht aufzugeben; auch glaube ich, daß Sie, liebe Charlotte, einmal einer Erholung bedürfen, oder eine solche wenigstens sehr wohltätig auf Sie wirken würde. Ich empfinde recht wohl, daß Sie darum auf keine Weise unzufrieden mit Ihrer Lage, oder Ihrer Beschäftigung überdrüssig sind. Allein es ist doch in den Menschen so. Wenn sie eine lange Zeit hindurch dieselbe Sache, auch ohne Widerwillen, sogar mit Vergnügen getrieben haben, so bemächtigt sich ihrer dennoch eine durch die Einförmigkeit bewirkte Ermüdung, und neue, auch nur auf eine kurze Zeit genossene Gegenstände geben den Gedanken und der Empfindung eine neue Spannung, die gewöhnlich auch auf den Körper zurückwirkt. Die Wahl von Offenbach finde ich sehr angemessen, da Sie dort eine innig mit Ihnen verbundene, liebe, vertraute Freundin haben; es ist ein angenehmer Ort in einer sehr hübschen Gegend, auch nicht sehr weit von Ihnen entfernt. Ich war sehr oft da, zum erstenmal in demselben Jahre, wo ich Sie in Pyrmont sah,

im Jahre 1788. Ich besuchte die dort als Schriftstellerin bekannte Frau von Laroche, die ich auch viele Jahre später dort wieder sah, als ich mit meiner Frau und Familie von Paris zurückkam. Sie war eine geistreiche und noch im hohen Alter unendlich lebendige Frau und hatte etwas ganz besonders Angenehmes und Liebenswürdiges, wenn man sie mitten im Kreise ihrer Kinder und Enkel sah. Ein Sohn, wenig älter als ich, lebt noch hier in Berlin in sehr genauer Freundschaft mit mir, ist glücklich verheiratet und in jeder Rücksicht ein trefflicher Mensch. ~ Ich wünsche von Herzen, daß Sie das Vorhaben ausführen.

Berlin, den 10. April 1827.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, den Sie nach meinem Wunsch am 3. abgeschickt haben, richtig erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Der heitere, zufriedene Ton, der darin von der ersten bis zur letzten Zeile herrscht, hat mir eine ganz besondere Freude gemacht. Es scheint mir aber, als wären Sie schon seit längerer Zeit viel gleichförmiger gestimmt als im Anfang unseres brieflichen Umgangs. Es ist sehr gütig und liebevoll von Ihnen, und gereicht mir zur Freude, daß Sie es dem Einfluß zuschreiben, den Sie mir so willig gestatten. Das Verdienst ist auf Ihrer Seite; Ihre Seele ist so klar und empfänglich wie Ihr Gemüt, und so sind Sie jeder Über-

zeugung und jeder Wahrheit immer offen. Ich liebe die Heiterkeit ungemein. Es ist nicht gerade die laute, die sich wie genießende Fröhlichkeit ankündigt, sondern die stille, die sich so recht und ganz über die innere Seele ergießt. Ich liebe sie in anderen und mir vorzüglich der größeren Klarheit wegen, die in der Heiterkeit immer die Gedanken haben, und die für mich die erste und unerläßliche Bedingung eines genügenden Daseins im Leben für sich und im Umgange mit anderen ist. Die Wehmut führt auch bisweilen eine und oft noch größere Klarheit mit sich. Man sieht und empfindet die Dinge in ihrer Nacktheit, wenn das Gemüt so tief in sich bewegt ist, daß der Schleier zerreißt, der sie sonst verhüllt. Aber es ist dies, wie ich es nennen möchte, eine schmerzliche Klarheit, die teuer erkauft werden muß, und sie zeigt die Gegenstände auch nur im Augenblicke und vorübergehend, wie man auch augenblicklich in die Tiefe des Himmels schaut, wenn der Blitz die Wolken zerreißt. Davon ist die leichte Klarheit ruhiger Heiterkeit himmelweit verschieden. Diese zeigt die Dinge teils, als gingen sie fremd vor einem vorüber, teils als besitze man Stärke genug, sich nicht von ihnen bewegen zu lassen. Auf beide Weisen geht die Masse der Ereignisse wie ein Schauspiel vorüber, und das ist eigentlich die des Menschen würdigste Art, sie anzusehen, ohne lange bei ihnen zu verweilen oder sich gar in sie zu vertiefen, immer eingedenk, daß

es ein ganz anderes und würdigeres geiſtiges Gebiet gibt, in dem der Menſch wirklich ſich heimatlich zu fühlen beſtimmt iſt. Wenn man das Fremde ſo nimmt, und dasjenige, was Anteil der Freundſchaft und Zuneigung nur in der Tat zur Wirklichkeit macht, die ſich auf keine Weiſe mehr als Schauſpiel behandeln läßt, nicht mehr bloß die Phantaſie und den Gedanken in Anſpruch nimmt, ſondern warm und lebendig das Herz ergreift, ſo behandelt man das Leben vielleicht auf die unter allen zweckmäßigſte Art. Es iſt mir für die Erhaltung und Fortdauer Ihrer Heiterkeit, liebſte Charlotte, ſehr lieb, daß Sie ſich mit dem Plane Ihrer kleinen Reiſe beſchäftigen. Es würde Ihnen dieſe Beſchäftigung ſelbſt zur Entſchädigung dienen, im Fall ſich der Ausführung des Projekts etwas entgegenſtellte. Ich kann mir aber das nicht denken, da die Sache ſo ungemein einfach iſt. Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe über Offenbach ſagen, hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich wußte nicht, daß der Iſenburger Hof das ehemalige Haus der Frau von Laroche war. Es iſt ſehr hübſch und ſehr natürlich von Ihnen, daß Sie alles lebhaft bei Ihrem Dortſein und Wohnen in dem Hauſe intereſſierte, ſo daß Sie bei allen Details verweilten, da die Schriften der Laroche, wie Sie mir ſagen, Ihnen in der Jugend nicht nur großes Vergnügen gewährten, ſondern bildend auf Sie wirkten. In gut gearteten Gemütern bewahrt und erhält ſich dann eine dankbare Anhänglichkeit. Ge-

rade der Garten, von dem Sie reden, ist das einzige, dessen ich mich deutlich erinnere. Ich sah die Frau von Laroche zum letzten Male darin, als ich im Jahre 1801 mit meiner Frau und Familie aus Paris zurückkam. Es war eine Laube im Garten, in der wir saßen. Sie erinnern mich an das, was Goethe in seiner Biographie, Wahrheit und Dichtung, von der Familie Laroche sagt, wo er bei seiner Rückkehr von Wetzlar nach Frankfurt dort mehrere Tage einkehrte und freundschaftlich aufgenommen war. Sie sind, wie es scheint, nicht ganz zufrieden mit Goethe und der Art, wie er die würdige Frau und die übrigen Familienmitglieder darstellt.
Leben Sie für heute herzlich wohl, und schreiben Sie mir doch den 24. d. M. Mit der herzlichsten und immer unveränderlichen Teilnahme Ihr

H.

Berlin, den 2. Mai 1827.

Tausend Dank, liebe Charlotte, für Ihren mir sehr erwünscht gewesenen Brief vom 24. v. Mts. Ich habe es immer sehr gern, wenn ich, indem ich einen Brief schreibe, einen zur Beantwortung vor mir habe. Wenn auch unser Briefwechsel selten etwas enthält, worauf eigentlich eine Antwort erforderlich wäre, so ist doch ein Briefwechsel seiner Natur nach immer eine Erwiderung, und man schreibt weniger gern, wenn der Faden für den Augenblick abgerissen ist und von

neuem angeknüpft werden muß. Das begegnet mir nun durch Ihre liebevolle Aufmerksamkeit nie, sondern unsere Briefe wechseln sich regelmäßig ab. Ich bin überzeugt, daß, wenn manche Menschen wüßten, daß wir uns so regelmäßig schreiben, ohne über wissenschaftliche oder Geschäftsgegenstände zu reden, noch uns Tatsachen mitzuteilen, sie gar nicht begreifen würden, was man sich sagen könne, wenn man sich scheinbar nichts zu sagen hat. Recht wenige Menschen haben einen Begriff und einen Sinn für die Mitteilung von Gedanken, Ideen und Empfindungen, wenn es ihnen auch auf keine Art an Verstand, Geist und Regsamkeit für alle Gefühle fehlt, für welche der Mensch empfänglich zu sein pflegt. Es gehört zum Gefallen an solchen Mitteilungen noch mehr, nämlich die Neigung, das, was man selbst denkt und fühlt, gern außerhalb des eigenen Seins im andern zu erblicken. Bei einem Umgange, wie es der zwischen uns beiden ist, ist es nicht eben der Wunsch, etwas in den andern zu verpflanzen, Meinungen in ihm zu begründen, zu befestigen oder zu zerstören, wenigstens fühle ich keinen solchen Hang und solches Bemühen in mir. Aber was ich deutlich fühle, ist ein großes und in der Liebe zu gefaßten Meinungen selbst gegründetes Verlangen, was ich über Gegenstände inneren Bewußtseins meine und empfinde, mit den Erfahrungen und der Vorstellungsweise anderer zu vergleichen. Es kommt einem nun gewissermaßen

in sich gesicherter vor, was man mit dem Vorstellen und dem Denken anderer zusammen hält, und wenn es keinen andern Grund gegenseitiger Mitteilung im Menschengeschlecht gäbe, so wäre schon dies gewiß ein hinlänglicher. Es hat auch gewissermaßen das Schreiben darin einen Vorzug vor dem mündlichen Gespräch. Es vereinigt die Vorzüge des letzteren mit denen des einsamen Nachdenkens, die doch gleichfalls unverkennlich sind. Man hat für alles, was die Mitteilung der Gedanken und Empfindungen betrifft, den andern nicht minder gegenwärtig, als wenn man persönlich beieinander ist, und zu der Sammlung und dem Festhalten der eigenen Gedanken trägt doch unfehlbar das Alleinsein, und selbst, daß man den Faden seiner Gedanken ruhig ausspinnen kann, ehe ein anderer dazwischentritt, bei.
Es ist mir sehr erfreulich gewesen zu sehen, daß es Ihnen lieb war, meinen Brief gerade in den Feiertagen zu erhalten. Es war das meine Absicht. Ich weiß, daß Sie sich in den Festtagen Muße, Ruhe und Erholung erlauben, die Sie, gute Charlotte, so oft ersehnen - und ihrer so selten teilhaftig werden, - ich weiß auch, daß Ihnen das Pfingstfest besonders lieb ist in seiner geistigen Bedeutung, und nun erkenne ich mit Vergnügen, daß so die Tage in Heiterkeit still an Ihnen vorübergegangen sind, und mein Brief und dessen Beantwortung Ihre zufriedene, heitere Stimmung vermehrt hat. Ich gestehe Ihnen, daß Ihre einfache Zufriedenheit mir stets

erfreulich, oft rührend ist. Sie geht aus Ihrem Innern hervor, wodurch sich das Äußere gestaltet. Ich teile ganz Ihre Meinung, daß die Einrichtung bestimmter Ruhetage, selbst wenn sie garnicht mit religiöser Feier zusammenhinge, eine für jeden, der ein menschenfreundliches, auf alle Klassen der Gesellschaft gerichtetes Gemüt hat, höchst erfreuliche und wirklich erquickende Idee ist. Es gibt nichts so Selbstisches und Herzloses, als wenn Vornehme und Reiche mit Mißfallen, oder wenigstens mit einem gewissen verschmähenden Ekel auf Sonn- und Feiertage zurückblicken. Selbst die Wahl des siebenten Tages ist gewiß die weiseste, welche hätte gefunden werden können. So willkürlich es scheint und bis auf einen Punkt auch sein mag, die Arbeit um einen Tag zu verkürzen oder zu verlängern, so bin ich überzeugt, daß sechs Tage gerade das wahre, den Menschen in ihren physischen Kräften und in ihrem Beharren in einförmiger Beschäftigung angemessene Maß ist. Es liegt noch etwas Humanes auch darin, daß die zur Arbeit dem Menschen behilflichen Tiere diese Ruhe mitgenießen. Die Periode wiederkehrender Ruhe über die Maße zu verlängern, würde ebenso unhuman als töricht sein. Ich habe dies sogar einmal an einem Beispiel in der Erfahrung gesehen. Da ich in der Revolutionszeit einige Jahre in Paris war, so habe ich dort es erlebt, daß man auch diese Einrichtung, sich an die göttliche Einsetzung nicht kehrend, dem trocknen und hölzernen Dezimalsystem unter-

geordnet hatte. Der zehnte Tag erst war es, was wir einen Sonntag nennen, und alle gewöhnliche Betriebsamkeit ging neun Tage lang fort. Wenn dies eigentlich sichtbar viel zu viel war, so wurde von mehreren, so viel es die Polizeigesetze erlaubten, der Sonntag zugleich mitgefeiert, und so entstand wieder zu vieler Müßiggang. So schwankt man immer zwischen zwei Äußersten, wie man sich von dem regelmäßigen und geordneten Mittelwege entfernt.

Wenn dies nun aber bloß nach schon vernunftgemäßen und weltlichen Betrachtungen hiermit der Fall ist, wie anders stellt sich noch die Sache nach den religiösen Beziehungen dar; dadurch wird die Idee, wie der Genuß der Feiertage, zu einer Quelle geistiger Heiterkeit und wahren Trostes. Die großen Feiertage sind überdies mit so merkwürdigen Geschichtsereignissen verbunden, daß sie dadurch eine besondere Heiligkeit erhalten. Es ist gewiß die angemessenste Feier dieser Tage, in der Bibel selbst, in allen vier Evangelisten, die Erzählung derjenigen, auf welche sich das Fest bezieht, zu lesen, wie Sie mir schreiben, daß Sie zu tun pflegen seit vielen Jahren. In den Evangelisten ist namentlich die Übereinstimmung in der Erzählung ebenso merkwürdig als die Art, wie die Erzählung der einzelnen voneinander abweicht. Die Übereinstimmung bürgt für die Treue und Wahrheit, und in ihr liegt das Gepräge des Geistes, in dem alle diese unmittel-

baren Zeugen, die Chriſtus ſelbſt ſahen und begleiteten, ſchrieben. Allein dieſer Geiſt, ob er gleich ein Geiſt der Einheit war, der alle beſeelte, hinderte doch nicht, daß ſich nicht die eigentümliche Echtheit und Schönheit jedes einzelnen Erzählers hätte gehörig entfalten und darſtellen können. Wirklich kann man, wenn man gewohnt iſt, die vier Evangeliſten oft zu leſen, nicht leicht verkennen, von welchem eine Stelle iſt, wenn man nur irgendeine ſolche auswählt, in der ſich das Charakteriſtiſche einigermaßen zeigen läßt. Es ſcheint mir auch aus Ihrem letzten Briefe, wie ich ſchon öfter bemerkt zu haben glaube, daß Sie dem Evangelium Johannis den Vorzug geben. Dieſer Ausdruck iſt zwar nicht paſſend, da in dieſen Schriften mit Recht alles gleich geachtet werden muß. Allein es iſt doch natürlich, daß der eine Erzähler das Herz und die Empfindung auf eine andere Art als der andere anſpricht, und alsdann läßt ſich auch nach Individualitäten ein Unterſchied im Eindruck feſtſetzen. Ich teile ganz Ihre Meinung hierüber. Es iſt gerade im Johannes, wenn man es ſo nennen darf, etwas vorzüglich Seelenvolles.

In dem, was Sie über das Glück ſagen, haben Sie mich doch einmal mißverſtanden, wie das ja auch bei den meiſten und großen Übereinſtimmungen unter uns manchmal nicht anders ſein kann. Was ich darüber denke, wende ich übrigens nur für mich an. Ich finde es für mich tröſtend und ausreichend. Ich liebe es, auf mir

selbst zu stehen, und entbehre lieber, als ich an Hoffnungen hänge, die auch fehlschlagen können. Jeder mag darin seine Weise haben. Mit innigster Teilnahme Ihr H.

Tegel, den 23. Mai 1827.

Sie haben mir, liebe Charlotte, mit Ihrem Brief vom 12., 13. und 14. d. M. eine große Freude gemacht, für welche ich Ihnen herzlich danke. Ich habe mit großem Vergnügen daraus ersehen, daß Sie wohl und heiter sind und das schöne und wirklich ungewöhnlich schöne Frühjahr genießen. Sie wundern sich nicht mit Unrecht, daß ich dieses Jahr später, als es die Jahreszeit zu erlauben schien, hierher gegangen bin. Indes pflege ich gewöhnlich erst im Juni die Stadt zu verlassen. Es ist jetzt sehr schön hier, und eigentlich war es vor acht Tagen noch schöner. Es blühte da der lila oder spanische Flieder, der gerade hier in großer Menge und Schönheit ist; er gibt für Auge und Geruch dem Garten immer einen großen Reiz. Ich entbehre das indes wenig, denn ich kann nicht sagen, daß ich gerade auf einzelne Blumen sehr viel hielte. Die ganze Gartenkunst läßt mich ziemlich gleichgültig. Ich suche die großen Bäume, und ziehe noch mehr die eines freien Waldes den gepflanzten vor, und mein Vergnügen am Landleben ist mehr das freie und weite Herumgehen in einer angenehmen Gegend, als das Bekümmern um

Pflanzungen und Blumenanlagen. Dies weite Herumgehen und die Freude an Bäumen habe ich nun hier sehr. Um mein Haus unmittelbar herum sind schöne, alte und doch noch in voller Kraft stehende Bäume in bedeutender Menge, und will ich weiter gehen, so habe ich dicht hinter meinem Park einen großen, dem König gehörenden Wald. Die Bäume haben darin etwas so Schönes und Anziehendes, auch für die Phantasie, daß, da sie ihren Ort nicht verändern können, sie Zeugen aller Veränderungen sind, die in einer Gegend vorgehen, und da einige ein überaus hohes Alter erreichen, so gleichen sie darin geschichtlichen Monumenten und haben doch ein Leben, sind doch wie wir, entstehend und vergehend, nicht starr und leblos wie Fluren und Flüsse, von denen sonst das im vorigen Gesagte in gleichem Maße gilt. Daß man sie jünger und älter und endlich nach und nach dem Tode zugehend sieht, zieht immer näher und näher an sie an. Gewiß aber ist es, um diesen Eindrücken offen zu bleiben, notwendig, von Kindheit an oft und anhaltend auf dem Lande gewesen zu sein. Nur auf diese Weise verschwistern sich Gedanken und Empfindungen mit den uns in der Natur umgebenden Gegenständen. Sonderbar aber ist es, daß meine Liebhaberei nur auf die Bäume geht, die, da sie keine eßbare Frucht tragen, gewissermaßen wilde heißen können. Obstbäume haben höchstens in der Blüte einen Reiz für mich. Es gibt zwar sehr große, und

deren Wuchs in der Tat malerisch ist. Aber sie sagen mir nichts, ohne daß ich mir weiter einen Grund davon angeben könnte. Es liegt indes vermutlich darin, daß man die Obstbäume gewöhnlich nahe an Gebäuden findet, oder daß sie doch immer die Kunst und Sorgfalt des Menschen verraten, da die Seele und die Einbildungskraft die freie Natur fordert, an welcher der Mensch nichts gemodelt und nichts geändert hat. Es ist schon schlimm genug, daß so oft Bäume, die wirklich auf große Schönheit Anspruch machen können, durch Menschenhände und ewiges Behauen ganz um ihren freien und großartigen Wuchs gebracht werden. So ergeht es z. B. den Weiden. Sie werden, wenn man sie frei und ungehindert wachsen läßt, zu starken, hohen und malerisch schönen Bäumen. Noch in meiner Kindheit gab es in Berlin selbst drei solche wirklich wundervolle Bäume, die aber auch jetzt nicht mehr vorhanden sind. Aber ich sehe, daß ich zwei volle Seiten über meine Liebhaberei an Bäumen geschrieben habe. Wüßte ich nicht, wie gut Sie sind, liebe Charlotte, so müßte ich fürchten, Sie zu ermüden, so aber rechne ich darauf, daß Sie gern lesen, was ich schreibe, meist meinen Ideen gern folgen und sie in sich fortspinnen. Mir ist es ein sehr angenehmes Gefühl, mich so vor Ihnen ganz zwanglos gehen zu lassen, und zu Ihnen zu reden wie zu mir selbst. Aber ich habe Ihnen noch das eine und andere heute zu sagen, so werden

Sie diesmal noch einen längeren Brief als gewöhnlich erhalten.

Ihr letzter Brief hat mir darin besonders Freude gemacht, daß Sie meine Meinung teilen in dem, was ich über den Wert einer schriftlichen Mitteilung, wie wir sie in unserm Briefwechsel aufgenommen, sagte. Auch haben Sie darin vollkommen recht, daß ein solcher brieflicher Umgang, der nie unterbrochen wird, zu einer gegenseitigen tieferen Kenntnis des Charakters führt. Wenn es gewiß nur wenige sind, die an einem Briefwechsel, wie der unsrige ist, Gefallen finden würden, so möchten ihn auch vielleicht wenig Frauen führen können. Es sind dazu doch Individualitäten erforderlich, die nicht jedermanns Sache sind, vor allen auch eine Innerlichkeit des Lebens. Ich kenne Frauen, denen niemand Geist absprechen kann, noch absprechen wird, sie besitzen viele und selbst gelehrte Kenntnisse. Im Gebiete der Wissenschaften ist ihnen wenig fremd; sie haben alles gelesen, was in die neuere und frühere Zeit fällt, und selbst die Schriften und Schriftsteller der Vorzeit sind ihnen bekannt, und ihre Unterhaltung ermüdet, und ihre Briefe sind kaum zu lesen. Man fragt wohl, woran das liegt, und die Antwort ist nicht leicht. Gewiß aber ist die Sprache ein Haupterfordernis, und sie ist nicht allen verliehen und in der Tat mehr angeboren als angebildet. Sie haben die Sprache wohl das Kleid der Seele genannt. Es ist das eine ungemein richtige

Bezeichnung, die mir ſehr gefallen hat. Ihnen, liebe Charlotte, iſt die Sprache vor vielen anderen geworden, und wenn auch, wie Sie wohl geſagt haben, Sie mit der neuen, modernen Lektüre unbekannt geblieben ſind, zu der Ihnen keine Zeit übrig blieb, indem Sie auch nicht durch Ihre Neigungen dahin gezogen wurden, ſo hat Ihnen das garnicht geſchadet, vielleicht iſt das Eigentümliche Ihnen dadurch gerade mehr erhalten. Ich ſelbſt bin auch ganz unbekannt mit dieſen Büchern. Es iſt aber unverkennbar, daß Sie bei früherer, größerer Muße nur unſere beſten Schriften geleſen, ja mit ihnen gelebt haben, ſo hat ſich Charakter und Denkweiſe zugleich mit Sprache und Stil gebildet. Leben, Wärme und Feuer iſt in Ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich und nie geſucht oder ſchwülſtig iſt. Ich habe Ihnen ſchon oft Ähnliches geſagt, ohne mich einer Schmeichelei ſchuldig zu machen. Die Tatſache liegt in jedem Ihrer Briefe und in jedem Heft Ihrer Biographie. Es hat mich garnicht überraſcht, daß Sie mir ſagen, wie Sie ſchon ſehr früh die Neigung gehabt, in »ernſthafte« Korreſpondenz zu treten, die nicht Erzählung von erlebten Begebenheiten, ſondern Betrachtungen, Gedanken und dergleichen enthalte. Jede Gelegenheit dazu haben Sie ſchon als Kind mit einer Art Leidenſchaft ergriffen, und Ihre empfangenen Briefchen, wohl geordnet, mit Wichtigkeit bewahrt. Früh ſchon, wohl mit zwölf Jahren, wären Ihnen manche

Briefe übertragen, z. B. in der Familie, auch die Krankenberichte an den verwandten Hausarzt. Überhaupt bemerken Sie, wären Ihnen unter allen Beſchäftigungen die mit Crayon und Feder die liebſten geweſen, ob Ihnen doch auch eine vielleicht ſeltene Kunſtfertigkeit in weiblicher Arbeit angeboren ſei; gewiß angeboren meinen Sie, da Sie nie in irgend etwas Unterricht bekommen oder auch bedurft haben, da der ſcharf unterſcheidende Blick Ihres Auges hinreichend geweſen, Sie zu belehren. (Dieſe Fähigkeit, bemerken Sie, wäre in dem letzten Teil Ihres Lebens von der größten Wichtigkeit für Sie geworden.) Ob nun dies Talent oder Kunſtfertigkeit Sie auch erfreut habe und Ihnen viel Lob gewonnen, hätten Sie ſich doch noch lieber Ihrem kleinen Schreibtiſch zugewendet und Auszüge aus allen Büchern gemacht, mit denen Sie nach und nach bekannt geworden.
Ich rufe Ihnen, liebe Charlotte, dieſe Selbſtſchilderungen aus einem Heft Ihrer Biographie nicht ohne Abſicht zurück. Die frühe Übung im Schreiben mag beigetragen haben, Ihnen eine ungewöhnliche Leichtigkeit, Fertigkeit, Gewandtheit, Richtigkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks zu geben, nicht weniger aber ſind auch die intellektuellen Kräfte erforderlich, die als Grundlage jenen den Wert geben.
Durch alle dieſe, ſich ſtets erneuernden Bemerkungen iſt ſchon mehr als einmal der Gedanke in mir erregt, den ich Ihnen heute

ausſprechen will, über den Sie lachen werden, der aber mein Ernſt iſt. Hören Sie mich denn aufmerkſam an, liebe Charlotte. Ich weiß, wie Sie in jener, nun ſchon lange vergangenen Zeit, nach den Ihnen leider unerſetzt gebliebenen Vermögensverluſten, ganz niedergebeugt waren. Ich habe es nicht vergeſſen, wie Sie damals mit ſich, Verhängnis und Entſchlüſſen kämpften und endlich, da Sie etwas ergreifen mußten, die Kunſtarbeit wählten, mit der Sie Ihre Neigung in einige Harmonie zu bringen dachten. Ich habe nicht vergeſſen, wie Sie nun unermüdet allen Fleiß und Nachdenken anwendeten und ſich ſo eine ſeltene Geſchicklichkeit gewannen, ſo daß Ihre Fabrikate den ausländiſchen gleichgeſtellt, ſehr geſucht und verſendet wurden. So gelang es Ihrer Anſtrengung und Ausdauer, ſich eine unabhängige Selbſtändigkeit zu ſchaffen, die Ihnen noch die Freiheit gab, nach Ihrer Neigung ein halb ländliches Leben zu führen. Es macht Ihnen viel Ehre und erregt meine volle und wahre Achtung. Nicht allein das Talent weiß ich zu würdigen, mehr noch die Charakterſeiten, die dazu erfordert werden.
Gern möchte ich Sie indes in einer freieren Lage und in Beſchäftigungen wiſſen, worin Sie bei zunehmenden Jahren weniger angeſtrengt, mehr ſich ſelbſt lebten: das müßte, denke ich, zu erreichen ſein. Ja, teure Charlotte, ich möchte Sie ſo gern aus Ihrer ſehr angeſtrengten Lebensweiſe herausgehoben wiſſen

und weiß zugleich, daß, was für viele andere paßt, doch nicht für Sie ist.
Sie haben sehr oft in Ihren Briefen des schönen Verhältnisses gedacht, worin Sie von Kindheit an, durch alle wechselnden Schicksale Ihres Lebens, bis an sein Grab, zu Ewald gestanden; Sie denken mit gerührter Dankbarkeit des Einflusses, den er auf Sie gehabt, und der unendlichen Teilnahme, die er Ihnen in Rat und Tat durch ein langes Leben trostvoll bewiesen. Hat er nie die Idee in Ihnen geweckt, Vorteil aus Ihrer Feder zu ziehen? Wie viele Frauen taten und tun das, die vielleicht weniger dazu berechtigt sind als Sie. Denken Sie nur an Therese Huber, deren Sie schon mehrmals mit Liebe erwähnt haben, die Ihnen durch gemeinschaftliche Freunde näher bekannt war. Es war wirklich Notwendigkeit, was sie bestimmte zum Schreiben. Anfangs war sie gewiß weniger dazu befähigt als Sie. Sie wenden mir hier vielleicht ein, Therese Huber arbeitete an der Seite ihres Mannes, unter seinem Schutz, Forthilfe und Korrektur. Wenn Sie einen solchen Entschluß fassen auf meinen Rat, so ist es billig, daß ich Ihnen hilfreich bin. Schreiben Sie Ihre Ansichten, Gedanken, Betrachtungen über freigewählte Gegenstände. Ihre eigenen Schicksale und mancher, die Ihnen näher standen, bieten Ihnen gewiß Stoff genug, mehr noch Ihr reiches, inneres Leben, das auch in der sehr einfachen und angestrengten Lebensweise sich nie erschöpfte. Die Schilderungen

innerer Seelenzustände gelingen Ihnen ganz vorzüglich.
Denken Sie meinem Vorschlage nach, prüfen Sie Ihre inneren Kräfte, seien Sie nicht zu bescheiden und sagen mir, mit dem Vertrauen, das Sie mir ja immer und unwandelbar so gütig zeigen, und worauf meine Teilnahme an allem, was Sie angeht, auch gerechten Anspruch hat, Ihre Meinung.
Und nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, ich erschrecke selbst über die Länge meines Briefes, aber Sie finden darin einen Beweis der innigen Teilnahme, womit ich Ihnen angehöre und unwandelbar angehören werde. Ihr

H.

Tegel, den 12. Juni 1827.

Ihr lieber Brief, am 5. d. M. zur Post gegeben, hat mir, wie alle Ihre Briefe, wieder viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich dafür, liebe Charlotte.
Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrer Gegend auch so viele Gewitter haben. Neulich dauerte hier eins die ganze Nacht hindurch, und ich erinnere mich, nie so schöne und mannigfaltige Donner gehört zu haben. Alle Arten des fernen und langsamen und dann beschleunigten Rollens und der Schläge, die mit Krachen immer die Höhe verraten, kamen hintereinander vor. Ich saß, wie ich gewöhnlich tue, bis nach ein Uhr an meinem Schreibtisch beschäftigt, ging aber noch während des Gewitters zu Bette und

ſchlief ein, als es noch in voller Stärke war. Ich liebe unter allen Naturerſcheinungen die Gewitter vorzugsweiſe. Ob ſie gleich freilich oft großen Schaden anrichten und ſchmerzliche Verluſte herbeiführen, ſo ſind ſie doch auch durch Kühlung und den Regen, den ſie gewähren, höchſt wohltätig. Hier in Tegel kommen ſie ſelten recht herauf, weil der ſehr große See das iſt, was die Leute eine Wetterſcheide nennen. Haben ſie aber den Übergang über den See gemacht, ſo iſt es ein Beweis, daß ſie groß genug waren, um den Abgang an Elektrizität, welche die Waſſermaſſe ihnen nimmt, ertragen zu können, und dann pflegen ſie ſich nachher noch lange zu halten. Sie ſagen mir in Ihrem Brief, daß Sie im letzten ſtrengen Winter einige Akazien verloren haben, die Sie zum Schirm vor der Sonne in Ihrer Gartenſtube hatten pflanzen laſſen, und betrauern den Verluſt der ſo ſchön herangewachſenen Bäume. Das glaube ich Ihnen gern und verſtehe es ganz. Es iſt nicht nur verdrießlich, Bäume zu verlieren, ſondern es kann ſogar ſchmerzlich ſein, wenn man ſich an einen Baum gewöhnt hat. Durch den Froſt habe ich keinen Baum verloren, aber der Sturm hat mir eine Akazie entwurzelt und einen Ahorn geſpalten. Beides waren alte, wunderſchöne Bäume. Die Akazie habe ich nirgends größer geſehen. Sie hatte einen ſehr dicken Stamm und weit verbreitete Äſte. Im Grunde aber bleibt die Akazie ſelten geſund, wenn ſie ein Alter, wie dieſe gewiß

hatte, von 45 bis 50 Jahren erreicht. Auch diese war schon einmal gespalten, ich hatte aber durch eine angelegte starke Klammer ihr wieder Festigkeit gegeben. Der Sturm hat sie langsam niedergebeugt und die Wurzeln mit aus der Erde gerissen. Der Ahorn war noch größer und schöner, aber leider so gespalten, daß ich den ganzen Baum habe müssen abhauen lassen. Nun ist eine Lücke entstanden, die man, wenn man nicht die Ursache weiß, für absichtlich hält, da sie gerade vom Hause eine hübsche Aussicht auf den See gibt, die mir aber leid tut, so oft ich hinblicke. Die Bäume sind darin eigentlich unglücklich, zu allem Wind und Wetter, allen Verunglimpfungen der Vögel und Insekten, der Beschädigungen durch Menschen garnicht zu gedenken, geradezu still halten zu müssen und sich nicht vom Fleck rühren zu können. Tieren steht es doch frei, einen Schutz zu suchen, und doch kann man sich kaum erwehren, die Bäume auch als empfindende Wesen anzusehen. Lebende sind sie offenbar. Ihr Neigen sieht oft wie eine Klage aus, daß sie so unbeweglich dastehen müssen; der Sturm ist ohnehin die unerfreulichste, ja man kann wohl sagen, fürchterlichste Naturerscheinung. Schon daß er eine so furchtbare Gewalt unsichtbar ausübt und man gar nicht einmal begreift, wie er plötzlich entsteht und sich wendet, macht ihn viel schauerlicher als die anderen Naturerscheinungen, die mehr in die Augen fallen. Bei Stürmen denke ich noch allemal

mit größerer Teilnahme, wie Sie darunter leiden, da Sie mir wohl gesagt haben, daß Ihr Gartenhaus so wenig Sie sichert.
Sie haben es sich schon wieder müssen gefallen lassen, daß ich mich in meiner Liebe für die Bäume habe gehen lassen, aber Sie sind zu gut und unendlich gut und sagen mir sehr freundlich, daß Ihre eigenen Empfindungen für meine Lieblinge der freien Natur sehr gesteigert seien und Sie jetzt die belaubten Mitbewohner Ihres kleines Gebiets mit größerer Liebe betrachten als früher. Das sind so schöne und zart weibliche Äußerungen, daß ich sie mit Vergnügen gelesen habe und Ihnen recht innig dafür danke, liebe, gute Charlotte.
Sie sprechen in Ihrem Brief davon, daß ich wohl in diesem Sommer nach Schlesien gehen würde und dies Ihnen minder lieb sei, weil es Ihnen eine so weite Entfernung dünke. Ich gehe aber leider, obgleich ich Schlesien nicht berühren werde, in diesem Sommer noch weiter. Ich begleite nämlich meine Frau ins Bad nach Gastein. Dies Bad liegt hinter Salzburg und ist also nahe an 120 Meilen von hier. Wir gehen aber erst im Juli fort, und ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe, den ich noch vor meiner Abreise von hier schreiben werde, sagen, wohin ich Sie bitten werde, die Briefe an mich zu richten. Ich werde auch bei dieser Gelegenheit einmal wieder München besuchen, wo ich seit sehr langen Jahren nicht war. Unsere Abwesenheit wird bis in den September hinein dauern,

da mit der Hin- und Rückreise schon bedeutende Zeit verloren geht und der Aufenthalt in München hinzukommt. Gastein ist eine der interessantesten Gegenden Deutschlands. Ich habe es zwar noch nicht selbst gesehen, da im vorigen Jahr meine Frau ohne mich da war, aber ich kenne Salzburg, und dort fängt das Gebirge an, von dem das Bad Gastein gewissermaßen die letzte und äußerste Schlucht ist. Gastein wird vom Norden Deutschlands wenig besucht, von Österreich und Bayern aber, und selbst aus Italien sehr viel. Dennoch sind alle Anstalten zum Wohnen und Leben dort sehr schlecht, und man denkt auch wenigstens nur sehr langsam darauf, sie zu verbessern. Da ich Tegel sehr liebe, so gehe ich eigentlich immer ungern weg. Doch ist das überwunden, wenn man im Wagen sitzt, und in vieler Rücksicht freue ich mich auf diese Monate. Ich habe sehr lange keine Berge und überhaupt keine wahrhaft große, schöne Natur gesehen, und so versetzt man sich immer gern in eine solche. Das Gasteiner Wasser gehört übrigens zu den wirksamsten, die man kennt. Was aber die Gesundheit betrifft, so gehören die Badereisen zum Teil auch zu den Moden der Ärzte. In meiner Kindheit und ersten Jugend war es höchst selten, daß jemand, wenn er auch bedeutend leidend war, sich in Bewegung setzte, um seine Gesundheit durch ein Bad wieder herzustellen. Jetzt sind die Menschen beweglicher geworden und finden mehr Vergnügen an dem Hin- und Herwandern, wissen sich auch, ob-

gleich alles jetzt kostbarer ist, die Mittel dazu zu schaffen, und so entsteht in jedem Sommer eine eigentliche Auswanderung nach den Bädern. Doch glaube ich, daß es auch hier mehr Mode ist als anderswo, und z. B. bei Ihnen und in Ihrer Gegend.

+ + +

Sie schreiben, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Brief viel von Gewittern, indem Sie auf etwas antworten, was ich in einem meiner Briefe darüber gesagt hatte. Ich bekam Ihre lieben Blätter gerade bei einem heftigen Gewitter. Daß es Ihnen ist, als könnten Sie den Wunsch hegen, gerade durch einen Blitz zu sterben, bin ich weit entfernt zu tadeln, ich finde es, wenn man den Tod leicht gegenwärtig hat, sehr natürlich und würde den Wunsch ohne Anstand selbst teilen. Es ist ein so reiner, garnicht verstümmelnder, kaum verletzender Tod, und wenn man auch immer, welche Todesart einem auch bestimmt sein mag, durch eine höhere Fügung stirbt, so ist es doch in der Einbildungskraft nicht auszutilgen, was Sie auch von Ihren Kinderjahren sagen, daß dieser Tod als einer angesehen wird, der gleichsam unmittelbar vom Himmel kommt. Unter den Elementen gibt es kein reineres und schöneres Feuer, als das bloß durch die elektrische Naturkraft entstehende. Man wird auch bei dieser Todesart in einem so majestätischen Schauspiel hinweggenommen, daß darüber das Gewaltsame verschwindet. Kein durch äußere

Umſtände herbeigeführter Tod iſt dem natürlichen ſo nahe kommend als dieſer. Unſtreitig aber ſehen die vom Gewitter Erſchlagenen weder den Bliţ, noch hören ſie den Donner. Es kann nur eine Sekunde ſein, wo Leben und Bewußtſein dahin ſind. Es iſt indes ſonderbar, daß Perſonen, die ſich vor dem Gewitter fürchten, gerade bei dem Donner am meiſten in Schrecken zu geraten pflegen: wenn man den Donner hört, iſt alle Gefahr vorüber. Wieviel man ihnen das ſagen mag, es hilft nichts. Es liegt das gewiß darin, daß der Donner durch ſein furchtbares Krachen und langſam ſteigendes Rollen die Nerven erſchüttert und damit alle ruhige und verſtändige Überlegung raubt, oder wenigſtens ſchwächt. Es mag überhaupt die Gewitterfurcht nicht immer ſowohl Furcht und ängſtliche Beſorgnis vor der drohenden Gefahr, ſondern öfter eine Wirkung des Bliţes und des Donners auf reizbare Nerven ſein. Es iſt aber überhaupt eine nicht ſo leicht zu beantwortende Frage: ob vorzuziehen iſt, ſchnell hinweggerufen zu werden, oder langſam zu ſterben und das Bewußtſein ſeines Todes zu haben. Ich ſeţe freilich dabei immer voraus, daß auch der langſame Tod ein ſchmerzloſer ſei. Selbſt theologiſch hat man die Frage aufgeworfen. Der Grund, den man ſich dabei gedacht hat, iſt wohl kein anderer geweſen, als daß man Zeit haben ſoll, ſich auf den Tod vorzubereiten, damit man nicht unbußfertig ſterbe. Davon, geſtehe ich, würde ich wenig halten, und bin ohne Ihre Er-

klärung darüber gewiß, daß wir gleicher Meinung sind. Die Vorbereitung zum Tode muß das ganze Leben sein, so wie das Leben selbst, und wirklich von seinem ersten Schritte an, eine Annäherung zum Tode ist. Allein wenn ich auch in diesen Grund nicht eingehen kann, so läßt sich sonst, wenigstens im individuellen Gefühl, manches zugunsten eines voraussehenden, mit Bewußtsein verknüpften Todes sagen. Es hat immer etwas sehr Gewaltsames, so plötzlich hinweggerufen zu werden, auch wenn es ein bloßer Schlagfluß ist, und in der Tat noch so sanft. Dann aber liegt noch etwas Menschliches darin, sich dem Gefühl des Todes nicht entziehen zu wollen, ihn kennen zu lernen, bis auf den letzten Hauch das scheidende Leben in sich zu beobachten.

Leben Sie recht wohl, liebste Charlotte, und suchen Sie sich gegen den Ihnen so nachteiligen Einfluß der Hitze zu verwahren. Ihre Meinung, immer durch Aderlässe sich zu erleichtern, beunruhigt mich. Sie können dadurch nur geschwächt werden, und noch mehr bei Ihrem Mangel an Eßlust. Der Ihrige. H.

Bad Gastein, den 5. August 1827.

Der Ort hier liegt schon den höchsten Bergen Deutschlands sehr nahe. Man befindet sich selbst hier im Bade 2000 Fuß über der Meeresfläche. Das Tal ist überaus lieblich und schön. Von Salzburg hierher

geht eine ſehr große, ſehr bequem angelegte Straße. Doch iſt das Tal ſehr enge. Im Grunde dankt man dies Tal nur dem Lauf des Fluſſes, welcher darin ſein Bett hat. Von Salzburg aus iſt es den größten Teil des Weges über die Salza, einige Meilen von hier aber die Ache, die in die Salza fließt. Sehr ſelten aber kann der Weg neben dem Fluß in der Talebene hinlaufen. Meiſtenteils hängt er hoch an dem Felſen und geht nur da hinunter, wo er ſich mittels einer Brücke auf die andere Seite des Fluſſes ſchlägt. An den Felſen hinlaufend, iſt er mit hohen Mauern, mitunter nur auch mit hölzernen Pfeilern geſtützt. Dieſer Weg dauert aber nur bis in das Bad. Hier ſtreckt ſich eine Bergkette quer vor. Von hier weiter kann man nur mit ganz kleinen Landwagen noch etwa eine Stunde weit fahren, nachher nur mit Laſttieren oder reitend übers Gebirge kommen. Dies macht eben den ſchönen Anblick des Ortes, da man, wenn man mit dem Geſicht gegen das Ende des Tales ſteht, mehrere Stufen von Bergen übereinander ſieht, deren unterſte mit dunkeln Tannen bewachſen und die oberſten mit Schnee bedeckt ſind. Unmittelbar an dieſem Berge liegt das Haus, wo wir mit anderen Badegäſten wohnen, und das ein vom letzten Erzbiſchof von Salzburg gebautes Schloß, aber weder prächtig noch groß iſt. Über dieſe das Tal beſchließende Bergreihe fällt nun die Ache, und bildet einen in ſeiner ganzen Länge ſehr hohen, aber eigentlich aus mehreren einzelnen

Fällen beſtehenden Waſſerfall. Die ganze Höhe beträgt 630 Fuß. Von beiden Seiten iſt er von ſteilen Felſen eingeſchloſſen, über die aber an einigen Stellen der Schaum in der Ferne ſichtbar hervorſpritzt. Die Lage des Schloſſes iſt darin wunderbar und für mich ſehr angenehm, daß die Hinterſeite ſo nahe an dem Felſen und dem Gebirge liegt, daß man keine volle zwei Schritte Raum hat. Die Vorderſeite, die nach dem Orte zu liegt, hat hingegen eine hohe Treppe, die vom Platz in das untere Stockwerk führt. Hinten herum gehen Treppen und kleine mit Geländern verſehene Pfade den Berg hinauf, neben dem Waſſerfall hin; dieſer iſt kaum zwanzig Schritte vom Hauſe entfernt, und macht ein großes, donnerartiges Getöſe, das die Badegäſte vom Augenblick ihrer Ankunft bis zur Abreiſe nicht einen Moment verläßt. Vielen, beſonders nervenſchwachen Perſonen iſt dieſer Lärm ſehr zuwider, ſie machen weite Spaziergänge, um ſich auf Augenblicke davon zu befreien, können nicht ſchlafen und haben ein großes Weſen damit. Mir tut er nichts, vielmehr habe ich ihn gern. Ich bewohne das Zimmer, dem er am nächſten iſt, und arbeite und ſchlafe vortrefflich. Das einzige Unbequeme iſt, daß, wenn man Beſuch hat, man, um ſich vor dem Rauſchen zu verſtehen, viel lauter, als ſonſt angenehm iſt, reden muß. Die kleinen Felſenwege hinter dem Schloß führen auf eine über den Waſſerfall weg an ſeinen höchſten Punkt gehende Brücke. Man

hat dieſer ſehr unrichtig den Namen der Schreckensbrücke gegeben. Sie iſt angenehm und gewährt einen lieblichen und ewig den Blick anziehenden Anblick, hat aber im geringſten nichts Schreckliches. Geht man über dieſe Brücke, ſo ſteigt man noch eine Zeitlang zur Seite der eben ihrem Fall zuſtürzenden Ache und gelangt dann in ein viel freieres Tal als das hieſige, das von noch höheren Bergen umgeben iſt. Es iſt meiner Empfindung nach bei weitem nicht ſo maleriſch als das hieſige, aber man kann eine große Strecke lang ohne zu ſteigen fortgehen, weshalb ich es gern zu Spaziergängen wähle, auf denen ich mich mehr mit mir als mit der Gegend beſchäftigen will. In dem Teile des eigentlichen Bades, das der Vorderſeite des Schloſſes gegenüberliegt, ſind ſehr ſchöne Pfade und Gänge aller Art, aber kein Platz, wo man nur 200 Schritte ohne hinauf oder hinab zu ſteigen gehen könnte. Für Perſonen, die an den Füßen leiden, iſt das ſchlimm, da es ihnen leicht an Bewegung mangelt. Indes wird auch die Bewegung hier garnicht als notwendig zur Kur angeſehen. Man legt ſich vielmehr gleich nach dem Bade auf eine oder zwei Stunden ins Bett, und es wird für zuträglich gehalten, wenn man ſchläft. Die erſten Tage, ehe man die Wallung und Aufregung des Bades gewohnt wird, will das nicht gelingen, jetzt aber ſchlafe ich immer. Ich bade nämlich ſchon um vier Uhr morgens. Man bleibt gewöhnlich eine Stunde im Bade. Die

Quelle ist sehr heiß, wohl 40 Grad Hitze; man läßt es früh ein, damit es abkühlen kann; 27 bis 28 Grad ist die gewöhnliche Badewärme. Getrunken wird das Wasser auch, doch ist das Baden die Hauptsache. Einigen bekommt auch das Trinken nicht. Ohne den Wasserfall wäre das Tal seiner größten Schönheit beraubt. Ich kann stundenlang dabeistehen und dies Treiben, Kochen und Sprudeln mit ansehen, in dem sich das Wasser bis zu bloßem Schaum verarbeitet. An den weniger jähen Stellen rollt es dann in länglichen, grünen Wölbungen fort, deren Säume nur mit Schaum eingefaßt sind, und überall ist eine Eile, eine Emsigkeit, als gelte es das Leben, das ruhige und stille Tal zu erreichen. Ich habe in der Schweiz und Italien viel größere und eigentlich auch schönere Wasserfälle gesehen, der hiesige gehört doch nur zu den kleineren. Aber seine Länge und die Verschiedenheit, bald senkrecht steiler, bald bloß einer mehr und minder schiefen Fläche ähnlicher Abhänge, gibt ihm wieder eine Mannigfaltigkeit, welche jene nicht haben. Ich bin in meiner Erzählung sehr ausführlich gewesen, weil ich weiß, daß es Ihnen an sich interessant sein wird, noch mehr aber, weil ich gewiß bin, daß Sie mich gern mit Ihren Gedanken begleiten und darum gern ein anschauliches Bild von einem Ort empfangen, der, soviel ich weiß, noch wenig beschrieben ist. Sie sehen zugleich, die Sie meine Neigung, mich an einer schönen Gegend zu er-

freuen, kennen, daß mir die Zeit recht angenehm hingeht.
Auf der Herreise besuchte ich auch München und blieb vier Tage dort. Es ist von Kunstschätzen sehr viel und unendlich Schönes da zu sehen. Der König hat sehr viel antike Statuen und Gemälde zusammengekauft und läßt Gebäude mit königlicher Pracht aufführen, um sie darin aufzustellen. Dem Klima nach ist allerdings, wie Sie sagen, München keine angenehme Stadt. Im Sommer kann man das zwar nicht eben merken, allein es liegt auf einer sehr hohen Fläche und hat daher nicht bloß einen sehr strengen Winter, sondern auch sehr scharfe und unangenehme Winde. Vorzüglich klagt man über die Frühjahre und Herbste. Die unmittelbare Gegend rund herum ist auch nicht schön, sondern eher häßlich zu nennen. Bloß der englische Garten gewährt einen angenehmen Spaziergang und ist eine wirklich schöne Anlage.
Leben Sie recht wohl. Mit herzlicher Freundschaft und Teilnahme Ihr H.

Tegel, den 21. September 1827.

Ihre beiden Briefe vom 4. und 15. d. M. sind mir, liebe Charlotte, richtig zugekommen, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie haben mir beide besondere Freude gemacht, da sich die Gesinnungen, die Sie mir schenken, darin gerade auf die ange-

nehmste und mir gefälligste Art aussprechen. Es war mir auch eine erfreuliche Überraschung, daß mir der erste dieser Briefe unerwartet kam, also eine liebe Zugabe außer der Regel, weshalb Sie gewiß nicht um Verzeihung bitten dürfen. Ich erbitte mir nur Ihre Briefe auf einen bestimmten Tag, weil Sie das gern haben. Wenn ich neulich äußerte, daß es mir lieber sei, auf den Tag, nicht früher und nicht später, den Brief zu erhalten, so sagt das nicht, daß mir nicht immer einer mehr, welchen Tag er eintreffen möge, angenehm sei.

Was mir am erfreulichsten in Ihrem Briefe ist, ist vor allem das, was Sie mir über Ihre immer zunehmende Heiterkeit und Zufriedenheit sagen. Es ist das ein sicheres Zeichen, daß Ihre Seele jetzt in einer Stimmung ist, die aus einer Ihnen ziemlich zusagenden äußeren Lage und Schicksalen hervorgeht. Erhalten Sie sich so viel als möglich darin, liebe Charlotte. Der Mensch kann immer sehr viel für sein inneres Glück tun, und was er äußeren Ursachen sonst abbetteln müßte, sich selbst geben. Es kommt nur auf die Kraft des Entschlusses und auf einige Gewöhnung zur Selbstüberwindung an. Diese aber ist die Grundlage aller Tugend sowie aller inneren, größeren Gesinnung. Sie sagen in Ihrem Briefe vom 15. September: »Ich weiß, daß alles, was mich eigentlich jetzt beglückt, so bleibt, wie es ist.« Gewiß, liebe Charlotte, dürfen Sie nicht fürchten, daß ich je anders gegen Sie werden würde, als ich jetzt bin. Sie besorgten es ein-

mal, und obgleich auch damals Ihre Beſorgnis unbegründet war, konnte ſie dennoch damals eher entſtehen. Es ſind ſeitdem über zwei Jahre verfloſſen, und Sie haben geſehen, wie unnötig Ihre Beſorgniſſe waren, und nicht die leiſeſte Umänderung eingetreten iſt, und das Verhältnis unter uns dadurch zu dem geworden iſt, was Ihnen das liebſte iſt, und die Geſtalt angenommen hat, die Ihnen am meiſten zuſagt. In mir iſt eine Änderung wahrhaft unmöglich. Ich nehme den herzlichſten Teil an Ihnen und Ihrem Schickſal, wünſche Ihr Glück, trage gern zu Ihrer Freude bei, gebe gern Ihren Wünſchen nach, wo es ſich ſo tun läßt und ſo geſchehen kann, daß ich nicht aus meinem inneren Kreiſe herausgehe. Für mich erwarte ich nichts, Sie können Ihrem Charakter und Ihren Geſinnungen nach mich nie täuſchen, aber ich kann auch von niemandem getäuſcht werden, da ich von keinem auf etwas Anſpruch mache, mich keinem mit Erwartungen nähere, ſondern mein inneres Bedürfnis ſo mit meinem eigenen inneren Vermögen in Gleichgewicht geſetzt habe, daß ſich das erſtere nie nach außen zu wenden braucht. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich nie auf Dank rechne, ſondern das, was ich für andere tue, wenn es mir nicht gewiſſermaßen gleichgültig erſcheint, aus Ideen und Grundſätzen fließt, die für mich einen von der Wirkung auf den andern ganz unabhängigen Wert haben. Ich werde auch nie durch etwas gereizt. Was mein Weſen ausmacht, iſt abgeſchloſſen in ſich

und unabhängig von allen solchen das Leben so vieler kleinlich bewegenden Zufälligkeiten. Ich tadle diese darum nicht; sie haben ihre Weise und ich die meinige. Aber die meinige ist die sicherere und beglückendere. Dabei ist mir jede Anerkennung, jede mir erwiesene Teilnahme, jede mir geäußerte Gesinnung erfreulich, und ich bin gern dankbar. Ich schätze sie besonders als ein Zeichen dessen, was in der Seele derer ist, die sie hegen. Wird nun eine solche anhängliche, treue, verehrende Gesinnung seit langer und sehr langer Zeit, wie in Ihnen, liebe Charlotte, fortgetragen, so steigt natürlich der Wert derselben. Es freut mich daher immer, zu sehen, wie Sie erkennen, daß der nie sich verleugnende Ernst und die in sich geschlossene Festigkeit meiner Ideen, meine Unabhängigkeit von äußeren Dingen, meine Gewohnheit, mein Glück mir nur selbst aus meinem Innern zu schöpfen, über Ihnen schweben, wie Sie gern daran heraufblicken und Ihre Ideen dadurch berichtigt sehen, wo sie einer Berichtigung bedürfen. So wird es auch gewiß ferner und immer bleiben. Mein inniger Anteil, meine Bereitwilligkeit, meine Freude, Ihnen nützlich und erfreulich zu sein, werden Ihnen stets unwandelbar bleiben. Ich bitte Sie, mir den 2. Oktober und nicht später zu schreiben. Der Herbst ist wunderschön; ob er gleich immer unsere sicherste und beste Jahreszeit ist, scheint es mir doch, daß er in diesem Jahr sich selbst übertrifft. Leben

Sie recht wohl. Mit der herzlichſten Teil-
nahme Ihr H.

Tegel, den 8. Oktober 1827.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 2. Oktober vor einigen Tagen erhalten, und er hat mich aufs neue erfreut, und ich danke Ihnen herzlich dafür. Was ſagen Sie zu dieſem prachtvollen Wetter? Man kann unmöglich es ſo ungerührt an ſich vorübergehen laſſen. Indes liebe ich an unſerem nördlichen Klima das, daß die Jahreszeiten ſich voneinander unterſcheiden, und nicht in Gleichförmigkeit ineinanderfließen. In ſüdlichen Ländern iſt das nicht ſo, der Frühling trennt ſich nicht beſtimmt wie bei uns vom Winter, er iſt mehr nur der noch mildere Teil desſelben. Gerade aber der Übergang aus der Erſtarrtheit und der Dumpfheit des Winters in die heitere Lauigkeit des Frühlings macht einen tiefen und anregenden Eindruck auf das Gemüt. Verbunden mit dem Herbſt, durch den hindurch die Natur in die Gebundenheit des Winters übergeht, ſchließt ſich der Wechſel und die Folge dieſer drei Jahreszeiten an die großen Ideen an, die dem Menſchen immer die nächſten ſind, das Erſtarren im Tode und das Auferſtehen zu neuem Leben. Was man um ſich ſieht und empfindet, und was einer in der inneren Tiefe ſeines Gemüts denkt, ſtellt unter ganz verſchiedenen Formen immer dieſen Wechſel und dieſe Übergänge

vor. Am lebendigſten aber tut es die Natur im Wechſel der Jahreszeiten, in allem Begraben des Samens in die ihn mütterlich verdeckende Erde, und dem Wiederhervorkeimen aus derſelben und vielen anderen Erſcheinungen, die man ſymboliſch und allegoriſch alſo deuten und darauf beziehen kann. Es iſt der große Gedanke der Natur ſelbſt, die nur dadurch beſteht, daß ſie ſich ewig wieder erneuert. Wäre man immer recht durchdrungen von dieſer Idee, ſo würde man ſehr oft ſeinen Handlungen, Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung geben, als man jetzt oft tut. Man würde nämlich fühlen, daß alles darauf hinausgeht, eine gewiſſe Reife zu erlangen, mit welcher allein jener Übertritt aus dem gebundenen und unvollkommenen Zuſtande in den freieren und vollkommeneren gedacht werden kann. Denn man kann ſich doch das Sterben und wieder zu neuem Daſein Erſtehen nicht als bloß zufällig geſchehend, oder auf irdiſche Ereigniſſe berechnet, vorſtellen. Das Verlaſſen dieſes Lebens ſteht gewiß, es geſchehe früh oder ſpät, in unmittelbarer Beziehung auf das innere Weſen des Dahingehenden und iſt immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntnis, der nichts verborgen iſt, eine fernere Entwickelung auf dieſer Erde dem Scheidenden nicht mehr vorteilhaft war. Ebenſo kann auch der Tod nicht auf alle gleiche Wirkungen haben den, welcher im Leben mehr und höher zu geiſtiger Stärke gereift war, nicht ſo als den

führen und ſtellen, der darin zurückgeblieben. Der Tod und das neue Leben ergreifen nur immer das für ſie Gereifte. So muß alſo auch der Menſch dieſe Reife in ſich befördern, und die Reife für den Tod und das neue Leben iſt nur eine und eben dieſelbe. Denn ſie iſt eine Trennung vom Irdiſchen, eine Gleichgültigkeit gegen irdiſchen Genuß und irdiſche Tätigkeit, ein Leben in Ideen, die von aller Welt entfernt ſind, ein Sichlosreißen von dem Sehnen nach Glück, es iſt mit einem Wort die Stimmung, daß man unbekümmert um die Art, wie man hier vom Schickſal behandelt wird, nur auf das Ziel ſieht, dem man zuſtrebt, daß man alſo Stärke und Selbſtverleugnung übt und wachſame Herrſchaft über ſich ſelbſt. Daraus entſteht die heitere, furchtloſe Ruhe, die, nichts Äußeres bedürfend, ſich wie ein zweiter Himmel, ein geiſtiger, neben dem körperlichen in unbewölkter Bläue über den ſo in ſich geſtimmten Menſchen ausbreitet.

Tegel, den 26. Oktober 1827.

Entſchuldigen Sie ſich nie, liebe Charlotte, wenn Sie einmal einen Poſttag ſpäter ſchreiben, als ich Ihnen meinen Wunſch nach einem Briefe ausgedrückt hatte. Sie ſind immer ſo pünktlich und aufmerkſam, daß ich gewiß bin, daß dann ein Hindernis eintrat, das Sie nicht beſeitigen konnten. Auch beſtimme ich ja nur die Tage, weil Sie es wünſchen.

Sie haben ſehr recht, in Ihrem letzten Briefe zu ſagen, daß der 18. Oktober, den man gleich nach dem Ereignis, welches damals ſo ungeheuer ſchien, ewig feiern wollte, jetzt ſchon beinahe vergeſſen iſt. Wahrhaft als ein Erinnerungstag gefeiert wird er noch in Hamburg, aber ich glaube, auch nur da. Es liegt indeſſen in der Natur der Dinge, daß ein Ereignis das andere treibt, und daß es kaum möglich iſt, eins auf ſehr lange feſtzuhalten. Man empfindet die wohltätigen Folgen noch dankbar im Innern der Bruſt, man gedenkt der wundervollen Fügung des Schickſals, wodurch die menſchlichen Pläne an einem ſo denkwürdigen Tage ein ſolches Gedeihen gewannen, aber der frohe, über alles hinweghebende, ſich im allgemeinen Jubel ergießende Sinn erſtirbt; was kurz nach der Gegenwart als eine ganz außerordentliche Begebenheit, ein wahres Wunder erſchien, tritt nun in den gewöhnlichen Lauf der Begebenheiten zurück. Wenn das auch nicht recht ſein mag, ſo iſt es doch natürlich, und iſt, ſo lange die Welt ſteht, ſo geweſen. Ich kann es ſelbſt nicht ſo ſehr tadeln. Alles, was man Staats- und Weltbegebenheiten nennt, hat in allen äußeren Dingen die größte Wichtigkeit, ſtiftet und vernichtet im Augenblick das Glück, oft das Daſein von Tauſenden, aber wenn nun die Welle des Augenblicks vorübergerauſcht iſt, der Sturm ſich gelegt hat, ſo verliert ſich, ja ſo verſchwindet oft ſpurlos ihr Einfluß. Viele andere ganz geräuſchlos die Gedanken und

Empfindung ſtimmende Dinge ſind da oft weit mehr von tiefem und dauerndem Einfluß. Der Menſch kann ſich überhaupt ſehr frei halten von allem, was nicht unmittelbar in ſein Privatleben eingreift, und dies iſt eine ſehr weiſe Einrichtung der Vorſehung, weil ſo das individuelle Glück unendlich mehr geſichert iſt. Gerade auch je mehr der Menſch ſich in ſeine Individualität einſchließt, deſto mehr geht aus ihr hervor, was ſegensvoll auf das Gemüt und das innere Glück vieler wirkt. Dieſe Betrachtungen verrücken zwar ſehr die gewöhnlich über das, was wichtig und unwichtig iſt, herrſchenden Ideen; das für das Wichtigſte Gehaltene wird faſt zur Gleichgültigkeit herabgeſetzt und dem Unſcheinbaren große Bedeutung beigemeſſen. Sie ſind aber darum doch nicht minder wahr, und werden auch gewiß ſo von allen empfunden, welchen das äußere Weltleben nicht allen inneren Sinn abgeſtumpft hat. Auch die verſchiedenen Epochen des Lebens verändern hierin die Anſicht ſehr. Dem Jugend- und früheren Mannesalter ſagt alles mehr zu, was auf einen größeren Schauplatz verſetzt; im Alter fällt der falſche Glanz von den Dingen, aber ſie erſcheinen darum nicht ohne Bedeutung, hohl und leer. Man lernt nur das Reinmenſchliche in ihnen ſuchen und ſchätzen und dies bewährt ſich ohne Wandel, ſo lange man Kraft behält, ſich mit ihm in Berührung zu ſetzen.

Im Dezember 1827.

Wir stehen wieder am Schlusse eines Jahres. Der Monat, in dem das Jahr zu Ende geht, wir haben schon oft in unseren Briefen dabei verweilt, hat immer etwas zugleich Feierliches und Anregendes für mich. Man sagt sich wohl tausendmal, daß die Jahreseinteilungen etwas ganz Unbedeutendes und Unwesentliches sind, und in der Tat ginge die Zeit eben so leer und ebenso bewegt, wie sie jeder ergreift und wie sie jeder aufnimmt, hin, wenn man ganz vergäße, welche Woche, welcher Monat und welches Jahr es wäre. Allein diese trocken vernünftige Philosophie verliert sich doch im Leben, und wer nur irgend Empfindung in sich trägt, geht immer ganz anders vom 31. Dezember zum 1. Januar, als von zwei anderen aufeinander folgenden Tagen über. Es ist, als wenn der Mensch versucht, durch die Zeiteinteilungen der Flüchtigkeit der Zeit Einhalt zu tun, wenigstens ihren ununterbrochenen und ungeschiedenen Lauf zu unterbrechen. Sie selbst zwar geht immer fort, aber der Mensch steht wie auf einer schmalen Grenze zwischen der Vergangenheit und Zukunft still, er sammelt sich, nimmt in seinen Gedanken den zuletzt verflossenen Zeitabschnitt zusammen und umspannt den nächstfolgenden mit neuen Vorsätzen, Entwürfen, Hoffnungen und Besorgnissen. Ich möchte die Veranlassungen, dies

zu tun, nie aufgeben. So wenig man ihrer eigentlich bedarf, so willkommen ist es, gewahr zu werden, daß sie einen mahnen. Denn eine Mahnung liegt ganz eigentlich in der Zeit, sie straft mit der Unwiederbringlichkeit der Schritte, die sie einmal getan; sie drängt zugleich auf die Gegenwart mit der Ungewißheit der Zukunft, und zwischen dieser Unwiederbringlichkeit und Ungewißheit steht der Mensch beständig, immer mit dem Gefühl, das Versäumte nie zurückführen zu können und nicht vorauszusehen, ob es die Zukunft nachzuholen gestatten wird. Dann halte ich auch sehr viel auf das Charakteristische gewisser, ja jeder Epoche des Lebens. Jedes Jahrzehnt bringt seine Sitten, Gewohnheiten, Schicklichkeiten mit, jedes seine Genüsse und seine Entbehrungen, und die Weisheit ist nur, das nicht zu verwechseln, nicht in ein Alter übertragen, was einem andern angehört.

Ich habe, wie Sie, liebe Charlotte, wissen, eine eigene Liebe für die sternhellen Winternächte, und es freut mich nicht allein, daß Sie auch diese Neigung, wie so viele andere mit mir teilen, sondern auch, daß Sie mir oft gesagt haben, daß ich Sie noch mehr dahin geführt, und Ihnen meine Anleitungen nützlich waren. Ja, es macht mir oft Freude zu denken, daß sich unsere Blicke wohl oft in einem Planeten oder anderen Gestirn begegnen in den tiefdunkeln, hellen, schönen Winternächten, die wir jetzt haben, da Sie, wie Sie mir wohl

gesagt haben, aus Ihrer Wohnung einen freien weiten Horizont nach allen Seiten haben. Die Freude daran ruht wirklich bei mir mit auf Gewohnheit. In meiner Jugend, als ich zwanzig Jahre und darüber war, ging ich ganze Nächte hier, und wo ich war, auf den Straßen herum. Wenn ich dann so die Gestirne hinziehen und ihre Stellungen verändern sehe, fällt mir immer ein, daß es nur die Abteilungen der Zeit sind, von denen ich eben sprach, die uns an jene fernen Welten heften, durch die wir ihre gegenseitigen Stellungen zu Bestimmungspunkten in uns und für uns zu einer Epoche in ihrem Gange machen.

Das Versenken in diese Ferne, das Sichverlieren in dieser Menge der Weltkörper, die sich dem Auge selbst wie ein einziges Lichtmeer darstellen, macht mich ganz eigentlich glücklich und fesselt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann. Ist der Jupiter eben sichtbar, suche ich ihn immer zuerst auf und erfreue mich an seinem hellen, milden, weißen Lichte; dann verfolge ich die so unendlich fernen Fixsterne und habe es gern, wenn das Auge zuletzt sich in dem für unser Auge ungeschiedenen Glanzschimmer der Milchstraße verliert. Selbst das bloße Schauen in die tiefe Nacht, wo gerade sternlose Räume sind, ist schön, zumal gerade jetzt, wo die mondlosen Nächte so ganz und unaussprechlich dunkel und finster sind. Überhaupt ist es bewunderungswürdig, welchen Genuß der an-

haltend verweilende Anblick ganz einfacher Gegenſtände in der Natur macht. Gewiß haben auch Sie bisweilen am Waſſer geſeſſen, bloß um die Blicke und die Gedanken darin recht zu verſenken. Für mich iſt es einer der belohnendſten Genüſſe, und der kleinſte Bach, der ſtillſte Teich, der ſonſt unbedeutendſte See reicht dazu hin. Es iſt das reine, klare, unbewegte Element, das dieſe Kraft ausübt. Es iſt mir immer ſehr begreiflich geweſen, wie man ſich einbilden konnte, daß Waſſernixen den am Ufer Sitzenden herabzögen. Es zieht wirklich hinab, und es iſt einem bisweilen dabei, als könnte man nur ſo niederſteigen, um da ewig zu ruhen, als müßte man es. Es iſt in dieſem Gefühl gar kein Unwille mit der Erde, kein Überdruß an dem, was ſie bietet, es iſt die reine Luſt am feuchten Element. Es iſt überhaupt ein Vorurteil, wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine ſchöne Gegend erfordere. So unleugbar es iſt, daß dieſe den Reiz unendlich erhöht, ſo iſt der Genuß überhaupt nicht daran gebunden. Es ſind die Naturgegenſtände ſelbſt, die, ohne auch für ſich auf Schönheit Anſpruch zu machen, das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beſchäftigen. Die Natur gefällt, reißt an ſich, begeiſtert, bloß weil ſie Natur iſt. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirkſamer als alle menſchliche, und doch nicht furchtbar. Denn es iſt, als ſtrahlte einem jeder Naturgegenſtand immer

etwas Mildes und Wohltätiges entgegen. Denn der allgemeine Charakter der Natur ist Güte in der Größe. Wenn man auch wohl von schauderhaften Felsen, schrecklich schönen Gegenden spricht, so ist die Natur niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht vertraut und heimisch in ihr, und empfindet, daß sie dem, der einsiedlerisch zu ihr flüchtet, gern Ruhe und Frieden beut.

Die gedrückte und schwermütige Stimmung, deren Sie erwähnen, tut mir sehr leid, und es rührt mich, wie unverkennbar sie durchscheint, daß Sie dabei so wenig und kurz verweilen, um sie mir zu entziehen. Ich weiß und fühle sehr wohl, daß in einem nicht sorgenfreien, eher sorgenvollen Leben unangenehme, verdrießliche Vorfälle widrige Störungen hervorbringen und der nach Ruhe schmachtenden und der Ruhe so innig bedürfenden Seele schmerzlich entgegentreten – aber es sind diese Stimmungen dennoch den Wolken zu vergleichen, die auch bald licht und hell, bald dicht und finster getürmt einherziehen. Es läßt sich auch da nicht immer sehen, woher sie kamen, wohin sie ziehen, aber die Sonne verscheucht sie. Die Sonne für das Gemüt ist der Wille. Allein, wenn dies sehr leidet, reicht er nicht aus. Wir bedürfen dann Glauben. Glaube kann uns allein über das kleinliche tägliche Leben und irdische Treiben erheben, der Seele eine Richtung aufs Höhere geben und auf Gegenstände und Ideen, die allein Wert und Wichtigkeit haben. Es gibt

etwas, das Ihnen nicht fehlt, ja, das Ihnen, liebſte Charlotte, innewohnt, das Sie auch gewiß höher achten als alles, was man äußerlich und innerlich Glück zu nennen pflegt. Es iſt der Friede der Seele. Er wird nach Verſchiedenheit der menſchlichen Richtungen auf ſehr verſchiedenen Wegen gewonnen und erhalten. Der im äußeren Glück und ſelbſt Glanz Lebende bedarf dieſes Friedens ebenſoſehr als der mit Kummer und Sorgen Beladene. Aber er erlangt ihn ſchwerer. Denn jeder Friede iſt ein einfaches Gefühl, das in verwickelten Verhältniſſen ſchwerer gewonnen wird. Es beruht freilich auf Ruhe und Reinheit des Gewiſſens, damit allein aber iſt es nicht errungen. Man muß ſich zufrieden mit ſeinem Schickſale empfinden, ſich mit Ruhe und Wahrheit ſagen, daß man das Schickſal nicht anklagt, ſondern wenn es glücklich iſt, mit Demut, und wenn es unglücklich iſt, mit Ergebung und mit wahrem Vertrauen in Gottes weiſe Führung empfängt. Da die ſchwerere, ſorgenvollere Lage auch das Verdienſt erhöht, ſich ohne Klage zu finden und ſich in ihr zu erhalten, oder aus ihr herauszuarbeiten, ſo gelangt man auf dieſem Wege zur harmoniſchen Übereinſtimmung mit dem Geſchicke, wie es auch ſein möge. Sie, liebe Charlotte, wiſſen und üben das alles ſelbſt. Sie brauchen nur in ſich und mit Vertrauen auf Ihre innere Kraft davon Gebrauch zu machen, und Sie werden gewiß die ſchwere und niederbeugende Stimmung, über die Sie jetzt klagen,

überwinden, wenn ſie nicht anders einen äußeren Grund hat, den ich nicht kenne, der aber freilich ſehr einwirkend ſein kann und von mancherlei Art. Wie ſehr wünſche ich, daß alles, was Sie in Wahrheit oder in der Vorſtellung drückt, im alten Jahr zurückbleibe und das neue heiter und froh beginne. Mit dieſen herzlichen Wünſchen Ihr H.

Berlin, Januar 1828.

Der Abſchnitt eines Jahres hat immer eine gewiſſe Feierlichkeit, meiner Empfindung nach mehr und ganz anders als ein Geburtstag. Dieſer bezieht ſich immer nur auf eine Perſon, und für den, der ihn ſonſt erlebt, iſt er nur ein Abſchnitt im Abſchnitte des ganzen Jahres. Für alle eine Erneuerung der Epochen iſt nur das erneuerte Jahr ſelbſt, und es erregt daher auch eine allgemeine Teilnahme. Das Jahr ſelbſt, das abgeſchiedene und das neu eintretende, wird wie eine Perſon betrachtet, von der man Abſchied nimmt und die man begrüßt. Jedes Jahr hat ſeine eigenen geſchichtlichen Ereigniſſe, die ſich in die Reihe der individuellen Schickſale verweben, ſelbſt wenn man gar keinen Teil daran nimmt, da man ſich beinahe unwillkürlich daran erinnert, bei dieſem oder jenem nur einen ſelbſt betreffenden Vorfall gerade auch von dieſem oder jenem öffentlichen Ereignis gehört zu haben. Es iſt aber auch keine Einbildung, daß die Jahre glücklich oder unglücklich für die Menſchen ſind,

und daß man es ihnen gleichſam anſieht, wie ſie ſich in dieſer Hinſicht geſtalten werden. Ich meine damit nicht große Unglücksfälle, aber ſo das kleine Mißraten aller Unternehmungen, das Fehlſchlagen der frohen Erwartungen, die man ſich auf dieſe oder jene Weiſe gebildet hatte, in der Art, wie es auch Tage ſo gibt, wo man z. B. in allem ungeſchickt iſt, alle Augenblicke etwas fallen läßt, ſagt, was man nicht ſagen ſoll, und wie es ſo oft in Träumen geſchieht, niemals zu dem kommt, was man in der Abſicht hat. Alles das liegt freilich weniger noch im Schickſal als im Menſchen, der ſich immer ſelbſt ſein Schickſal macht. Es kommt wohl oft von den erſten Eindrücken her, die man beim Beginnen des Jahres bekommt, und die gleich das Vertrauen auf ſein Glück ſchwächen, oder gar Furcht vor Unglück oder wenigſtens Beſorgniſſe erwecken. Bisweilen iſt es auch bloß phantaſtiſch. So halte ich viel von der Jahreszahl. Wenn ſie viele ungerade Zahlen enthält, hat man bei aller Vernunft eine Art Scheu davor. Wenn dagegen ſo ſchöne gerade Zahlen wie in 1828 ſind, ſo flößt das eine gewiſſe freudige Sicherheit ein. Man ſchließt ſich in das Jahr mit heiterem Mute ein, wie in ein Fahrzeug, das ſchon durch ſein Anſehen verſpricht, einen ſicher an das Ufer des nächſten Jahres zu bringen. Wenn ich ſagte, daß jeder ſich ſelbſt ſein Schickſal macht, ſo iſt das ein altes Sprichwort, freilich ein heidniſches, das aber auch, chriſtlich genommen, einen richtigen

Sinn hat. Es iſt nämlich hier von dem inneren
Schickſal die Rede, von der Empfindung, mit
der man das Äußere aufnimmt, und das hat
der Menſch in ſeiner Gewalt. Er kann immer
Ergebung, Faſſung, Vertrauen auf wohltätige
höhere Macht in ſich erhalten, und wenn es
ihm noch daran fehlt, in ſich hervorbringen.
Wenn der Menſch nicht darin allein von ſich
ſelbſt abhinge, ſo gäbe es keine Freiheit.
Indem die Vorſehung die Schickſale der Men-
ſchen beſtimmt, iſt auch das innere Weſen des
Menſchen dabei in Einklang gebracht. Es iſt
eine ſolche Harmonie hierin, wie in allen Dingen
der Natur, daß man ſie auch gegenſeitig aus-
einander ohne höhere Fügung erklären und
herleiten könnte. Gerade dies aber beweiſt
um ſo klarer und ſicherer dieſe höhere Fügung,
die jener Harmonie das Daſein gegeben.
In der letzten Hälfte des Märzes werde ich eine
größere Reiſe machen und wohl erſt in ſechs
Monaten zurückkommen. Meine jüngſte Toch-
ter iſt, wie Sie wiſſen, an Herrn von Bülow
verheiratet, und dieſer iſt jetzt preußiſcher Ge-
ſandter in London. Er iſt ſchon ſeit mehreren
Monaten dort und meine Tochter will ihm nun
mit ihren drei kleinen Mädchen nachgehen.
Dahin nun werde ich, meine Frau und meine
älteſte Tochter ſie begleiten. Wir gehen über
Paris und halten uns dort einige Wochen auf,
dann gehen wir nach London über und bleiben
dort etwa anderthalb Monate. Von da reiſen
wir, ich, meine Frau und älteſte Tochter, wieder

über Paris und dann über Straßburg und München nach Gaſtein und brauchen dort die gewöhnliche Badekur. Ende September können wir auf dieſe Weiſe wieder hier ſein. Ich mache die Reiſe ſehr gern, und das einzige, was mir daran unlieb iſt, iſt die Notwendigkeit, ſchon in der Mitte des Auguſt wieder in Gaſtein ſein zu müſſen. Ich liebe zwar Gaſtein ſehr und bin gern da, aber ich würde diesmal die Zeit lieber länger in London zubringen und dann auch ſpäter hierher zurückkommen. So ſetzt mir das Bad zu beſtimmte Grenzen in meinem Aufenthalt. Paris und London ſehe ich mit großer Freude wieder. Wenn ich nicht auf dem Lande bin, bin ich am liebſten in den größten Städten. Mitten im Gewühl iſt man wieder in der Einſamkeit. Solch eine Reiſe ſcheint ſehr groß und iſt es auch der Meilenzahl nach, aber am Ende iſt die Zahl der Tage, die man im Wagen zubringt, doch ſo groß nicht. Nachts werden wir nie fahren, und ſo iſt es viel weniger unbequem, als es auf den erſten Anblick ſcheint. Das Wetter kann freilich im März noch kalt und unangenehm ſein, doch iſt in Deutſchland der April gewöhnlich gut, und ſollte der Mai Nücken von Rauheit haben wollen, ſo ſind wir dann ſchon im milderen Frankreich. Meinen Schwiegerſohn finden wir in London ſchon in einem ganz eingerichteten Hauſe, und ſo entgehen wir den Unbequemlichkeiten, die man ſonſt in einer fremden Stadt erfährt. Paris nenne ich nicht fremd. Ich habe es mit meiner

Frau und Kindern in den früheren Jahren meiner Heirat einige Jahre hindurch bewohnt. Es sind mir zwei Kinder dort geboren und eins gestorben. Nachher war meine Frau einige Monate ohne mich dort, und ich während des Krieges zweimal ohne sie. Jetzt sind es freilich elf Jahre, daß ich nicht nach Paris gekommen bin, und als ich das letztemal, es war bei Nacht, herausfuhr, dachte ich bei mir, daß ich nie wieder hinkommen würde. Mit demselben Gefühl sah ich die felsigen Ufer von England, als ich es im Jahre 1818 verließ. Das Schicksal hat es sonderbar gefügt, daß ich nun wieder ganz unerwartet dahin komme, und daß mein Schwiegersohn die Stelle bekleidet, die ich damals hatte. Er bleibt vermutlich lange dort, und so wird mir das eine Veranlassung werden, auch öfter hinzureisen. Täte ich es aber je allein, so würde ich nicht den weiten Weg über Paris, sondern gewiß den kurzen über Hamburg nehmen. Man ist alsdann in wenig Tagen in London und kann in drei Wochen hin- und herreisen und beinahe vierzehn Tage in London zubringen. Wie wir es mit unserm Briefwechsel einrichten, will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe schreiben. Sein regelmäßiger Gang wird nicht dadurch unterbrochen werden. Natürlich brauchen die Briefe längere Zeit, um anzukommen, aber dies ist vorzüglich nur das erstemal unangenehm und fühlbar. Hernach bleibt, welche die Entfernung sei, der Zwischenraum derselbe. Ich werde es übrigens so einrichten, daß Sie Ihre

Briefe ganz wie gewöhnlich hierher ſchicken. Hier iſt ohnehin ein Menſch, der mir die Briefe, wo ich bin, nachſendet. Auch die meinigen werden Sie in der Regel wohl von hier aus bekommen, ſo wird alles im gewohnten Geleiſe bleiben. Bei meinem Wiederkommen nach Paris und London fällt mir ein, daß irgendwo ſehr hübſch geſagt iſt, daß man immer nur die Orte gern beſucht, die man ſchon von früher her kennt. Das iſt aus ſehr richtiger Beobachtung geſchöpft, es iſt wirklich ſo und macht den Empfindungen des Menſchen Ehre. Man behandelt Orte wie Menſchen und kehrt nur zu den ſchon bekannten gern zurück. Die Freude, die Sie in Ihrem ſtillen Leben am Sternhimmel haben, macht mir wiederum Freude, da ſie durch die meinige mehr erhöht und vermehrt iſt; gern beantworte ich Ihre Fragen, ſo viel ich es ſelbſt kann. Daß Ihnen früher die Zahlloſigkeit der Geſtirne, das Unendliche des Weltraums, mit einem Wort, die Unermeßlichkeit der Schöpfung furchtbar erſchien, habe ich ſonſt kaum begreifen können, und es freut mich, daß ſich dieſe Empfindung in Ihnen verloren hat. Die Größe der Natur ſchon iſt eine erhebende, heitere, die ich gerade zu den am meiſten beglückenden rechnen möchte. Noch mehr aber iſt es die Größe des Schöpfers. Wenn man auch zugeben könnte, daß ſie als Größe niederdrückend wäre, ſo würde ſie wieder erhebend und beglückend ſein durch die unermeßliche Güte, die ſich zugleich für alle Geſchöpfe darin

ausſpricht. Überhaupt iſt es doch nur die phyſiſche Macht und Größe, welche als gewiſſermaßen niederdrückend Furcht einflößen kann. So unendliche phyſiſche Macht aber auch diejenige iſt, welche ſich in der Schöpfung und dem Weltall verherrlicht und darſtellt, ſo iſt ſie doch noch weit mehr eine moraliſche. Dieſe aber, das wahrhaft Erhabene, erweitert immer das Innere, macht freier atmen und erſcheint allemal in Milde, als Troſt, Hilfe und Zuflucht. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß dieſe ſchaffende allmächtige Größe überall ſich in gleicher, gleiche Bewunderung auf ſich ziehenden Stärke ſehen läßt. Aber man kann mit Wahrheit behaupten, daß am Himmel in den Geſtirnen ſie in einfacheren Verhältniſſen erſcheint. Sie drängt ſich der Phantaſie mehr auf, es iſt alles nur durch Zahl und Maß zu ergründen, und es flieht doch wieder durch ſeine Unendlichkeit alle Zahl und alles Maß. Gerade weil man an den Himmelskörpern lauter Verhältniſſe findet, die ſich auf mathematiſche zurückbringen laſſen, kennt man die Räume des Himmels in einigen Stücken beſſer als die Erde und ihre Geſchöpfe. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. d. M., und ſeien Sie überzeugt, daß alles, was Sie mir ſagen, großes Intereſſe für mich hat und mir immer willkommen iſt. Leben Sie herzlich wohl und zählen Sie auf meinen unwandelbaren, unveränderlichen Anteil. H.

\+ \+ \+

Das Leben ist eine Gabe, die immer so viel Schönes für einen selbst, und wenn man es nur will, so viel Nützliches für andere enthält, daß man sich wohl in der Stimmung erhalten kann, es nicht nur in Heiterkeit und innerer Genugtuung fortzuspinnen, sondern daß man auch aus wahrer Pflicht alles tun muß, was von einem selbst abhängt, es zu verschönern und es sich und andern nützlich zu machen.
Der Ernst und selbst der größte des Lebens ist etwas sehr Edles und Großes, aber er muß nicht störend in das Wirken im Leben eingreifen. Er bekommt sonst etwas Bitteres, das Leben selbst Verleidendes.
Wenn man auch das Ende des irdischen Daseins garnicht fürchtet, wenn man ihm sogar mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit entgegensieht, muß man dem Gedanken daran doch keinen auf irgendeine Weise störenden Einfluß auf das Leben einräumen. . . . .
Wir reisen nach Paris über Weimar und Frankfurt a. M. Weimar ist die nähere und in Wegen und Wirtshäusern die bessere Straße. Wir bleiben übrigens wegen des Hofes, mit dem wir sehr bekannt sind, einige Tage dort.

Berlin, den 21. März 1828.

Es freut mich, Ihnen, liebe Charlotte, sagen zu können, daß sich unser Reiseplan so geändert hat, daß wir über Kassel gehen werden. Unser Plan ist, am 31. von hier abzureisen, und hiernach können wir

am 2. April in Kaſſel ſein. Eine Nacht bleiben wir dort auf jeden Fall, ob den folgenden Tag und alſo zwei Nächte, weiß ich noch nicht. Überhaupt iſt kein Plan gewiß, wenn man mit mehreren reiſt.
Ich freue mich ſehr, Sie zu ſehen. Es wird freilich nur auf eine oder zwei Stunden ſein können, aber es iſt immer ſchön, ſich wiederzuſehen. Komme ich früh genug an, ſo komme ich noch denſelben Abend zu Ihnen; iſt es zu ſpät, ſo komme ich den folgenden Tag, wenn es auch vielleicht erſt am Abend ſein ſollte; komme ich früh genug und bleibe doch den folgenden Tag, ſo ſehe ich Sie beide Tage.
Ich glaube nicht, daß mich eine Antwort auf dieſen Brief noch hier finden kann, ſonſt wäre es mir ſehr lieb, wenn Sie mir noch einige Zeilen herſchrieben.
Leben Sie herzlich wohl!

Unterwegs.

Ich glaubte geſtern noch bis 5 Uhr noch einmal zu Ihnen zu kommen, aber es kam mir etwas dazwiſchen. Hätten Sie näher gewohnt, hätte ich Sie dennoch auf eine halbe Stunde geſehen. So war es unmöglich.
Sie in Ihrem Hauſe geſehen zu haben, hat mir große Freude gemacht und hat mir einen ſehr angenehmen Eindruck hinterlaſſen. Ich ſchreibe Ihnen, liebe Charlotte, gewiß bald aus Paris und hoffe auch dort einen Brief von Ihnen zu finden.

Paris, den 23. April 1828.

Ich habe bei meiner Ankunft hier, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 26. v. M. gefunden und darin Ihre Sorgfalt erkannt, mir Ihre Wohnung zu bezeichnen. Noch lebhafter als für diese Sorgfalt aber danke ich Ihnen für den lebendigen Ausdruck der Freude, der in Ihrem Briefe herrscht. Ich bin hernach Zeuge dieser Freude selbst gewesen, und Ihre Freude, die dieser Brief ausdrückt, hat mir dieselbe noch lebhafter zurückgerufen. Sie ist mir ein neuer, sehr angenehmer Beweis Ihrer Gesinnungen gewesen, oder vielmehr ich habe, da mir bisher nur immer Ihre Briefe diese Gesinnungen aussprachen, sie nun in ihrer lebendigen, noch unendlich mehr erfreuenden Äußerung gesehen. Es ist mir sehr viel wert, selbst bei Ihnen gewesen zu sein, es hat mir einen anschaulichen Begriff Ihres Lebens gegeben, noch außer der Freude, Sie wiedergesehen zu haben. Das Leben, wie Sie es sich dort eingerichtet haben, ist sehr hübsch und spricht für den Geist und die Weise, die Sie hineinlegen. Sie genießen einer freundlichen und heiteren Einsamkeit, und alles in Ihrem kleinen Hause, aber garnicht so kleinen Garten, spricht einen gleich beim Hereinkommen so an, daß einem wohl darin wird. Und doch habe ich beides nur bei rauhem Wetter und ohne Frühlings- und Sommerschmuck gesehen. Wie viel muß der Garten durch beides ge-

winnen, wo Sie dann im vollen, dichten Grün wohnen. Ich kann mir Sie jetzt in allen Momenten denken, da ich alle die Plätze gesehen habe, worin Sie Ihr Leben zubringen, und ich finde es eine sehr hübsche Einrichtung, daß Sie das geräumige und freundliche Zimmer unten, in dem wir waren, von Ihrer Arbeit abgesondert halten und es nur besuchen, wenn Sie mit jemand sind oder frei allein sein wollen. Eine Stube nimmt immer für den, der sie bewohnt, die Farbe dessen an, was gewöhnlich darin vorgeht, und man sollte mehr darauf denken, sich einen Ort aufzubewahren, der einen bloß an das erinnern kann, was man frei von anderer Beschäftigung oder Zerstreuung darin gedacht oder empfunden hat. Wie man dann nur die Wände erblickt, erscheinen dieselben Gedanken und Empfindungen wieder, an die sich andere anreihen. Es ist ebenso auf dem Lande mit Spaziergängen. Mir wenigstens geht es immer so, daß ich nach kurzem Aufenthalt in einer Gegend sie mir zu verschiedenen Gedanken und Gefühlen bestimme, und je länger man sie in dieser Bestimmung braucht, desto mehr erwachen diese Gefühle und Gedanken mit ihnen. Aber auch oben, wo Sie arbeiten, sind ihre Zimmer hübsch und bequem, wenn auch klein. Diese Kleinheit kann auch nichts Drückendes da haben, wo man gleich in einen freien und großen Garten hinaus kann. In der Stadt wäre das viel anders. Ihre ganze Einrichtung, in der sichtbar so viel

Verſtand, Ordnung und Genügſamkeit herrſcht, hinterläßt darum einen noch viel angenehmeren und erfreulicheren Eindruck, weil es ſichtbar iſt, daß Sie ſich dieſes Daſein ſelbſt geſchaffen haben und es erhalten; ich hoffe auch gewiß, daß Ihre beſonnenen Einrichtungen ferner von glücklichem Erfolg ſein werden, ob zugleich die Idee immer bei mir wiederkehrt, daß Sie ein weniger angeſtrengtes Leben bei Ihnen zuſagender größeren Muße genießen möchten. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, welchen lebhaften und aufrichtigen Anteil ich an der Erfüllung dieſes Wunſches nehmen würde. ~ ~ ~ ~

Unſere Reiſe iſt zwar recht glücklich geweſen, inſofern als ſich kein ſonderlich unangenehmer Zufall beigemiſcht hat. Aber wir ſind von Kaſſel aus viel langſamer gereiſt als bis dahin. Worüber wir uns ſehr zu beklagen gehabt haben, war das Wetter. Unterwegs, namentlich zwiſchen Kaſſel und Frankfurt, war es wahrhaft winterhaft. Auf einer langen Reiſe mit Frauen und Kindern iſt das beſchwerlich. In Frankfurt hielten wir uns drei Tage auf, dieſe Verzögerung war aber nicht willkürlich diesmal, ſondern nötig. Teils war es meiner Frau und den Kindern notwendig auszuruhen, teils waren Reparaturen am Wagen vorzunehmen. Der längere Aufenthalt in Frankfurt war mir verdrießlich, weil er immer ſo viele Tage dem hieſigen entriß, ſonſt hatte ich ihn nicht ungern, denn ich habe Frankfurt immer geliebt, und

es gibt wirklich nur sehr wenige Städte in Deutschland, welche die Vergleichung damit ertragen können. Es zeichnet sich hauptsächlich durch zwei Vorzüge aus. Einmal hat es so äußerst hübsche Umgebungen. Ich rede hier nicht bloß von den schön angelegten Pflanzungen, die die Stadt umgeben, sondern von der Gegend selbst. Das Taunus-Gebirge gewährt von mehreren Punkten einen höchst reizenden Anblick, und der Fluß kommt dazu. Ich bin immer mit großer Freude dort spazieren gegangen. Dann aber bringt auch die Stadt den Eindruck hervor, daß die Bewohner fast im allgemeinen eines großen oder wenigstens hinreichenden Wohlstandes genießen. Der wahre, große Reichtum, der sich daselbst befindet, ist nicht so, wie oft an andern größeren Orten, von Armut und schreiendem Elend begleitet. Das gehört aber sehr dazu, wenn einem an einem Orte wohl werden soll. Man fühlt an jedem immer, bis auf einen gewissen Punkt, mit der ganzen Volkszahl, und es ist einem nicht behaglich, wenn man in dieser Not und Armut in zu großem Kontrast mit dem Wohlstande antrifft.
Von Frankfurt bis Saarbrück aus haben wir wieder größere Strecken Weges zurückgelegt und sind am vierten Tage noch vor der hier gewöhnlichen Stunde des Mittagessens, die allgemein sechs Uhr ist, angekommen. Das Reisen durch Frankreich ist nicht mit großen Annehmlichkeiten verbunden. Die Wege sind jetzt

zum Teil ſchlecht und ſehr ſchlecht, im ganzen mittelmäßig und nirgends recht gut. Gute Wirtshäuſer findet man nur in den größten Provinzialſtädten, wie Lyon uſw. Der Anblick des Landes und der Bewohner hat von der Seite, von der wir kamen, garnichts Anziehendes und Feſſelndes. Die Gegenden ſind vielmehr höchſt gewöhnlich und bieten nicht einmal große Fruchtbarkeit oder Stärke der Vegetation dar. Was mir aber immer am meiſten in Frankreich mißfallen hat, iſt der Anblick der Dörfer geweſen. Sie laſſen ſich garnicht mit unſeren deutſchen vergleichen. Sie beſtehen entweder aus wenigen Häuſern, die auf einmal, ohne daß man es erwartet, an einer, oft an beiden Seiten des Weges einander gegenüberſtehen, und die von keinem Baume, von keinem Garten umgeben oder angekündigt ſind, oder ſie gleichen unſeren kleinen Marktflecken und haben nicht das mindeſte Ländliche. Die Bewohner ſind nicht anders. Sie haben entweder ein ſehr ärmliches oder ſtädtiſches Anſehen. Vorzüglich ſind die Frauen und Mädchen garnicht hübſch und anziehend. Allerdings trägt aber auch ihr Anzug dazu bei, ſie weniger anmutig erſcheinen zu laſſen, vor allem die ſchweren und ungeſchickten Holzſchuhe. Dieſer wenig reizende Anblick des Landvolkes und ſeiner Wohnungen nimmt der Annehmlichkeit des Reiſens in Frankreich ſehr viel, und wird von allen Reiſenden bemerkt.

Hier in Paris hingegen befinde ich mich sehr wohl. Ich führe hier ein meinem gewöhnlichen ganz entgegengesetztes Leben. Ich gehe den ganzen Tag herum oder fahre, und bin im eigentlichsten Verstande nur eine Stunde nach dem Aufstehen, einige vor dem Schlafengehen und bisweilen, obgleich auch selten, den Mittag zu Hause. Da ich so verschiedene Male, zum erstenmal schon 1789, hier war, so habe ich sehr viele Bekanntschaften, und es fehlt nicht, daß sich nicht immer neue dazu gesellen. Dann sind auch eine Menge Dinge zu besehen, und so vergeht der Tag, wie lang er scheinen mag. Es wird Ihnen wunderbar vorkommen, daß mir ein Leben nicht eher zuwider ist, von dem ich zu Hause aus Wahl gerade das Gegenteil führe, allein ich habe in den verschiedenen Perioden meines Alters so verschieden gelebt, daß ich das jetzige Leben nicht weniger neu nennen kann. Es ist auch überhaupt nicht meine Art, so an einer Weise zu hängen. Mir ist ziemlich jede lieb, in die ich geworfen werde oder selbst übergehe, und ich befinde mich immer körperlich und geistig gleich wohl dabei.

Paris hat sich in den dreizehn Jahren, daß ich es nicht gesehen habe, ungemein verschönert. Es sind viele einzelne schöne neue Gebäude, ja ganze Straßen und Quartiere entstanden. Der Wohlstand, der Luxus, die Volksmenge hat zugenommen, die Bewegung, die schon immer so groß war, ist dadurch größer ge-

worden. Auch in Wiſſenſchaften und Künſten iſt das Leben und alles Intereſſante geſtiegen. Eine ſolche Stadt iſt mit keiner bei uns zu vergleichen. Auch die größten deutſchen haben dagegen etwas Kleinſtädtiſches. Wenn man einmal nicht auf dem Lande wohnt, iſt allerdings eine ſolche Stadt jeder anderen vorzuziehen.

Ich hoffe jetzt, bald einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu bekommen. Mit der innigſten und aufrichtigſten Teilnahme Ihr H.

London, den 20. Mai 1828.

Wir ſind geſtern nachmittag hier angekommen, liebe Charlotte, und ſind alle vollkommen wohl. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 23. April aus Paris richtig empfangen; ich habe ſeitdem den Ihrigen, am 8. geſchloſſenen erhalten und danke Ihnen herzlich dafür.

Seit ich Ihnen aus Paris ſchrieb, iſt es uns recht gut ergangen. Wir haben Paris den 15. d. M. verlaſſen und ſind am 19. von Calais gerade nach London übergeſchifft. Man macht die Überfahrt jetzt in Dampfbooten, es gibt ſelbſt für Reiſende keine anderen mehr. Es iſt auch eine ſehr bequeme Manier. Die Schiffe ſind groß, haben außer der Anſtalt für den Dampf auch Segel, die ſie, wenn der Wind günſtig iſt, auch gebrauchen, und man kommt meiſtenteils, wie es unſer Fall war, in weniger als zwölf Stunden

von Calais bis London über. Es war das ſchönſte Wetter, was man denken kann. Die erſten Stunden war die See, da der Wind lebhaft ging, ziemlich hoch, und das Schiff ſchwankte ſehr. Die meiſten Perſonen wurden krank, und viele legten ſich zu Bett. Ich habe nie eine unangenehme Empfindung auf dem Waſſer, ſondern bin immer auf dem Verdeck geblieben und habe mich des wundervoll ſchönen Anblicks des Meeres erfreut. Vorzüglich groß und ſchön war der Sonnenaufgang, der mich umſomehr anzog, als ich ihn wirklich noch nie auf dem Meere geſehen hatte. Wir ſegelten nämlich ſchon um drei Uhr morgens ab. Hier wohnen wir bei meinem Schwiegerſohn und ſind alſo ſehr angenehm im Schoße unſerer Familie. London überraſcht immer aufs neue durch ſeine Größe, ſeine Volkszahl und die daraus entſtehende merkwürdige Bewegung. Es hat weniger ſchöne freie Anſichten als Paris, das durch die großen öffentlichen und vielen Privatgärten hier und da ein ordentlich ländliches Anſehen hat. Aber es erregt als Stadt, als an einem Orte zuſammengefloſſene und ſich in beſtändiger Mannigfaltigkeit und doch im höchſten Wohlſein regende Volksmaſſe, eine größere Bewunderung.

Wir werden nahe an zwei Monate hier bleiben und dann unſere Rückreiſe antreten. Allerdings war es und iſt es eine große, und unter den Umſtänden, wie wir ſie machten, anſtrengende Reiſe. Aber den Hauptzweck haben wir er-

füllt, meine Tochter mit den Kindern an den Ort ihrer Beſtimmung gebracht. Das übrige wird ja auch gut gehen.
Es tut mir leid, daß Sie dieſen Brief mit einiger Verſpätung erhalten werden. Ich kann ihn nicht anders als über Berlin gehen laſſen, es iſt zu weitläufig, Ihnen das zu erklären, es iſt aber ſo. Schreiben Sie mir auf die gewöhnliche Weiſe. Ihr H.

London, Juni 1828.

Zu Ihrer gänzlichen Beruhigung noch etwas über meinen Geſundheitszuſtand. Ich begreife nicht recht, was Sie, liebe Charlotte, deshalb beſorgt gemacht hat. Daß ich älter geworden bin, ſeit wir uns in Frankfurt ſahen, liegt in der Natur und dürfte Sie nicht wundern. Ich bin bis auf dieſen Tag auf der ganzen Reiſe durch meinen Körper an nichts gehindert worden. Mein Körper fügt ſich ohne irgendeine Unbequemlichkeit in alle abweichenden Lebensweiſen. Man ißt hier nie vor halb acht Uhr zu Mittag, es wird aber oft auch acht und bisweilen neun Uhr. Ich frühſtücke, da man hier im Hauſe ſpät aufſteht, um halb zehn Uhr, und nur Kaffee, ohne dazu zu eſſen, und dazwiſchen und dem Mittageſſen nehme ich nichts. Sie brauchen alſo gewiß nicht beſorgt meinetwegen zu ſein.
Unſer Aufenthalt hier nähert ſich ſeinem Ende. Wir ſchiffen uns zwiſchen dem 10. und 15. Juli

wieder ein. Es tut mir sehr leid, nicht länger bleiben zu können, aber mehrere zusammentreffende Umstände, vor allem unsere Badereise und die Notwendigkeit, den 15. August in Gastein zu sein, erlauben es nicht. Sonst fehlt es hier nicht an interessanten Gegenständen, um eine viel längere Zeit sich angenehm zu beschäftigen. Es gibt eine große Menge der schönsten und merkwürdigsten Kunstsachen hier, ein unglaublicher Reichtum von Statuen und Gemälden, auch in Privathäusern, die einzeln aufzusuchen viel Zeit fordern. In Paris ist das viel leichter, da man alles an wenig Orten beisammen findet. Außerdem ist auch sehr viel für Wissenschaften und Sprachen zu tun, vorzüglich für die letzteren, da hier aus allen Weltteilen Menschen zusammenkommen. Endlich ist jetzt gerade die Zeit der meisten Gesellschaften, so daß man ohne Ende mittags und abends ausgebeten ist.

Den 16. Juli.

Ich reise übermorgen von hier ab und gehe wieder über Paris, wo ich mich aber nur acht Tage aufhalten werde. Dann gehe ich nach Gastein und mache vielleicht nur noch einen Aufenthalt in München, wenn der König gerade dort sein sollte, da ich diesen wieder zu sehen wünsche. Ich bin mit meinem Aufenthalte hier sehr zufrieden und nehme wenigstens die Beruhigung mit hinweg,

liebe Charlotte, ihn ſo gut benutzt zu haben, wie es unter den Umſtänden nur immer möglich war. Ich habe keine Sache ganz verſäumt, und diejenigen, welche ein beſonderes Intereſſe für mich hatten, habe ich vollkommen erſchöpft. Auch ſind wir alle vollkommen wohl. Die Geſundheit meiner Frau hat ſich ſogar verbeſſert. Sie iſt garnicht in Geſellſchaft gegangen, da man hier immer erſt um halb acht Uhr und oft ſpäter zu Mittag ißt und alſo die Abend-Geſellſchaften nicht vor elf Uhr angehen. Aber ſie hat alles geſehen, was Intereſſe für ſie hatte. Das Parlament geht jetzt zu Ende, und die Leute fangen ſchon an, aufs Land zu gehen, wo ſie nun bis zum März künftigen Jahres bleiben. Denn man richtet ſich hier nicht nach der Jahreszeit, ſondern einzig nach den öffentlichen Geſchäften. Auch macht die Jagd, daß jeder gern den ganzen ſpäten Herbſt über auf dem Lande bleibt. London wird dann ſehr leer, und es gibt dann faſt keine Geſellſchaften mehr. Die keine Landſitze haben, ſchämen ſich deſſen ordentlich und verhängen wohl gar ihre Fenſter gegen die Straße, um die Leute glauben zu machen, daß ſie auf dem Lande ſind. Das Landleben iſt aber größtenteils nur ein Verpflanzen der Geſellſchaft von der Stadt aufs Land. Dort hat jeder Beſitzer eine Menge von Beſuchen und macht Einladungen auf mehrere Tage. Auch ſind die Engländer auf dem Lande offener und mitteilender als im Getümmel der Geſchäfte und den Zerſtreuungen der Stadt.

Dem Gottesdienſte habe ich hier mit meiner Frau einigemal beigewohnt, er iſt mir aber weniger erbaulich erſchienen als bei uns. Es werden wohl zwei volle Stunden, ehe die Predigt angeht, mit Ableſen von Stücken aus der Bibel, Herſagen des Glaubens uſw. zugebracht. Bei dieſem Ableſen wiederholen diejenigen, welche dem Altar am nächſten ſind, vorzüglich die Kinder, welche in der Religion unterrichtet werden, die letzten Worte jedes Verſes. Dieſes hat natürlich etwas ſehr Einförmiges und iſt auf die Länge wahrhaft ermüdend. Geſang der Gemeinde iſt ſehr wenig und ebenſowenig Orgelſpiel, nur kurz und bald wieder abbrechend fallen Geſang und Orgel ein. Die Predigt iſt ebenfalls kurz, etwa eine halbe Stunde. Die wir hörten, war äußerſt kalt und durchaus nicht, was man erbaulich nennen kann. Wie man mir ſagt, iſt dies der Ton und die Art der meiſten Prediger hier. Dann hat noch das Äußere etwas ſehr Störendes. Nur eine Reihe Bänke, etwa der vierte Teil der Kirche, iſt für jedermann frei. Die anderen ſind verſchloſſen, gehören aber nicht einzelnen Perſonen, wie bei uns eigentümlich, wenigſtens nicht alle. Nun ſtehen, wenigſtens bis die Predigt angeht, zwei Frauen mitten in der Kirche, mit dem Geſicht gegen die Tür gewandt. Dieſe weiſen jedem, der kommt und es wünſcht, einen Platz in verſchloſſenen Bänken an und empfangen dann, wenn ſie die Leute wieder herauslaſſen, ein kleines Geſchenk. Ob ſie dies

ganz behalten oder etwas davon abgeben, weiß ich nicht. Immer aber iſt es widrig, den größten Teil des Gottesdienſtes über zwei Perſonen ohne alle Aufmerkſamkeit darauf und mit etwas ganz Weltlichem beſchäftigt zu ſehen. Freilich iſt das Herumgehen mit dem Klingelbeutel bei uns etwas noch mehr Störendes. Indes iſt es auch in mehreren Kirchen, wenigſtens im Preußiſchen, abgeſchafft.
Etwas ganz Neues für mich waren die Zuſammenkünfte der Quäker. Ich hatte, wie ich ſonſt hier war, ſie zu ſehen verſäumt. Jetʒt bin ich in einer geweſen. Der Saal war vor einigen Jahren angebaut, ſehr bequem und reinlich, aber ohne alle, auch die geringſte Verzierung oder Ausſchmückung. Das Licht fiel von oben ein, und weiter hatte der Saal keine Fenſter. Die Verſammlung war ſehr zahlreich, die Männer auf einer Seite, die Frauen auf der anderen. Die Quäker haben, wie Sie gewiß wiſſen, keine Prediger. Wer Mut und inneren Beruf in ſich fühlt zu reden, der ſteht auf und tut es. Sonſt herrſcht in der Verſammlung eine Totenſtille. Wer ſpricht, tut das entweder von der Stelle aus, wo er iſt, oder geht auf einen etwas erhöhten Platʒ, auf dem aber mehrere zugleich ſtehen können und der garnicht einer Kanzel gleicht. Als wir darin waren, war es die zwei Stunden, die die Verſammlung dauerte, faſt ohne alle Unterbrechung ſtill. Indes ſprach doch ein Mann und zwei Frauen. Sie ſagten nur einzelne, aber ſelbſt, und wie

es ſchien, im Augenblick gemachte Gebete, von ganz kurzen Betrachtungen begleitet. Was ſie aber ſprachen, war in ſich ſehr gut, von vielen Sprüchen aus der Bibel begleitet und mit großer Innigkeit und Herzlichkeit vorgetragen. Erſt am Ende meines Briefes ſage ich Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichſten Dank für den Ihrigen, den ich zu ſeiner Zeit richtig empfangen habe, und der wie alle ſo viel Freundſchaftliches, Gutes und Liebes enthält. Sie können unausgeſetzt feſt überzeugt ſein, daß dieſe Geſinnungen für mich den größten Wert haben und immer behalten werden.
Leben Sie nun herzlich wohl und erhalten mir Ihre liebevollen Geſinnungen, ich verbleibe mit denſelben Ihnen wohlbekannten unveränderlich Ihr H.

Salzburg, den 14. Auguſt 1828.

Ich ſchreibe Ihnen wieder aus Deutſchland, liebe Charlotte, und aus der Gegend, die man wohl die ſchönſte von Deutſchland nennen kann. Wenigſtens kenne ich keine, die man als ſchöner rühmen könnte. Die Lage iſt wirklich prachtvoll, eine lachende, fruchtbare Ebene, von der man überall die Anſicht majeſtätiſcher Gebirge hat und in der ſelbſt einige wie hingeſchleuderte Felſenpartien liegen. Dieſe ſind wirklich merkwürdig, und ich ſah nirgends ſonſt ähnliche dieſer Art. Es ſind nicht einzelne Felsſtücke

bloß, noch weniger einzelne gipfelige Berge, ſondern hohe, lange und verhältnismäßig ſchmale Felsmaſſen, die auf ihrer Oberfläche eine mit fruchtbarer Erde bedeckte, mit Gärten und Häuſern geſchmückte Ebene bilden. Unſere Reiſe von London bis hierher war ſehr glücklich, nur hat das Wetter uns garnicht begünſtigt. Bloß einzelne heitere und ſonnige Tage, ſonſt meiſtenteils Sturm und Regen. Kam ein ſchöner Tag, ſo war er gleich von ſo ſchwüler Hitze und ſo ſtechender Sonne, daß ſich ein Gewitter zuſammenzog und wieder Kühle und Regen herbeiführte. In London, Paris und Deutſchland war dasſelbe unerfreuliche Wetter. Indes iſt das nun vorüber, und meine Wünſche gehen nur dahin, daß es beſſer mit dem Wetter während des Gaſteiner Badeaufenthalts ſei. In der Mitte hoher Gebirge und auf einem ſo hohen Standpunkte, wo das Haus, in dem man wohnt, wenigſtens ſo hoch als der Gipfel des Brocken liegt, ſind milde Sonne und liebliche warme Luft mehr als bloß angenehme Zugaben zum Daſein. Unſere Überfahrt von London nach Calais war wieder ſehr glücklich, nur ging die See ſehr hoch, und ſo machte das Schwanken des Schiffs viele Kranke. Ich litt keinen Augenblick, ſondern ergötzte mich eher am Schaukeln. In Paris verlebte ich noch eine ſehr angenehme Woche. Ich würde recht gern einmal ein ganzes Jahr dort zubringen, und da meine Frau den Aufenthalt dort auch liebt, ſo richte ich es vielleicht

einmal ſo ein. Der Weg durch das ſüdliche Deutſchland über Straßburg iſt ſehr ſchön und bequem, und wenn wir fortfahren, Gaſtein zu beſuchen, ſo ließe es ſich ſehr gut machen, nach dem geendigten Badeaufenthalte eines Jahres nach Paris zu gehen und zu dem des folgenden Jahres von da zurückzukehren. Doch kommt zwiſchen ſolche Pläne leicht vieles ~ und ſo iſt es bis jetzt mehr Idee als Plan. In Straßburg iſt eine ſehr hübſche Miſchung von franzöſiſcher und deutſcher Art. Die Natur iſt deutſch in Gegend und Menſchen. Das wird man gewahr, wie man den Elſaß von dem ſchönen Bergrücken von Zabern überſieht. Es iſt einer der ſchönſten Anblicke, die man haben kann. Lieblich geformte Hügel und Berge, ſchön mit Gebüſch und Wald bekränzt, und auf den Gipfeln mehrere Gemäuer alter Burgen, ganz wie man ſie ſo oft in Deutſchland ſieht, wie ſie aber Frankreich gänzlich fremd ſind. Die Phyſiognomien bieten auch ganz deutſche Geſichtszüge dar, und ebenſo iſt auch das Benehmen der Menſchen im ganzen. Damit iſt nun das franzöſiſche Weſen verbunden und gleichſam darauf gepfropft. Ich finde dieſe Miſchung intereſſant und angenehm zugleich. Von einer anderen Seite betrachtet, könnte man auch vielleicht anders darüber urteilen, und gerade über die Vermiſchung das Verdammungsurteil ausſprechen. Denn es iſt freilich nun weder echte Deutſchheit, noch wahres franzöſiſches Weſen in ihnen. Das fühlt ſich am meiſten in

der Sprache. Sie ſind wohl aus dem einen heraus, aber nicht völlig ins andere hinein gekommen. Nach dem Elſaß und wohl noch mehr iſt Schwaben ein liebliches Land, in den Gegenden wie den Menſchen. Wenn die Schwaben wie zu einem Sprichwort in Deutſchland geworden ſind, ſo iſt das einer Art Naivetät zuzuſchreiben, die der ſpöttiſch Urteilende leicht von einer lächerlichen Seite als Einfalt darſtellen kann. Mehr und bös iſt's auch wohl mit dem Spottnamen nicht gemeint. An ſich ſind die Schwaben vielleicht die lebhafteſte, leicht beweglichſte und phantaſiereichſte unter den deutſchen Völkerſchaften.
Es freut mich, daß Sie ſich fortwährend gern mit dem Sternenhimmel beſchäftigen, wie ich es beklage, daß mein Auge nicht mehr dafür ausreicht. Ich gebe ſehr ungern einen Genuß auf, der mich ſo oft geſtärkt und erhoben hat, und eines Glaſes bediene ich mich nicht gern. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 2. September nach Bad Gaſtein über Salzburg, nachher nach Berlin.
Leben Sie recht wohl, mit dem lebhafteſten Anteil der Ihrige. H.

Bad Gaſtein, den 14. September.

Ein einfach ruhig zufriedenes Stilleben, wie Sie es genießen und ſich nach Ihrer Neigung geſchaffen haben, iſt eigentlich das Höchſte, was der Menſch beſitzen kann. Es

ist meiner innersten Empfindung nach nicht nur dem nach außenhin mannigfach bewegten Leben vorzuziehen, sondern auch wirklicher innerer, aber nur augenblicklich erscheinender Freude wenigstens gleichzusetzen. Die Stille und Ruhe gönnen dem inneren Sein eine tiefere Macht und ein freieres Walten, und es ist immer, meiner aus langer Erfahrung geschöpften Überzeugung nach, besser, wenn das Innere nach außen, als wenn umgekehrt das Äußere nach innen strömt. Es scheint zwar wohl, als könnte sich das Innere nur von außenher bereichern und befruchten; allein dies ist ein trügerischer Schein. Was nicht im Menschen ist, kommt auch nicht von außen in ihn hinein; was von außen in ihn eingeht, ist nichts als ein zufälliger Anhalt, an dem sich das Innere, aber immer aus seiner nur ihm angehörenden eigentümlichen Fülle entwickelt. So wie ein tiefer und reicher Gehalt inwendig vorhanden ist, so kommt es niemals so viel auf den äußeren Anlaß der Entwicklung an. Jeder, auch der kleinste, ist hinreichend, da hingegen bei mangelndem inneren Gehalt auch der reichlichste äußere Zufluß wenig oder nichts hervorbringen würde. Ich habe dies oft in Absicht von wissenschaftlichen Kunstkenntnissen gesehen. Bei Männern ist weniger zu bemerken, da sie diese Kenntnisse sehr oft wieder nur zu äußeren Zwecken anwenden und man weiter nun nichts gewahr wird, oder danach fragt, wie dieselben auf ihr Inneres gewirkt haben. Aber bei Frauen ist

das anders, und da ſind mir mehrere vorgekommen, die wirklich recht viele und in gewiſſer Art ſogar gelehrte Kenntniſſe hatten, aber in ihrem Geiſt und Gemüte, alſo in ihrem ganzen Innern darum nicht mehr gebildet, wenigſtens nicht mehr bereichert waren, als wenn ihnen das alles gefehlt hätte. So ſehr kommt es darauf an, daß das Innere dem äußeren Objekt, welches es in ſich aufnimmt, auch ſelbſtändig entgegenwirke. . . .
Wir reiſen den 17. d. M. von hier, halten uns aber, wenn nichts dazwiſchen kommt, noch einige Tage in Franken auf. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß wir erſt im Anfang Oktober nach Berlin und Tegel zurückkommen. Schreiben Sie mir nach Berlin wie gewöhnlich. So werden alsdann die ſechs Monate abgelaufen ſein, wo ich einen ſo wechſelnden Aufenthalt gehabt habe. Leben Sie recht wohl und rechnen Sie fortdauernd mit Gewißheit auf meine unveränderliche Teilnahme. Ganz der Ihrige. H.

Tegel, den 16. Oktober 1828.

Es mag wohl ein Jahr her ſein, daß ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht von hier aus ſchrieb. Ich freue mich aber deſto mehr, es heute zu tun, und danke Ihnen recht herzlich, daß Sie mich in Ihrem lieben Brief, den ich hier fand, ſo herzlich beglückwünſchen zu der Heimkehr in die ſchöne, liebliche Heimat. Ja, liebe Charlotte, Sie haben recht,

darin eine eigene Freude zu ſehen, und es erhöht in der Tat die meinige, daß Sie dieſelbe ſo liebevoll mitempfinden.
Es freut mich ſehr, daß fortwährend die Sterne Ihnen eine wohltuende, erheiternde Beſchäftigung gewähren, um ſo mehr, da Sie mir ſagen, daß Sie doch oft in einer mehr als wehmütigen Stimmung ſich befinden.
Am Himmel werden Sie ſich bald orientieren, da Sie einen ſchönen und weiten Horizont von allen Seiten haben und in Ihren Beobachtungen fortfahren. Außer dem Buche von Bode, das ich Ihnen einmal empfohlen habe, kann ich Ihnen für das Erkennen der Sterne einen Rat geben, der Ihnen gewiß nützlich ſein wird. Man muß nämlich den Himmel nach einer gewiſſen Methode durchgehen und ſich große Abteilungen machen. Zuerſt müſſen Sie ſuchen, die Sterne recht genau und feſt zu erkennen, die bei uns niemals untergehen und nur vor der Helligkeit des Tages verſchwinden, ſonſt aber ihren ganzen täglichen Kreis vor unſeren Augen vollenden würden. Sie ſtehen bekanntlich nur, wie Sie wiſſen, im Norden und drehen ſich um den Polarſtern und die beiden Bären herum und ſind leicht zu erkennen, da man ſie an jedem ſternenhellen Abend ſieht, und ſie zu denſelben Stunden in allen Jahreszeiten dieſelbe Stelle haben. Zu dieſen gehört auch die Capella, deren Sie erwähnen. Zweitens müſſen Sie die zwölf Sternbilder des Tierkreiſes aufſuchen. Man ſieht in jeder

Jahreszeit immer nur ſechs auf einmal am Himmel. Bliebe man eine ganze Nacht auf, ſo gehen natürlich einige unter und andere kommen herauf. Allein einige werden dann immer vom Tage überholt. Wenn man nur *eins* recht feſt kennt, ſind die andern ſehr leicht zu finden, da ſie wie in einem großen Gürtel um den Himmel herumliegen, man alſo die Richtung, in der man ſuchen muß, nicht verfehlen kann, wenn man ſich vorher mit der Ordnung und Folgenreihe, vor- und rückwärts, recht bekannt gemacht hat. Die im Winter, im Januar und Dezember, ſo zwiſchen ſieben und neun Uhr erſcheinen, ſind ſchöner als diejenigen, die man zu gleicher Zeit im Sommer ſieht. Der Löwe iſt ein ſehr ſchönes Geſtirn, iſt aber jetzt erſt in ſpäten Stunden ſichtbar. Die Planeten erſcheinen immer nur in demſelben Gürtel und können diejenigen, die noch nicht recht geübt ſind, manchmal ſehr irre machen. Allein man lernt ſie doch auch bald unterſcheiden; kennt man einmal recht feſt die nie untergehenden nördlichen Geſtirne und die Tierkreiszeichen, ſo iſt es dann leicht, ſich für die noch übrigen Geſtirne zurechtzufinden. Denn nun macht man ſich mit denen bekannt, die zwiſchen dem Tierkreis und den nie untergehenden Geſtirnen, und dann mit denen, die zwiſchen dem Tierkreis und dem ſüdlichen Horizont auf- und untergehen. Bodes Anleitung zur Kenntnis des geſtirnten Himmels hat das Angenehme, daß ſie Karten

für jeden Monat enthält, auf denen man natürlich die Sterne leichter findet, da jede Karte genau so ist, als der Himmel zu einer dabei angegebenen Stunde an dem Tage, oder wenigstens in dem Monat gerade ist.
Sie sagen sehr richtig, daß das Betrachten des gestirnten Himmels von der Erde abzieht und die Seele mit höheren Ahnungen, Sehnen und Hoffen erfülle, tröste und erhebe. Das tut es im höchsten Grade. Wenn man diese unendliche, unzählige Menge von Gestirnen betrachtet und bedenkt, so scheint es zwar ein ordentlich schaudernder Gedanke, daß eine so ungeheure Menge im Weltall herumschwimmt. Der Mensch fühlt sich darin gleichsam wie erdrückt. Allein die Ordnung und Harmonie, in denen alle Bewegungen vor sich gehen und alle Zeiten hindurch vor sich gegangen sind, ist ein wohltätiges, tröstendes Zeichen einer höheren Macht, einer geistigen Herrschaft, die wieder beruhigt und die Besorgnis tröstend aufhebt. Mit unveränderlicher Teilnahme
Ihr H.

Berlin, den 16. November 1828.

Sie klagen auch darüber, liebe Charlotte, daß es oft ist, als könne man im Schreiben garnicht fort; Augen, Hand und Feder sind wie im Bündnis gegen alles Gelingen der Handschrift. Man gibt sich Mühe, nimmt sich vor, recht langsam zu schreiben,

damit es nur deutlich werde, aber alle Vorsätze scheitern, und es ist närrisch, daß man dann immer kleiner und kleiner schreibt. Mir geht es oft so, als ob ich gar keine großen Buchstaben machen könnte, und ich denke dann, wieviel Nachsicht Sie und alle haben müssen, die mich lesen wollen. Wirklich war Ihr letzter Brief auch weniger hübsch und gut, als Sie sonst tun, geschrieben. Die Handschrift war nicht undeutlich, aber man sah ihr die Beschwerde an.

Aber mit mehr Bedauern habe ich gesehen, daß Sie sehr bekümmert und sorgenvoll waren. In solchen Gemütszuständen, liebe Freundin, muß man immer die äußeren Veranlassungen scheiden von der inneren Anlage des Gemüts zu Heiterkeit und Ruhe, oder zu Besorgnis und Schmerz. Das Innere ist immer das Mächtigste. Auch wahres, selbst erschütterndes Unglück wird leichter und schwerer aufgenommen, je nachdem die Seele schon von lichteren und düsteren Ideen erfüllt ist. Bei Ihnen scheint mir das gerade jetzt noch mehr der Fall, und da bitte ich Sie inständig, dem entgegen zu arbeiten. Ich rechne es schon zu diesen dunklen Stimmungen, daß Sie, ohne doch krank zu sein, bald zu sterben glauben. Sie sagen zwar, und gewiß mit voller Wahrheit, daß Ihnen gerade die Todesgedanken freudige und Ihrer Neigung zusagende sind, und niemand kann dies besser begreifen als ich. Ich habe nie die mindeste Furcht vor dem Tode gehabt, er wäre mir in

jedem Augenblick willkommen. Ich ſehe ihn als das an, was er iſt, die natürliche Entwickelung des Lebens, einen der Punkte, wo das unter gewiſſen endlichen Bedingungen geläuterte und ſchon gehobene menſchliche Daſein in andere, befriedigendere und erhellendere gelangen ſoll. Was menſchlich iſt, in dem Ausbildungsgange des Lebens liegt, was alle Menſchen miteinander teilen, das kann der irgend Weiſe nicht fürchten, er muß es vielmehr begünſtigen und lieben, gleichſam mit Wißbegierde, ſo lange die Beſinnung ihm beiwohnt, auf den Übergang achten, verſuchen, wie lange er das fliehende Hier noch zu halten vermag. Ich hörte bisweilen ſagen, der Tod müſſe gewiß von einem wohltätigen und angenehmen Gefühl begleitet ſein, und das iſt mir ſelbſt, wenn auch manchmal das Gegenteil ſtattzufinden ſcheint, glaublich. Die Schmerzen pflegen zu weichen, alle Unruhe ſich zu legen, und faſt immer haben Tote, ehe die Züge entſtellt und verzogen werden, etwas Ruhiges, Friedliches, ſelbſt oft etwas Erhebendes und Verklärtes. Bei alledem muß man es doch eine düſtere Gemütsſtimmung nennen, wenn man ſich dem Tode nahe glaubt. Der Tod iſt immer ein Ausſcheiden aus aller bekannten Heimat, ein Gehen ins Neue und Fremde. So trafen äußere unerwünſchte Umſtände ſchon bei Ihnen auf ein wenigſtens ſehr ernſt bewegtes Gemüt. Suchen Sie, teure Charlotte, denn auch hier da die Heilmittel,

wo Sie ſie ſchon oft fanden, in Ihrem Innern, in Ihrem Gottvertrauen, was Sie nie im Stich ließ. Es wird Sie aufs neue retten, und Troſt und Hilfe erſcheinen, wenn Sie ſie auch noch nicht ſehen. Immer ſchütten Sie Ihr beklommenes Herz mir aus, immer werden Sie dieſelbe Teilnahme in mir finden, die keiner Veränderung fähig iſt. Ganz der Ihrige. H.

Den 16. Dezember 1828.

Es wird mich ſehr freuen, eine Fortſetzung Ihrer Lebenserzählung zu bekommen. Sie wiſſen, daß ich auch an Ihrem vergangenen Leben einen warmen und innigen Anteil nehme, und daß außerdem ſchon jede recht individuelle Schilderung für mich einen hohen Reiz hat, der mich anzieht und verweilen läßt. Ich fühle aber ſehr gut, daß eine ſolche Schilderung aufzuſetzen und aus den Händen zu geben, eine große und ſchwer zu überwindende Schwierigkeit hat. Es kommen doch im Leben der Menſchen immer Dinge vor, die gerade in den beſten und feingeſinnteſten Gemütern eine gewiſſe Scheu, ſie auszuſprechen, hervorbringen. Ich meine damit garnicht ſolche, die man ſich gleichſam zu geſtehen ſcheute, weil man fürchtet, deshalb ungünſtig beurteilt zu werden. O nein, es gibt Dinge, die garnicht dieſer, ſondern ganz entgegengeſetzter Natur ſind, und deren man ſich eher rühmen könnte, die aber doch ein gewiſſes

Zartgefühl über die Lippen gehen zu lassen und gar durch die Feder dem Papier anzuvertrauen verbietet oder schwer macht. Es kommen auch Dinge vor, die andere in ein nachteiliges Licht stellen, und die man also, wie sehr es auch ihre Urheber verdient haben möchten, ungern ans Licht bringt. So wie man aber von dem Grundsatz abgeht, bei einer Lebenserzählung nur bloß und einfach die Erinnerungen seines Gedächtnisses abzuschreiben und gänzlich darauf Verzicht zu leisten, zu beurteilen, was wohl gesagt werden kann, und was verschwiegen oder verhüllt werden muß, so ist der Reiz einer wahren Naturschilderung dahin. Es ist nicht die einfache, nicht die vollständige, und mithin nicht die wahre Geschichte. Es ist keine Erzählung der Vergangenheit, sondern eine aus dem Standpunkt des späteren Lebens gemachte Beschreibung derselben. Man glaubt wohl, die moralische und geistige Wahrheit, um die es eigentlich zu tun sei, verliere nichts, wenn man zwar hier und da eine Tatsache nur halb oder allgemein erzählt, allein ganz treu und wahr die Wirkung schildert, die diese Tatsache auf die Empfindung und das Gemüt hervorgebracht habe. Wenn z. B. jemanden ein verletzendes Wort gesagt worden sei, so komme es nicht darauf an, dies selbst zu wiederholen. Man könne es vielmehr ganz füglich verschweigen, wenn man nur den Eindruck des Wortes auf den, der es hören mußte, beschreibt. Dies ist aber durchaus falsch. Denn

es hört nun aller Maßſtab der ganzen Szene auf, den der Art und dem Grade nach bloß das Wort ſelbſt, einfach ausgeſprochen, geben kann. Ich ſage Ihnen das ſo ausführlich, weil ich mit Ihnen recht offenherzig und nicht bloß obenhin über die Fortſetzung Ihrer Lebens- erzählung ſprechen möchte. Ich kann Ihnen nicht raten, dieſelbe weiter als zu dem Punkte fortzuſetzen, wo Sie ſicher ſind, alles und jedes, wie es Ihnen Ihr Gedächtnis gibt, ohne die mindeſte und leiſeſte Retizenz niederzu- ſchreiben. Dies war in dem Teile, den Sie mir bis jetzt ſchickten, nicht nur möglich, ſondern Ihnen nach Ihrem Charakter ſelbſt leicht, und ich bin ſicher, daß Sie in dieſem ſo gehandelt haben. Sie konnten es, ohne irgendein eigenes oder fremdes Gefühl zu verletzen. Es iſt mög- lich, daß dies auch ferner der Fall ſei, allein ich kann mir auch ſehr gut das Gegenteil denken. Dann würde ich es ganz natürlich finden, daß Sie den Schmerz der Erinnerung ſcheuen und vernarbte Wunden nicht aufreißen wollen; mir aber würde durch den Gedanken eines ſolchen mir gebrachten Opfers alle Freude genommen, die mir bisher durch den Empfang jedes Ihrer Hefte geworden. Wenn von Bio- graphie die Rede iſt, habe ich nun einmal den Begriff nur von hiſtoriſcher Wahrheit, von dem ich, bei dem großen und innigen Anteil, den ich an Ihnen nehme, auch mit dem beſten Willen nicht abgehen könnte. An ſich aber halte ich es für gut und heilſam, ſein eigenes

Leben so buchstäblich durchzugehen, und das Zartgefühl, das Retizenzen hervorbringt, für ein falsches, obgleich unendlich natürliches und daher verzeihliches. Indes mißtraue ich hier meinem eigenen Gefühle, da ich bei weitem mehr ein glückliches Leben, in einer ganz genügenden Lage, geführt habe; man könnte dann leicht dahin kommen, den unrichtigen Maßstab an andere zu legen, wovor ich mich immer gehütet habe. Noch einmal also, liebe Charlotte, wiederhole ich das schon oft Gesagte, folgen Sie Ihrem Gefühl; leidet dies nicht bei der Arbeit, so rechnen Sie immer mit Gewißheit darauf, daß Sie mir eine große Freude dadurch machen, aber nur auch unter der Bedingung, daß Sie ganz und ohne alle Retizenz wahr schreiben können. Sie können zu mir auch, wie man im Sprichwort sagt, wie in ein Grab sprechen. Ihre Hefte liegen wohlverwahrt in meinem Pult und können nach meinem Tode nur ins Feuer, ungelesen, gehen. In meiner Lage habe ich Gelegenheiten, dies zu veranstalten, die durch keinen Zufall irgendeiner Art vereitelt oder umgangen werden können. Ich halte es für Pflicht, Sie über diesen Punkt auch fest zu beruhigen, es ist schon Pflicht der Dankbarkeit für die vertrauensvolle, innige, rücksichtslose Hingabe, die Sie mir seit einer langen Reihe von Jahren bewiesen und offen gezeigt haben.
Das Jahr ist am Abscheiden, und wie ich gern verweile bei so viel schönen Genüssen, die es

gewährte, worunter ich auch Ihr Wiederſehen rechne, ſo ſcheide ich nicht ohne ſehr trübe Ahnung deſſen, was das kommende bringen kann – und ich erkenne mit wehem Gefühl, daß es ähnlich in Ihrem Gemüte iſt. Möge die Vorſehung von Ihnen, gute Charlotte, neue Prüfung abwenden! Das iſt mein herzlicher Wunſch.
Seit unſerer Rückkunft iſt meine Frau bedeutend an mehreren zuſammenkommenden Übeln krank; es iſt wenigſtens kein Zeitpunkt der Beſſerung mit Wahrſcheinlichkeit vorauszuſehen. Dies ſtört meine innere Lage in dieſem Winter ſehr.
Ich bitte Sie, mir den 30. d. M zu ſchreiben. Leben Sie recht wohl und rechnen Sie immer auf meine Ihnen bekannten Geſinnungen der Zuneigung und lebhaften Teilnahme. Ganz der Ihrige. H.

Berlin, März 1829.

Ihr Brief hat mich in einer Zeit gefunden, die ich zu den traurigſten meines Lebens rechnen kann. Mit meiner Frau geht es zwar etwas leidlicher, allein der Zuſtand iſt von einem Tage zum andern immer mehr von der Art, daß er über den endlichen Ausgang keinen Zweifel übrig läßt.
In ſolchen Momenten, die zu den ernſteſten des Lebens gehören, bedarf man es, ſich in ſich zurückzuziehen und die Faſſung da zu ſuchen, wo die Quelle aller Stärke und aller inneren Ausgleichung mit dem Schickſal iſt.

Berlin, den 31. März 1829.

Ich kann Ihnen, liebe Charlotte, heute nur wenige Zeilen schreiben. Ich habe den tiefen Schmerz erfahren, dem ich, wie Ihnen mein letzter Brief sagte, entgegensah. Meine Frau ist am 26. d. M. früh gestorben und gestern in Tegel beerdigt worden. Sie hatte ein viermonatiges Krankenlager erduldet und viel gelitten, wenn sie auch von heftigen Schmerzen ziemlich befreit blieb. Ihr klarer, heiterer, dem Tode und dem Leben eigentlich gleich zugekehrter Sinn war ihr unverrückt geblieben. Ihre letzten Stunden waren ruhig, sanft und durchaus schmerzlos. Sie behielt bis zum letzten Atemzug ihre volle Besinnung und sprach noch wenige Augenblicke vor ihrem Verscheiden mit fester, unbewegter Stimme mit uns, ihren beiden älteren Töchtern und mir. Ihre Worte waren eben so einfach, als der Ton ruhig, in dem sie sie sprach. Je näher der Augenblick des Todes kam, je ruhiger und friedlicher wurden ihre Züge. Auch nicht das leiseste Zucken der Lippen entstellte sie. Ihr Tod war ein allmähliches Übergehen in einen tiefen Schlaf.

\+ \+ \+

Später.

Ich habe einen ganz unerwarteten, neuen und sehr bitteren Verlust erlitten. Ein sehr genauer Freund von uns, der alle Abende seit Jahren, wenn wir in der Stadt waren, bei uns zubrachte

und auf dem Lande oft bei uns war, ist nach einer sehr kurzen Krankheit gestorben. Er hatte noch mit mir am Grabe meiner Frau gestanden, und gestern war ich bei seinem Leichenbegängnisse. Sein Verlust betrübt mich sehr und ich werde ihn schmerzlich vermissen.

Berlin, den 18. Mai 1829.

Unsere Briefe, liebe Charlotte, haben sich gekreuzt. Mein Brief wird Ihnen gezeigt haben, daß ich Ihrem Wunsch, Nachricht von mir zu erhalten, zuvorgekommen bin. Und weil Sie es gern sehen, sage ich Ihnen zuerst, daß meine Gesundheit ganz gut ist. Im höheren Alter, wie ich mich darin befinde, hat man immer hie und da eine kleine Unbequemlichkeit und nach langen Wintern leicht Rheumatismen. An solchen Kleinigkeiten leide ich natürlich auch bisweilen, allein das geht vorüber. Wenn meine Briefe nichts von Krankheit sagen, können Sie mit Sicherheit annehmen, daß ich gesund bin. Von meinem Befinden und überhaupt von mir zu reden, ist mir im hohen Grade zuwider. Mich freut eine liebevolle Teilnahme, wenn ich, wie bei Ihnen, liebe Charlotte, überzeugt bin, daß sie aus aufrichtiger und wahrhaft teilnehmender Brust, aus innig teilnehmendem Herzen entspringt. Aber sie würde mir peinlich werden, wenn ich sie gewissermaßen in Anspruch nehmen, sie an

einzelnen Beispielen wahrnehmen müßte. Sie ist mir ein schöner Genuß, wenn ich sie mir überhaupt als in den Gesinnungen liegend denke, die Sie mir seit so langer Zeit mit so großer Treue schenken, und auf deren Beständigkeit ich immer mit Sicherheit rechnen kann.

Ich schrieb Ihnen neulich von dem Tode eines vertrauten Freundes, in dem ich sehr viel verloren habe. Jetzt blühen nun schon Frühlingsblumen auf seinem Grabe, wie auf dem meiner Frau. So geht die Natur ihren ewigen Gang fort und kümmert sich nicht um den in ihrer Mitte vergänglichen Menschen. Mag auch das Schmerzhafteste und Zerreißendste begegnen, mag es sogar eine unmittelbare Folge ihrer eigenen, gewöhnlichen Umwandlungen oder ihrer außerordentlichen Revolutionen sein, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit scheinbarer Gefühllosigkeit.

Diese Erscheinung hat, wenn man eben vom Schmerz über ein schon geschehenes Unglück oder von Furcht vor einem drohenden ergriffen ist, etwas wieder schmerzlich Ergreifendes, die innere Trauer Vermehrendes, etwas, das schaudern und starren macht. Aber so wie der Blick sich weiter wendet, so wie die Seele sich zu allgemeinen Betrachtungen sammelt, so wie also der Mensch zu der Besonnenheit und Ergebung zurückkehrt, die seiner wahrhaft würdig sind, dann ist gerade dieser ewige,

wie an ihr Gesetz gefesselte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes. Es gibt dann doch auch hier schon etwas Festes, »einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen«, wie es einmal in einem Schillerschen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Der Charakter, den die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, kein auch die feinste Empfindung verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich verbreitet, die Pracht und Herrlichkeit, in die sie sich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückstoßendes. Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüten des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände in vollen Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmut an, in welcher eine gewisse Süßigkeit und Heiterkeit selbst ihm garnicht fremd sind.

Sieht man endlich die Natur nicht wirklich als das All, als das die Geister- und Körperwelt vereinigende Ganze an, nimmt man sie nur als den Inbegriff der dem Schöpfer dienenden Materie und ihrer Kräfte, so gehört nicht der Mensch, sondern nur der Staub seiner irdischen Hülle ihr an. Er selbst, sein höheres und eigentümliches Wesen, tritt aus ihren Schranken heraus und gesellt sich einer höheren Ordnung der Dinge bei. Sie sehen hieraus ungefähr, wie mich der zwar langsam erscheinende, aber schöne Frühling ergreift, wie ich ihn genieße, wie er sich mit meinen innersten Empfindungen mischt. Es gibt Ihnen zugleich ein Bild meines Innern selbst. Mein Leben kann keine wahrhaft freudigen Eindrücke, nur wehmütige und traurige in diesem Augenblick erfahren, und wenn ich in diesem Augenblick sage, so tue ich das nur, weil ich nie gern etwas von der Zukunft sage, weil ich von aller Affektation immer frei gewesen bin, und, wenn eine wahrhaft fröhliche Stimmung in mich zurückkehrte, ich gar kein Hehl haben würde, es zu sagen, und kein Bedenken, mich ihr zu überlassen. Eigentlich glaube ich aber allerdings, daß meine jetzige Stimmung auch meine künftige sein wird. Ich habe nie begriffen, wie die Zeit einen Schmerz um einen Verlust soll verringern können. Das Entbehren dauert durch alle Zeit fort, und die Linderung könnte nur darin liegen, daß sich die Erinnerung an den Verlust schwächte, oder man sich gar im

Gefühl des Alleinſtehens enge an ein anderes Weſen anchlöſſe, was, hoffe ich, mir ewig fern bleiben wird, wie es jeder edeln Seele fern bleibt. Es iſt mir aber auch ſehr recht, daß es in mir bleibe ſo wie es iſt. Ich habe für mich nie das Glück in freudigen, das Unglück nie in ſchmerzhaften Empfindungen geſucht, das, was die Menſchen gewöhnlich Glück oder Unglück nennen, nie ſo angeſehen, als hätte ich ein Recht zu klagen, wenn ſtatt des Genuſſes des erſteren das letztere mich beträfe. Ich bin eine lange Reihe von Jahren an der Seite meiner Frau unendlich glücklich geweſen, größtenteils allein und ganz durch ſie, und wenigſtens ſo, daß ſie und der Gedanke an ſie ſich in alles das miſchte, was mich wahrhaft beglückte. Dies ganze Glück hat der Gang der Natur, die Fügung des Himmels mir entzogen, und auf immer und ohne Möglichkeit der Rückkehr entzogen. Aber die Erinnerung an die Verſtorbene, das, was ſie und das Leben mit ihr in mir gereift hat, kann mir kein Schickſal, ohne mich ſelbſt zu zerſtören, entreißen. Es gibt glücklicherweiſe etwas, das der Menſch feſthalten kann, wenn er will, und über das kein Schickſal eine Macht hat. Kann ich mit dieſer Erinnerung ungeſtört in Abgeſchiedenheit und Einſamkeit fortleben, ſo klage ich nicht und bin nicht unglücklich. Denn man kann großen und tiefen Schmerz haben und ſich doch darum nicht unglücklich fühlen, da man dieſen Schmerz ſo mit dem eigenſten

Wesen verbunden empfindet, daß man ihn nicht trennen möchte von sich, sondern gerade, indem man ihn innerlich nährt und hegt, seine wahre Bestimmung erfüllt. Die Vergangenheit und die Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch ein unaussprechlich süßer Genuß. Man schließt sich in Gedanken mit dem Gegenstande ab, den man geliebt hat und der nicht mehr ist, man kann sich in Freiheit und Ruhe überall nach außen hinwenden, hilfreich und tätig sein, aber für sich fordert man nichts, da man alles hat, alles in sich schließt, was die Brust noch zu fühlen vermag. Wenn man das verliert, was einem eigentlich das Prinzip des gedankenreichsten und schönsten Teils seiner selbst gewesen ist, so geht immer für einen eine neue Epoche des Lebens an. Das bis dahin Gelebte ist geschlossen, man kann es als ein Ganzes überschauen, in seinem Gemüt durch Erinnerung festhalten und mit ihm fortleben; Wünsche aber für die Zukunft hat man nicht mehr, und da man durch diese Erinnerung eine beständige geistige Nähe gewissermaßen genießt, in allen seinen Kräften sich gehoben empfindet, behält auch das Leben, das ja die Bedingung aller dieser Empfindungen ist, noch seinen Reiz. Ich empfinde keine Freude der Natur schwächer als sonst, nur die Menschen meide ich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfnis ist.

Tegel, den 12. Juni 1829.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Freundin, für Ihren letzten Brief, den ich mit großem und gewohntem Anteil gelesen habe. Ich danke Ihnen besonders für das, was Sie in Rücksicht auf mich und meine Gefühle sagen. Sie sehen aus meinen Briefen, daß ich ruhig und besonnen bin. Ich lebe, und das kann nur mit jedem Jahr ausschließlicher zunehmen, im Andenken der Vergangenheit, mit dem Glück, das die Gegenwart nicht mehr gibt. In diesem Andenken bin ich reich, und insofern zufrieden, als ich fühle, daß dies gerade das Glück ist, das dieser Periode meines Lebens entspricht. Außer diesem Andenken suche ich nichts, sehe mich nicht in diesem Leben nach Ersatz, Trost, Beruhigung um. Ich fordere nichts und bedarf von dieser Seite nichts. Gegen meine Kinder bin ich wie sonst. Es hat sich nichts in meinen Gefühlen für sie geändert, als daß ich Mitleid mit ihrem Schmerz über den gleichen Verlust empfinde. Mich enger an sie anschließen, mehr für sie sorgen, kann ich nicht, da ich das immer so viel getan, als ich vermochte. Alle übrigen Verhältnisse bleiben mir gerade dasselbe, was sie mir gewesen sind, und ich bin gewiß nicht weniger teilnehmend, hilfreich, aufgelegt mit Rat und Tat beizustehen als früher. So, liebe Charlotte, müssen Sie sich mein Inneres denken, und Sie sehen, daß Sie auf keine Weise besorgt um mich zu sein brauchen. Was ich er-

fahren, liegt im natürlichen Laufe der Dinge. Die zuſammen die Lebensbahn gehen, müſſen ſich an einem Punkt ſcheiden; es iſt glücklicher, wenn die Zwiſchenzeit ſehr kurz iſt, in der ſie einander folgen. Allein aller Verluſt von Jahren iſt kurz gegen die Ewigkeit. In mir geht nichts anderes vor, als daß mein Inneres ſich ungekünſtelt, unabſichtlich, ohne durch Vorſätze oder Maximen geleitet zu ſein, bloß ſich ſeinem Gefühl überlaſſend, mit der Lebens- oder Schickſalsperiode, wie Sie es nennen wollen, ins Gleichgewicht ſetze, in die ich unglücklicherweiſe früher getreten bin, als es der gewöhnliche Gang des Lebens erwarten ließ. An einem ſolchen Gleichgewicht darf es dem Menſchen, meiner Empfindung nach, nie fehlen, das Streben danach ſollte ihm wenigſtens immer eigen ſein. Es iſt dies gar keine Klugheitsregel, kein Bemühen, ſich heftige Empfindungen zu erſparen. Das Setzen ins Gleichgewicht wird oft nur dadurch erreicht, daß man viel Schmerz, phyſiſchen und moraliſchen, in ſein Daſein mit aufnimmt, aber es beſteht darin die wahre Demütigung unter die Fügung des Geſchickes, die ich in mir immer als die erſte und höchſte Pflicht des Menſchen betrachte. Gehe ich nun in meine gegenwärtige Lebensepoche zurück, ſo kann in ihr ein gewiſſes Anſchließen an Perſonen und an die Welt nicht mehr liegen, aber das wohltätig aus ſich Hinausgehen, die Geneigtheit, Anteil zu nehmen und in jeder möglichen Art zu geben, ſind gewiſſermaßen

in dem Grade größer, als man minder geneigt zum Empfangen, wenigſtens die Seele garnicht gerade darauf gerichtet iſt.
Es freut mich ſehr, daß Sie nicht aufhören, ſich mit den Sternen gern und anhaltend zu beſchäftigen. Der Himmel und der Eindruck, den er auf das Gemüt durch ſeinen bloßen Anblick macht, iſt ſo verſchieden von der Erde in allen Gefühlen und Vorſtellungen, daß, wer nur an der Natur des Erdbodens Gefallen findet, die Hälfte, und gerade die wichtigſte Hälfte der ganzen Naturanſicht entbehrt. Ich ſage darum nicht, daß ſich der Schöpfer größer, weiſer oder gütiger am Firmament offenbart als auf der Oberfläche der Erde. Seine Macht, Weisheit und Güte leuchten aus jedem Weſen ebenſo wie aus dem größten Weltkörper hervor. Allein der Himmel erweckt unmittelbar im Gemüt reinere, erhabenere, tiefer eindringende und uneigennützigere, weniger ſinnliche Gefühle. Leben Sie recht wohl. Ich bleibe mit der unveränderlichſten Teilnahme und Freundſchaft der Ihrige. H.

Tegel, Juli 1829.

Daß ein Unglück das andere, aber auch ein Glück das andere nach ſich zieht, iſt zu einer ſprichwörtlichen Redensart geworden, ſo daß ihm wohl eine gewiſſe Wahrheit zugrunde liegen muß, wenigſtens eine hinreichende, um die Erſcheinung zu einer

Volkserfahrung in Maſſe zu machen. Eine genaue Unterſuchung hält die Sache ſchwerlich aus. Gewiß kommen Glück und Unglück eben ſo oft einzeln. Durch ein ſehr und tief das Gemüt ergreifendes Schickſal wird nur die Aufmerkſamkeit mehr auf ähnliche Ereigniſſe geſpannt, was ich für einen Hauptgrund halte. Wäre es anders und jene Geſellung gleicher und gleicher Schickſale wirklich in der Natur und der Natur der Sache gegründet, ſo müßte eine geheime Verbindung zwiſchen der inneren menſchlichen Gemütsſtimmung und dem äußeren menſchlichen Geſchicke beſtehen und obwalten, eine ſchmerzliche Stimmung ein ſchmerzliches Geſchick, eine freudige ein freudiges herbeiführen. Inſofern ein weltlicher, menſchlich zu begreifender, wenn auch in allen ſeinen einzelnen Fäden nicht zu erklärender Zuſammenhang zwiſchen jenem Inneren und Äußeren möglich iſt, glaube ich vollkommen daran, daß ſo eins das andere herbeiführt. Allein wo das, nach menſchlicher Art zu reden, nicht einzuſehen iſt, da zweifle ich, daß der Schmerz wie durch eine geheimnisvolle Kraft, gleichſam wie ein geiſtiger Magnet, Stoff neuer Schmerzen an ſich ziehe. Auch zerfällt die Sache in ſich, da ja ſonſt auf ein einmal eingetretenes Unglück kaum je eine freudige Begebenheit folgen könnte, was doch durch die Erfahrung widerlegt wird. In gutgearteten Seelen iſt ein wahrer Schmerz, was auch ſeine Urſache ſein möge, immer ewig, und wenn

man behauptet, daß die Zeit oder andere Umstände ihn minderten, so sind das Worte, die nur für die schwächliche Empfindung Geltung haben, die der gehörigen Kraft, das einmal Empfundene dauernd festzuhalten, ermangelt. Die glücklichsten Begebenheiten ändern darin nichts. Auch können in dem wunderbaren menschlichen Gemüt Schmerz und Empfindung eines in anderer Hinsicht glücklichen Daseins gleichzeitig nebeneinander fortleben. Der Schmerz um verlorene Kinder in glücklich, lange nachher fortgeführten Ehen ist ein lebendiges, sich oft erneuerndes Beispiel davon. Auch muß es so sein. Der Mensch muß beständig sein und das Schicksal wechselnd erscheinen. Denn in sich hat auch das Schicksal seine, wenngleich von uns nicht eingesehene und nicht erkannte Beständigkeit.

Bad Gastein, den 20. August 1829.

Ich bin überzeugt, daß Sie mir, nach Ihrer gewöhnlichen Güte und Freundschaft und nach Ihrer so oft erprobten Pünktlichkeit, genau an dem Tage geschrieben haben, an dem ich Sie bat, Ihren Brief auf die Post zu geben. Dennoch habe ich noch keinen erhalten. Es liegt dies an dem so sehr langsamen Postenlauf. Bis Salzburg gehen die Briefe vermutlich ohne so großen Aufenthalt und bringen nur die der Weite des Wegs angemessene Zeit zu. Allein von da geht die Post

nur zweimal wöchentlich hierher. Hat nun ein Brief das Unglück, gerade den Tag nach dem Abgange anzukommen, so bleibt er unbarmherzigerweise liegen. Es hat mir sehr leid getan zu denken, daß Sie auf diese Weise sehr lange ohne Brief von mir sein werden. Mein letzter war, soviel ich mich erinnere, vom 29. Juli, er muß also in den ersten Tagen dieses Monats in Ihren Händen gewesen sein. Der heutige aber kann erst kurz vor Ende August Sie erreichen.

Ich bin seit Sonntag, den 16. d. M., wieder in den bekannten Bergen und bewohne dieselben Zimmer wie in den vorigen Jahren. Es ist mir das ganz besonders lieb und eine angenehme Überraschung, welche mir der Zufall bereitet hat. Das Wetter war seit meiner Ankunft hier sehr günstig, nur einen Tag regnete es ununterbrochen mehrmals. Auf den noch garnicht weit entfernten, nur etwas höheren Bergen liegt freilich Schnee. Aber er glänzt freundlich im warmen Sonnenschein, und es hat auch etwas Erfreuliches, den Wechsel des Jahres so mit einem Blick zu übersehen. Die Sonne ist, wo sie trifft, sehr heiß und ordentlich brennend, da die Strahlen auch von den Felsen zurückprallen. Aber vor der Hitze darf man hier niemals bange sein. Die ganze Gegend ist schattig, die vielen großen und kleinen Wasserfälle wehen einem überall eine frische Kühlung zu, und man muß die Sonne, und wenn es nur irgend kühl ist, die warmen Stellen mit Mühe

aufſuchen. Hat man aber eine gewiſſe, doch nur ſehr mäßige Höhe erreicht, ſo befindet man ſich in einem ganz ebenen, freien, ſonnenbeſchienenen, nur von ſehr hohen Bergen umgebenen Tale. Dies iſt mein gewöhnlicher Nachmittags-Spaziergang. Kurz vor Tiſch pflege ich, doch nur bei heiterem und freundlichem Wetter, einen kürzeren auf die Gloriette zu machen. Ich habe Ihnen ſo oft von Gaſtein aus geſchrieben, daß ich dieſes Ortes gewiß ſchon gedacht und Ihnen die Lage geſchildert habe. Ich will Sie daher nicht mit einer Wiederholung ermüden. Es iſt dort eine höchſt überraſchende, theatraliſche, dekorationsartig maleriſche Ausſicht, die aber des hellen Glanzes der Sonnenſtrahlen auf den ſchneeweißen Waſſerfall bedarf. Bei dunklem Wetter iſt es ohne Anmut.

Ich bin in acht Tagen, alſo da die Entfernung doch von 110 Meilen iſt, nicht gerade langſam hierher gereiſt.

Eine ſolche Reiſe hat eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dem Leſen eines geſchichtlichen Buches. Wie in dieſem eine Reihe von Zeiten, ſo durchläuft man reiſend eine Reihe von Gegenden. In Abſicht auf den Menſchen, der doch in aller Weltbetrachtung immer der wichtigſte, am meiſten den Ernſt und die Anſtrengung der Beobachtung in Anſpruch nehmende Gegenſtand iſt, trifft bei beiden Fällen der Umſtand ein, daß der einzelne in einer gewiſſen Maſſe verſchwindet, die individuelle Exiſtenz keinen

Wert zu haben ſcheint gegen die Beſtimmung des größeren und kleineren Ganzen, zu dem ſie gehört. Dagegen fühlt nun doch der Betrachter, der Leſende oder Reiſende, ganz vorzugsweiſe ſein Ich. Er kann auch mit größter Anſpruchloſigkeit es ſich nicht ableugnen, daß dies für ihn der Mittelpunkt aller Beſtrebungen ſein muß. Ich meine nicht, um ſich äußere Güter, Genuß und Glück zu verſchaffen, aber womit gerade oft das freiwillige Aufgeben alles Genuſſes und Glückes verbunden ſein kann, um das Heil ſeiner Seele zu beſorgen. Ich bediene mich mit Abſicht dieſes Ausdrucks, um keine Art auszuſchließen, die der Menſch bei ſeiner geiſtigen Veredlung wählen kann. Denn er kann durch immer reichere und reinere Entwicklung ſeiner Ideen, durch immer angeſtrengtere Bearbeitung ſeines Charakters, ſich zu einer höheren Stufe der Geiſtigkeit erheben, oder zu der gleichen auf dem kürzeren Wege ſtiller Gottſeligkeit gelangen.

Wenn man die Welt weltlich betrachtet, ſo tritt vor zwei ſich aufdrängenden gewaltigen Maſſen das Individuum ganz in den Schatten zurück oder wird vielmehr in einem großen Strome fortgeriſſen. Dieſer Eindruck entſteht nämlich, wenn man den Zuſammenhang der Weltbegebenheiten und wenn man den Wechſel des ſich auf der Erde ewig erneuernden Lebens ins Auge faßt. Was iſt der einzelne in dem Strome der Weltbegebenheiten? Er verſchwindet darin nicht bloß wie ein Atom

gegen eine unermeßliche, alles mit ſich fortreißende Kraft, ſondern auch in einem höheren, edleren Sinne. Denn dieſer Strom wälzt ſich doch nicht, einem blinden Zufall hingegeben, gedankenlos fort, er eilt doch einem Ziele zu, und ſein Gang wird von allmächtiger und allweiſer Hand geführt. Allein der einzelne erlebt das Ziel nicht, das erreicht werden ſoll, er genießt, wie ihn der Zufall, worunter ich nur hier eine in ihren Gründen nicht erforſchbare Fügung verſtehe, in die Welt wirft, einen größeren oder kleineren Teil des ſchon in der Tat erreichten Zweckes, wird dem noch zu erreichenden oft hingeopfert und muß das ihm dabei angewieſene Werk oft plötzlich und in der Mitte der Arbeit verlaſſen. Er iſt alſo nur Werkzeug und ſcheint nicht einmal ein wichtiges, da, wenn der Lauf der Natur ihn hinwegrafft, er immer auf der Stelle erſetzt wird, weil es ganz widerſinnig zu denken wäre, daß die große Abſicht der Gottheit mit den Weltbegebenheiten durch Schickſale ſchwacher einzelner auch nur um eine Minute könnte verſpätet werden. In den Weltbegebenheiten handelt es ſich um ein Ziel, es wird eine Idee verfolgt, man kann es ſich wenigſtens, ja man muß es ſich ſo denken. Im Laufe der körperlichen Natur iſt das anders. Man kann da nichts anderes ſagen, als daß Kräfte entſtehen und ſo lange auslaufen, als ihr Vermögen dauert. So lange man bei einzelnen ſtehen bleibt, ſcheint darin ein Menſch gar ſehr von anderen

verſchieden, verſchieden an Tätigkeit, Geſundheit und Lebensdauer. Sieht man aber auf eine Maſſe von Geſchlechtern, ſo gleicht ſich das alles aus. In jedem Jahrhundert erneuert ſich das Menſchengeſchlecht etwa dreimal, von jedem Lebensalter ſtirbt in einer gewiſſen Reihe von Jahren eine gleiche Zahl. Kurz, es iſt deutlich zu ſehen, daß eine nur auf die Maſſe, auf das ganze Geſchlecht, nicht auf den einzelnen berechnete Einrichtung vorherrſcht. Wie man ſich auch ſagen und wie feſt und tief man empfinden mag, daß darin einzig und ausſchließlich allweiſe und allgütige Leitung waltet, ſo widerſtrebt doch nichts ſo ſehr der Empfindung des einzelnen, zumal wenn ſie eben ſchmerzlich bewegt iſt, als dies gleichſam rückſichtsloſe Zurückwerfen des fühlenden Individuums auf eine nur wie Naturleben betrachtete Maſſe. Darum fand man es ſo empörend, wie einmal kurz nach der franzöſiſchen Revolution kalt berechnet wurde, daß die Zahl aller vor den Gerichtshöfen gefallenen Opfer nur immer einen ganz geringen Teil der Bevölkerung Frankreichs ausmache. Dazu kommt noch, daß in dieſer Betrachtung der Menſch ſich mit allem übrigen Leben, auch dem am meiſten untergeordneten, vermiſcht. Sein Geſchlecht vergeht und erneuert ſich nicht anders als die Geſchlechter der Tiere und Pflanzen, die ihn umgeben. Dieſe Betrachtungen, die ich die weltlichen nannte, verſchlingen alſo das individuelle Daſein, und da man ihre

innere Wahrheit nicht abſprechen kann, ſo würden ſie das Gemüt in öde und hilfloſe Trauer verſenken, wenn nicht die innere Überzeugung tröſtlich aufrichtete, daß Gott beides, den Lauf der Begebenheiten und den der Natur, immer ſo richtet, daß, die Exiſtenz überirdiſcher Zukunft mitgerechnet, das Glück und das Daſein des einzelnen darin nicht nur nicht untergeht, ſondern im Gegenteil wächſt und gedeiht. Die wahre Beruhigung, der wahre Troſt, oder vielmehr das Gefühl, daß man gar keines Troſtes bedarf, entſtehen erſt, wenn man die weltlichen Betrachtungen ganz verläßt und zur Beſchauung der Natur und der Welt von der Seite des Schöpfers übergeht. Der Schöpfer konnte den Menſchen nur zu ſeinem individuellen Glück ins Leben ſetzen, er konnte ihn weder dem blinden Wechſel eines nach allgemeinen Geſetzen fortſchreitenden Lebensorganismus hingeben, noch einem idealiſchen Zwecke eines lange vor ihm entſtandenen und weit über ihn hinaus fortdauernden Ganzen opfern, deſſen Grenzen und Geſtalt er niemals zu überſchauen imſtande iſt. Jeder einzelne zum Eintritt ins Leben Geſchaffene ſollte glücklich ſein, glücklich nämlich in dem tieferen und geiſtigen Sinne, wo das Glück ein inneres Glück, gegründet auf Pflichterfüllung und Liebe iſt. In dieſem Sinne regiert und leitet die Gottheit ihn und würdigt ihn ihrer Obhut. In ihm, in dem einzelnen liegt der Zweck und die ganze Wichtigkeit des

Lebens, und mit diesem Zwecke wird der Lauf der Natur und der Begebenheiten in Einklang gebracht. Nirgends ist diese Vatersorge Gottes für jedes einzelne Glück so schön, so wahrhaft beruhigend ausgedrückt als im Christentum und im Neuen Testament. Es enthält die einfachsten, aber auch rührendsten und das Herz am tiefsten ergreifenden Äußerungen darüber. Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir jetzt nicht eher wieder zu schreiben, als ich es Ihnen anzeigen werde. Es könnte nichts helfen, wenn ein Brief von Ihnen während meiner Abwesenheit in Tegel ankäme

Leben Sie herzlich wohl, ich bleibe mit unveränderter Freundschaft und Teilnahme der Ihrige. H.

Regensburg, den 10. September 1829.

Sie sehen, liebe Charlotte, schon an der Überschrift dieses Briefes, daß ich auf der Rückreise von Gastein begriffen bin und ein bedeutendes Stück des Weges zurückgelegt habe. Ich reise aber sehr langsam und mache sehr kleine Tagereisen, weil es mein Grundsatz ist, daß man unmittelbar nach einer Badekur sich besonders in acht nehmen muß, um nicht mutwillig wieder die gute Wirkung zu zerstören. Man kann sich viel eher anstrengen, wenn man erst in das Bad reist. Das Bad muß dann auch das wieder gut machen, ~ ich glaube, daß ich noch im Reste des Jahres eine heilsame Nachwirkung davon erfahren werde.

Im höchſten Grade hat es mich geſchmerzt, liebe Charlotte, aus Ihrem Briefe zu erſehen, daß Sie von einer plötzlichen Augenſchwäche befallen worden ſind, und dieſe mit Schmerzen verbunden iſt. Beinahe möchte ich aber das Letzte tröſtlich nennen. Soviel ich weiß, ſind Schmerzen immer nur mit vorübergehenden Augenkrankheiten verbunden, niemals mit denen, die zu den beiden gefährlichſten, dem grauen und ſchwarzen Star führen. Mit meinen Augen ſteht es ſchlimmer und beſſer als mit den Ihrigen. Schmerzen habe ich garnicht, bisher niemals, ich mag ſie anſtrengen oder nicht. Überhaupt habe ich von dem, was man Anſtrengung bei Augen nennt, keinen rechten Begriff. Die meinigen ſind nicht um ein Haar beſſer, wenn ich auch wie in Gaſtein wochenlang nicht viel leſe und ſchreibe, es namentlich nie bei Licht tue, und ſie werden nicht ſchlimmer, wenn ich viel und auch bei Licht arbeite. Mit der Zeit wird ſich das vielleicht ändern, aber bis jetzt iſt es ſo, wie ich Ihnen da ſage. Allein auf dem rechten Auge habe ich einen ſchon ſehr ausgebildeten grauen Star. Es leiſtet mir beim Leſen oder Schreiben gar keine Hilfe mehr, und wenn das andere ebenſo wäre, ſo könnte mir mein Geſicht zu nichts mehr dienen, als ganz nahe Gegenſtände allenfalls zu erkennen. Dies Übel iſt ſeit vielen Jahren langſam entſtanden, nimmt aber ſeit einigen ſchneller zu. Was ich mit dem Geſicht ausrichte, tue ich mit dem linken Auge, aber

auch das ist schwach und wird es immer mehr. Ich kann auf die Dauer nichts ohne Brille weder lesen noch schreiben, und die Brille, die mir sonst sehr scharf schien, reicht jetzt kaum mehr hin. Wenn ich, wie ich weder wünsche noch glaube, noch lange, ich meine noch acht oder zehn Jahre, leben sollte, so darf ich mir kaum schmeicheln, daß mich meine Augen bis zum Grabe begleiten werden. Eher ist es möglich, daß ich sie, oder doch eins, durch eine Operation wieder erhalte. Ich habe mich sehr oft mit dem Gedanken beschäftigt, daß ich blind werden und bleiben könnte. Denn die Operation gelingt nicht immer. Ich glaube jetzt in mir so vorbereitet zu sein, daß mich dies Ereignis nicht außer Fassung bringen würde. Ich würde es, glaube ich, mit der Ergebung ertragen, mit der der Mensch alles Menschliche dulden muß. Ich würde so viel von meiner Tätigkeit retten, als ich nicht schlechterdings aufgeben müßte, und wenn der Mensch tätig sein kann, ist um sein Glück schon geringere Sorge. Aber die Vorstellung eines Unglücks ist noch immer etwas ganz anderes als das Unglück selbst, wenn es mit der furchtbaren Gewißheit seiner Gegenwart eintritt, und für das größte Unglück, das mich an meiner Person treffen könnte, halte ich Blindheit allerdings. Es ist aber sehr möglich, daß alle jetzige Fassung und Vorbereitung mächtig erschüttert werden und mich ganz verlassen könnte, wenn es käme, daß einmal der Tag erschiene, der mir kein

Licht mehr brächte. Man muß auf nichts so wenig vertrauen, und an nichts so unablässig arbeiten, als an seiner Seelenstärke und seiner Selbstbeherrschung, die beide die einzigen sicheren Grundlagen des irdischen Glücks sind. Der Himmel scheint aber den Blinden zum Ersatz eine eigene Fassung und milde Duldsamkeit in die Seele zu flößen.

Tegel, den 30. September 1829.

Ich habe vor ein paar Tagen, liebe Charlotte, Ihren am 25. September beendigten Brief empfangen und sage Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Es hat mich sehr gefreut zu sehen, daß es mit Ihren Augen bedeutend besser geht, und daß Sie einfache Mittel gefunden haben, die Ihnen wohltätig sind. Meinetwegen bitte ich Sie recht sehr, nicht besorgt zu sein. Ich selbst bin es nicht. Was in der Natur der Dinge liegt und das Schicksal herbeiführt, darüber wäre es töricht und unmännlich zugleich, seine Ruhe und sein inneres Gleichgewicht zu verlieren. So lange ich meine natürlichen Seelenkräfte behalte, wird mir das nicht begegnen. Ich werde einsehen, daß körperliche Organe durch den Gebrauch schwächer werden und anderen Zufällen unterworfen sind, und es wird mir nicht einkommen zu erwarten, daß die Vorsehung diesen natürlichen Lauf der Dinge für mich hemmen sollte. Wäre es ein-

mal anders in mir, ſo wäre das ein trauriges Zeichen, daß mir nicht die Kraft mehr beiwohnte, die jeder vernünftige Mann beſitzen muß.
Sie bemerken ſehr richtig, daß man viele Fälle hat, wo ein anfangender grauer Star auf einem gewiſſen Punkt ſtehen bleibt, ohne je zu eigentlicher Blindheit zu führen, und das iſt ſchon eine große Wohltat. Denn man muß in dieſen immer ſehr traurigen Zuſtänden doch noch immer unterſcheiden, was es mehr und was es weniger iſt, und die eigentliche Blindheit enthält eigentlich ein doppeltes Leiden, erſtlich, daß man unfähig wird, eine Menge von Dingen zu tun, zu denen das Geſicht unentbehrlich iſt, und dann, daß man, des Lichtes beraubt, in Finſternis verſetzt iſt. Dies Letzte halte ich bei weitem für das Schlimmſte. Denn die bloße Empfindung des Lichts, auch von dem Wahrnehmen aller Gegenſtände gänzlich abſtrahiert, hat etwas unendlich Wohltätiges und Erfreuliches und gehört in vieler Beziehung auch zu dem heiteren und fruchtbringenden inneren geiſtigen Leben. Das Licht iſt wenigſtens unter allen uns bekannten Materien die am wenigſten körperliche. Es hängt, ohne daß man ſelbſt ſagen kann, wie das zugeht, mit dem Leben ſelbſt zuſammen, und Leben, Licht und Luft ſind wie verwandte, immer zuſammengedachte, das irdiſche Daſein erſt recht möglich machende Dinge. Wunderbar iſt es auch, daß die Finſternis ſelbſt den Reiz,

den ſie offenbar hat, verlieren muß, wenn ſie zur beſtändigen Begleiterin des Lebens wird. Jedoch iſt es nicht zu leugnen, daß die Finſternis der Nacht eine ſüße Ruhe gegen das Licht des Tages gewährt. Allein die angenehme Empfindung beruht nur darauf, daß der Tag vorangegangen iſt, und daß man ſicher iſt, daß er nachfolgen wird. Nur der Wechſel iſt wohltätig. Unaufhörliches Tageslicht ermüdet. Das fühlt man ſchon, wenn man im Sommer nördliche Länder bereiſt, wo die Dämmerung die ganze Nacht hindurch währt. Ich wenigſtens habe das nie angenehm gefunden. Allein die ewige Finſternis muß etwas viel Traurigeres haben, als daß man den Begriff durch bloße Ermüdung erſchöpfend ausdrücken könnte. Es iſt wohl eine Stille, aber auch eine zurückſtoßende Öde. Man wird durch den Mangel äußerer Zerſtreuung in ſich zurückgedrängt und kann doch viel weniger durch ſich ſelbſt handeln und tätig ſein. Weit das Unangenehmſte würde für mich das Aufhören der Mitteilung durch Briefe ſein, die nicht bloß und lediglich Geſchäfte beträfen. Denn wer könnte es aushalten, anderen vertrauliche Briefe zu diktieren oder ſich vorleſen zu laſſen? Der Briefwechſel beruht ſeinem Weſen nach ganz und gar auf gänzlich unmittelbarer Mitteilung, und ich würde jeden gleich abſchneiden, wenn ich, was ich nicht hoffe, jemals das Unglück hätte, wirklich zu erblinden. Überhaupt iſt es wunderbar, daß, meinem jetzigen Gefühl

nach, ein solcher Zustand mich mehr von der Gesellschaft anderer abziehen als ihr zuführen würde. Ich kann es mir selbst nicht ganz erklären, da es natürlich scheint, die Zeit alsdann doppelt gern mit Gespräch auszufüllen. Es kommt vielleicht daher, daß ich, ohne selbst sagen zu können, warum, sehr ungern mit Blinden zusammen bin. Da ich fühle, daß dies eine gewissermaßen ungerechte Empfindung ist, so überwinde ich mich da, wo die Gelegenheit vorkommt, aber der Zwang, den ich mir antue, hebt die Widrigkeit des Gefühls nicht auf. Der Anblick kranker, auch nur glanzlos starrer, selbst verbundener Augen wirkt körperlich auf mich. Ich kann machen, daß ich der Empfindung nicht Raum gebe, aber ich kann nicht hindern, daß sie nicht entstehe und fortdauere. Schon ein Schirm vor den Augen anderer, besonders bei Frauen, ist mir unangenehm. Auch die Gewohnheit ändert darin nichts. Ich bin jahrelang wöchentlich mit Blinden zusammen gewesen, der Eindruck blieb aber immer derselbe. Daß ich nun, selbst blind, nicht mit andern sein möchte, ist nur eine Rückwirkung desselben Gefühls, wenn sie auch nicht dasselbe empfinden als ich, so kann ich doch nicht hindern, daß ich mich nicht außer mich selbst versetze und mich, andern gegenüber, mir selbst vorstelle. Leben Sie herzlich wohl. Ich wünsche sehr, daß es mit Ihren Augen besser gehen möge. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige. H.

Tegel, den 24. Dezember 1829.

So ſpät im Jahre, liebe Charlotte, habe ich Ihnen noch nie von hier aus geſchrieben. Ich war ſeit langen Jahren immer in der Stadt um dieſe Zeit. Nur in früheren, glücklicheren Epochen meines Lebens brachte ich auch den Winter auf dem Lande zu. Was ich damals im heiteren Zuſammenſein tat, wiederhole ich jetzt allein. Das iſt der Gang des menſchlichen Schickſals. Es iſt heute hier, und da ſo kleine Entfernungen keinen Unterſchied machen, gewiß auch bei Ihnen ein äußerſt kalter Tag. Doch war ich aus. Ich gehe alle Tage gerade ſo ſpazieren, daß ich die Sonne untergehen ſehe. Ich verſäume den Moment nicht gern, und die halbe Stunde vor- und nachher ſind mir im Sommer und Winter die liebſten des Tages. Der Mond wartet dann oft ſchon, wenn die Sonne ihn nicht mehr überſtrahlt, ſeinen Glanz wieder zu gewinnen. Heute ging die Sonne ſo in Nebel gehüllt unter, daß man ſtatt ihrer Scheibe nur einen mattgelben Duft ſah. Wenn ich immer betrachtende Ruhe liebte und mich ihr auch oft da hingab, wo ich mich im Gedränge von Menſchen und Gewühl von Geſchäften befand, ſo verſenkt mich meine jetzige Einſamkeit noch mehr darin. Ich habe zu nichts anderem Neigung. Meine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ſind damit verwandt, und ich fühle mit jedem Tage mehr, wie das reine und beſonnene Nachdenken über ſich ſelbſt das

Innere zusammenschließt und den Frieden gibt, der gewiß immer das Werk Gottes ist, den aber doch, gerade nach Gottes deutlich zu erkennen gegebenem Willen, der Mensch nicht wie eine äußere Gabe von ihm erwarten, sondern durch die eigene Anstrengung seines Willens aus sich selbst schöpfen soll. Ich bin in jeder Epoche meines Lebens sehr gefaßt auf den Augenblick gewesen, der uns wieder daraus abruft. Ich bin es jetzt mehr wie je, wo ich dessen beraubt, was mir in jedem Augenblicke Genuß und die heiterste Freude gab, nun auf den kalten Ernst des Lebens zurückgewiesen bin. Ich glaube auch mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen, daß ich die mir vielleicht noch bestimmten Jahre wie die jetzt verflossenen Monate zubringen werde. Nur sehr bedeutende Dinge könnten mich zu einer Umänderung bringen. Bei kleineren würde ich's schon zu machen wissen, daß die Umänderung nur scheinbar wäre. Ich sehe daher mein Leben jetzt von der Seite an, daß es ein Vollenden, ein Abschließen der Vergangenheit ist. Es ist aber in meiner Art zu empfinden gegründet, daß mich dies nicht zur Beschäftigung mit dem Tode und dem Jenseits, sondern gerade zu den Gedanken, die auf das Leben gerichtet sind, bringt. Ich halte das auch nicht für eine Eigenheit in mir, sondern ich glaube, es müßte überhaupt so sein. Wenn man an den Tod zu denken empfiehlt, so ist das eigentlich nur gegen den Leichtsinn gerichtet, der das Leben wie eine immer

dauernde Gabe anſieht. Davon iſt ein in ſich geſammeltes Gemüt ſchon von ſelbſt frei. Übrigens aber weiß ich nicht, ob anhaltende Beſchäftigung mit dem Tode und dem, was ihm folgen wird, der Seele heilſam ſei. Zwar möchte ich nicht darüber abſprechen, da es mehr Sache des Gefühls als der Unterſuchung durch bloße Vernunftgründe iſt. Ich glaube es aber nicht. Die aus dem Vertrauen auf eine Allgüte und Allgerechtigkeit entſpringende Zuverſicht, daß der Tod nur die Auflöſung eines unvollkommenen, ſeinen Zweck nicht in ſich tragenden Zuſtandes und der Übergang zu einem beſſeren und höheren iſt, muß dem Menſchen ſo gegenwärtig ſein, daß nichts ſie auch nur einen Augenblick verdunkeln kann. Sie iſt die Grundlage der inneren Ruhe und der höchſten Beſtrebungen und eine unverſiegbare Quelle des Troſtes im Unglück. Aber das Ausmalen des möglichen Zuſtandes, das Leben mit der Phantaſie darin, zieht nur vom Leben ab und ſetzt nur ſcheinbar etwas Beſſeres an die Stelle, da allerdings die Gegenſtände erhabener ſind, nach denen man trachtet, man ſie aber doch ſo, wie man es da verſucht, nicht zu faſſen vermag. Gott hat auch deutlich gezeigt, daß er eine ſolche Beſchäftigung nicht wohlgefällig anſieht, denn er hat den künftigen Zuſtand in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt und jeden einzelnen in gänzlicher Unwiſſenheit gelaſſen, wann der Augenblick ihn ereilen wird, – ein ſicheres Zeichen, daß das Lebende dem

Leben angehören und darauf gerichtet ſein ſoll. Wozu mich alſo die Gewißheit, ſich in dem letzten Lebensabſchnitt zu befinden, mahnt, iſt ein auf das Leben gerichtetes Beſtreben, das Beſtreben, das Leben abzurunden, ein inneres Ganzes daraus zu machen. In den Stand geſetzt zu ſein, dies zu tun dadurch, daß man nicht mitten aus dem Treiben des Lebens hinweggeriſſen wird, ſondern einen Zeitraum der Muße und Ruhe behält, iſt eine Wohltat der Vorſehung, die man nicht ungenützt vorübergehen laſſen muß. Ich meine damit nicht, daß man noch etwas tun, etwas vollenden ſolle. Was ich im Sinne habe, kann jeder in jeder Lage. Ich meine, an ſeinem Inneren arbeiten, ſeine Empfindungen in vollkommene Harmonie bringen, ſich ſelbſtändiger und unabhängiger von äußeren Einflüſſen zu machen, ſich ſo zu geſtalten, wie man ſich in den ruhigſten und klarſten Geiſtesmomenten geſtaltet ſehen möchte. Dazu geht jedem, wieviel er auch an ſich getan haben möge, viel ab, daran iſt längere Dauer, als vielleicht die Dauer des Lebens verſtatten wird. Dies aber nenne ich den eigentlichen Lebenszweck, dieſer aber gibt auch dem Leben immer noch Wert, und wenn mich irgendein Unglück, wie es jeden, wie glücklich er ſcheine, betreffen kann, dahin bringen ſollte, das Leben nicht mehr zu dieſem Zwecke zu ſchätzen, ſo würde ich mich ſelbſt mißbilligen und die Geſinnung in mir ausrotten. Allein auch über einen ſolchen Lebens-

zweck kann man nicht unfruchtbar mit ſeinen Gedanken brüten. Er muß nur die der Seele gegebene Richtung ſein, nur das, wie ſich die Gelegenheit darbietet, urteilende, billigende, zurechtweiſende Prinzip. Das Leben iſt zugleich eine äußere Beſchäftigung, eine wirkliche Arbeit in allen Ständen und allen Lagen. Es iſt nicht gerade dieſe Beſchäftigung, dieſe Arbeit ſelbſt, die einen großen Wert beſitzt, aber es iſt ein Faden, an den ſich das Beſſere, die Gedanken und Empfindungen anknüpfen, oder das, woneben ſie hinlaufen. Es iſt der Ballaſt, ohne den das Schiff auf den Wellen des Lebens keine ſichere Haltung hat. So ſehe ich auch im Grunde hauptſächlich nur meine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen an. Sie ſind vorzugsweiſe dazu gemacht, weil ſie an ſich mit Ideen in Verbindung ſtehen. Ich bin hierüber ausführlich geweſen, um Ihnen einen Begriff zu geben, was ich meine Einſamkeit und meine Freude daran nenne. Sie iſt urſprünglich keine freiwillige, ſondern eine durch das Schickſal herbeigeführte. Der von zweien Zurückgebliebene iſt allein, und es iſt dann eine natürliche und zu billigende Empfindung, daß man auch fortwährend allein bleiben will. Dann aber begünſtigt auch die Einſamkeit jenes Nachdenken über ſich ſelbſt, jene Arbeit an ſich, jenes Abrunden und Schließen des Lebens, von dem ich eben ſprach. Endlich kommen die Studien hinzu, denen man auch ihre Stelle gönnen muß. Darum gehe ich nur ſehr ſelten

zu meinen Kindern in die Stadt und freue mich, wenn ſie hierher kommen. Die Leute bedauern erſt meine Abweſenheit, das iſt die Höflichkeit; dann finden ſie dies Zurückziehen in meinem Alter und in meiner Lage natürlich, das iſt die Wahrheit. Überdruß am Leben, Stumpfheit an ſeinen Freuden, Wunſch, daß es enden möge, haben an meiner Einſamkeit keinen Teil.
Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, zwei Briefe geſchrieben, die bei Abgang des Ihrigen noch nicht angekommen waren. Ich hoffe eine Antwort auf dieſe zu erhalten. Ich bitte Sie, wenn Sie können, mir noch in dieſem Jahre zu ſchreiben. Zu dem, welches wir neu beginnen, nehmen Sie meine herzlichſten Wünſche. Möge der Himmel Ihnen wieder Heiterkeit und Ruhe verleihen! Was ich dazu beitragen kann, will ich mit herzlicher Freude tun, wo und wie es mir möglich iſt. Leben Sie nun recht wohl! Gedenken Sie meiner mit freundſchaftlicher Liebe und rechnen Sie mit Zuverſicht auf meine aufrichtige, unveränderliche Teilnahme an allem, was Sie betrifft. Ihr H.

Tegel, den 26. Januar 1830.

Sie müſſen, liebe Charlotte, zwei Briefe von mir bekommen haben, die noch unbeantwortet ſind, einen vom 9. und einen vom 21. Januar. Ihr letzter war nicht auf meine Bitte, ſondern aus eigener Bewegung

geſchrieben, und meinen Brief vom 9. werden Sie vermutlich zu ſpät empfangen haben, um ihn an dem darin genannten Tage zu beantworten. Da ich aber weiß, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und ich gerade einige Zeit frei habe, ſo will ich Ihnen ſchreiben, ohne erſt eine Antwort abzuwarten. Vielleicht bekomme ich dieſelbe auch noch, ehe ich den Brief ſchließe, da heute noch eine Gelegenheit aus der Stadt herkommt. Es liegt mir ſehr daran, zu wiſſen, wie es Ihnen geht, und ob Sie die Ruhe und Heiterkeit wiedergewinnen, die ich Ihnen ſo ſehr wünſche. Noch erfreulicher ſollte es mir ſein, wenn mein Anteil und meine Ratſchläge in der Tat wirkſam dazu beitrügen. Das Wahre und Eigentliche müſſen Sie zwar ſelbſt dazu tun. Denn es bleibt immer ein ſehr wahrer Ausſpruch, daß das Glück im Menſchen ſelbſt liegt. Das Freudige, was ihm der Himmel verleiht, beglückt nur, wenn es auf die rechte Art aufgenommen wird, und das Bittere und Herbe, das das Schickſal ihn erfahren läßt, ſteht es in ſeiner Gewalt ſehr zu mildern.
Wo es auch gar keinen Troſt zuläßt, wie es denn allerdings ſolche Unglücksfälle gibt, hat Gott noch die Wehmut zu einer Art Vermittlerin zwiſchen dem Glück und dem Unglück, der Süßigkeit und dem Schmerz geſchaffen. Sie macht den Schmerz zu einem Gefühl, das man nicht verlaſſen mag, an dem man hängt, dem man ſich überläßt mit dem Bewußtſein, daß er nicht zerſtörend, ſondern läuternd, veredelnd

in jeder Art und auf jede Weise erhebend wirkt. Es ist ein Großes, wenn der Mensch die Stimmung gewinnt, alles, was ihn betrifft, bloß weil es menschlich ist, weil es einmal im irdischen Geschick liegt, dagegen anzukämpfen, aber zugleich so aufzunehmen, wie es sich in der Bestimmung des Menschen, sich immer reifer und mannigfaltiger zu entwickeln, am besten vereint. Je früher man zu dieser Stimmung gelangt, desto glücklicher ist es. Man kann dann erst sagen, daß man das Leben wirklich erfahren hat. Und um des Lebens willen ist man doch auf der Welt, und nur was man in seinem Gemüt durch das Leben errungen hat, nimmt man mit hinweg. Es ist ein sehr großes Glück, wenn man all sein Denken und Empfinden an einen Gegenstand setzt. Man ist dann auf immer geborgen, man begehrt nichts mehr vom Geschick, nichts mehr von den Menschen, man ist sogar außerstande, etwas anderes von ihnen zu empfangen als die Freude an ihrem Glück. Man fürchtet auch nichts von der Zukunft Man kann nicht ändern, was nicht zu ändern ist; aber das eine, das Hängen an einem Gedanken, einem Gefühl, wenn es auch durch den grausamsten Schlag, der einen Menschen betreffen kann, nur zu dem Hängen an einer Erinnerung würde, das bleibt immer. Wer das stille Hängen an einem Gedanken erreicht hat, besitzt alles, weil er nichts anderes bedarf und verlangt. Noch beruhigender und beglückender ist natürlich ein solches Hängen an einem, wenn das

eine nichts Irdisches, sondern das Göttliche selbst ist. Aber auch im Irdischen ist solch ein treues, die ganze Seele einnehmendes Hängen an einem Gefühl immer von selbst auf das gerichtet, was im Irdischen selbst nicht irdisch ist. Denn das bloß Irdische ist nicht fähig, die Seele so auf sich zu heften. Der Probierstein der Echtheit des Gefühls ist nur, daß es von aller Unruhe frei, mit keiner Art des Begehrens gemischt sei, daß es nichts verlange, nichts fordere, keine andere Sehnsucht kenne, als in der Art, wie es ist, fortzudauern. Darum ist das Gefühl für Verstorbene ein so süßes, so reines, so der Sehnsucht hingegebenes Gefühl, das bis ins Unendliche fortwährt, ohne sich je zu zerstören, in deren Wachstum selbst die Seele ohne Unterlaß Kraft gewinnt, sich ihr in einer süßen Wehmut zu überlassen. Sobald das Gefühle für das Göttliche sind, sind es unstreitig die reinsten und von aller irdischen Beimischung am meisten geläuterten. Sie haben zugleich das Eigentümliche, daß sie der Erde nicht entfremden und doch allem Drohenden und Schmerzlichen, was die Erde auch oft hat, den Stachel und den Wermut benehmen. Da der Gedanke an die Verstorbenen mit allem dem zusammenhängt, was sie im Leben umgab, so sind sie, statt vom Leben abzuführen, vielmehr immerfort Verknüpfungsmittel mit demselben; es gibt in jeder Lage noch immer Gegenstände, an welchen man sich die Verstorbenen als teilnehmend und noch mit dem Leben verknüpft

denkt. Diese knüpfen auch den Zurückbleibenden noch an das Leben, aber es ist eine Verknüpfung, die dem Leben das Schwere benimmt, da man sich doch nicht mehr ganz als ihm angehörend betrachtet. Wenn die liebsten Gedanken alle jenseits des Lebens sind, wenn das Leben keinen hat, der diesen die Wage halten könnte, so kann, was man sonst im Leben zu fürchten pflegt, einem irgend gegen irdische Schicksale Gewaffneten nicht sonderlich furchtbar erscheinen. Zeit und Ewigkeit verknüpfen sich im Gemüte zu einer Ruhe, die nichts mehr stört. Ich habe mir immer, ehe ich noch die Erfahrung selbst gemacht hatte, gedacht, daß es so sein müßte. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß es für einen wahren Verlust auch nur einen scheinbaren Ersatz geben könnte. Jetzt empfinde ich das wirklich, da das Los mich getroffen hat. Ja, ich werde mit großer Freude gewahr, daß sich die wahre und richtige Einwirkung, die solcher Verlust haben muß, mit der Zeit immer vollkommener und richtiger entfaltet, wie die irdische Nacht tiefer wird, je länger sie währt. Die Freude, die man am nächtlichen Dunkel hat, und für die ich immer sehr empfänglich gewesen bin, ist dieser Empfindung ähnlich. Man ist allein und will allein sein, man gewahrt äußerlich nichts, und innerlich regt sich ein doppeltes Leben. Der Tag ist gewesen und der Tag wird wiederkehren.
Es ist ein schrecklicher Winter in diesem Jahr, und noch durchaus keine Aussicht, daß er sich

bald milder lösen will. Wenn man die viele Not bedenkt, die er mit sich führt, so ist das sehr beklagenswert. Allein sonst ist mir keiner so leicht geworden. Dies liegt in der Ruhe und Unabhängigkeit der Einsamkeit, worin ich lebe. Ich gehe alle Tage spazieren, allein außerdem verlasse ich die aneinander stoßenden drei Zimmer, die ich allein bewohne, nie, und der Anblick der unberührten Schneeflächen und des unendlichen Glanzes, den die Sonne, deren Auf- und Untergang ich von meinen Fenstern aus sehe, und abends Mond und Venus und die anderen Sterne über die Schneefläche und den gefrorenen See ausstrahlen, ist unbeschreiblich. - Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 2. Februar oder, wenn das nicht möglich ist, doch noch in der ersten Woche des Februar abgehen zu lassen. - Leben Sie recht herzlich wohl und bleiben Sie meiner aufrichtigen und innigen Teilnahme versichert. Ganz der Ihrige. H.

Tegel, den 14. April 1830.

Ich bin sehr besorgt um Sie gewesen, liebe Charlotte. Ihr längeres Stillschweigen hat mich diesmal nicht beunruhigt. Ich war gewiß, daß Sie nicht krank sein konnten. Ich habe Sie so bestimmt gebeten, mir in diesem Fall zu schreiben, daß ich gewiß darauf rechnen konnte, daß Sie es getan haben würden. Ich erriet aber die Ursache Ihres Nichtschreibens und sehe nun aus Ihrem Briefe, daß ich ganz

richtig vermutet hatte. Es war eine zu natürliche, Ihrer Empfindungsart zu angemeſſene Empfindung, als daß ſie nicht hätte in Ihnen aufſteigen ſollen. Ihr jetziger Brief aber hat mir die größte Freude gemacht, beſonders wegen der ruhigen Stimmung, die darin herrſchend iſt, und die ich, da ſie Ihnen notwendig die wohltätigſte ſein muß, ſo ſehr liebe, um deren Erhaltung ich Sie dringend bitte. Auch Lebensluſt und Lebensfreude an den dem Leben bleibenden Genüſſen kann erſt auf dieſer Grundlage im Gemüt emporſprießen. Die Ruhe iſt die natürliche Stimmung eines wohlgeregelten, mit ſich einigen Herzens. Äußere Ereigniſſe können ſie bedrohen und das ruhigſte Gemüt aus den Angeln heben. Ein großes weicht zwar auch da nicht, allein obgleich es Frauen gibt, welche dieſe Stärke mit der größten und lebendigſten Regſamkeit der Empfindung und der Einbildungskraft verbinden, ſo kann man das bewundern, aber nicht fordern. In einem Manne aber iſt es Pflicht, es läßt ſich verlangen, und er verliert gleich bei allen richtig Urteilenden an Achtung, wie hierin in ihm ein Mangel ſichtbar wird. ~ ~ ~ ~

Meine Geſundheit iſt fortwährend gut. Sogar von kleinen Übeln bin ich frei. Das Alter erſcheint mit den Jahren allmählich, aber mit einer Krankheit oder einem großen Unglücksfall, den nichts je wieder gut machen kann, plötzlich. Das letzte iſt mein Fall geweſen.

Hätte ich den Verlust nicht erlitten, den ich erfahren, so möchte es noch mehrere Jahre so fortgedauert haben. Aber durch die große Änderung, welche dieser Verlust in mir hervorbringen mußte, und die mit jedem Tage nur fühlbarer wird, bei der plötzlichen Vereinzelung nach einem achtunddreißigjährigen gemeinschaftlichen Leben, und selbst in der Abwesenheit ununterbrochenen gemeinschaftlichen Denken und Empfinden, war es natürlich, daß die Änderung auch körperlich eintrat. Indes ist das sehr leicht zu ertragen, zumal solange die Gesundheit so unangegriffen wie bei mir jetzt bleibt. Ich kann daher, wenn Sie auch nicht immer darin einstimmen, nur dabei bleiben, daß mir das Alter lieb ist. Es ist ein natürlicher menschlicher Zustand, dem Gott seine eigenen Gefühle geschenkt hat, die ihre eigenen Freuden in sich tragen. Wenn ich durch einen Zauberstab machen könnte, daß ich die mir noch übrigen Jahre mit jugendlicher Kraft und Frischheit verleben, oder so wie jetzt bleiben könnte, so wählte ich das erste gewiß nicht. Die jugendliche Kraft und Frischheit paßt nicht zu greisenden Gefühlen, und diese in einem langen Leben erworbenen und erlangten Gefühle möchte ich doch für nichts auf Erden aufgeben. Was Sie von meiner Stimmung sagen, unterschreibe ich insofern, als sie allerdings eine seltene und den tiefsten und gerührtesten Dank erheischende Gabe des Himmels, nicht menschliches Verdienst ist.

Wenigstens rechne ich sie mir nicht zu. Ich verdanke sie größtenteils der, welche auch jetzt die unmittelbare Quelle derselben ist. Denn wenn man einem durchaus reinen und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite steht, geht sie wie ein Hauch von ihm auf uns über. Ich würde mir selbst jenes Besitzes unwert erscheinen, wenn ich jetzt anders sein könnte, als innerlich in abgeschlossener Ruhe in der Erinnerung lebend, und äußerlich, wo sich die Gelegenheit darbietet, nützlich und wohltätig beschäftigt.

Ich wünsche, daß meine Briefe Sie ruhig, heiter stimmen, Ihnen wie eine Erholung, eine Erquickung erscheinen. Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie mit vertrauender Zuversicht auf meine ununterbrochene freundschaftliche Teilnahme. H.

Tegel, den 6. bis 9. Mai 1830.

Ich sage Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichen Dank für Ihren am 27. April abgegangenen Brief, den ich richtig empfangen habe. Mit meinem Befinden geht es sehr gut, und ich empfinde weder Folgen des nassen Frühjahrs noch des strengen Winters. Dennoch machen sich die Folgen im allgemeinen sehr fühlbar. Eine Menge von Leuten leiden hier an kaltem Fieber. Ich habe für den Sommer meine Lebensart etwas geändert. Ich stehe jetzt regelmäßig um sechs Uhr

auf. Dafür gehe ich aber auch immer vor, spätestens um Mitternacht zu Bett. Die Morgenstunden haben mehr Reiz für mich, und so schreibe ich Ihnen, liebe Freundin, heute in der Frühe. Es ist das erste, womit ich heute den Tag beginne. Auf meinen Schlaf hat weder das frühe noch späte Aufstehen einigen Einfluß. ~ ~ Die Nacht hat etwas unglaublich Süßes. Die heiteren Ideen und Bilder, wenn man solche haben kann, wie ich ehemals oft erfahren, nehmen einen sanfteren, schöneren, in der Tat seelenvollen Ton an, dabei ist es, als ob man sie inniger genösse, da in der Stille nichts, nicht einmal das Licht sie stört. Kummervolle und wehmütige Erinnerungen und Eindrücke sind dagegen auch milder und mehr von der Ruhe durchströmt, die jede Trauer leichter und weniger zerreißend macht. Man kann auch dem Kummer ruhiger nachhängen, und ein tiefes Gemüt sucht doch nicht den Kummer zu entfernen, am wenigsten zu zerstreuen, sondern sucht ihn so mit dem ganzen Wesen in Einklang zu bringen, daß er Begleiter des Überrestes des Lebens bleiben kann. Ich kann mich jetzt schon auf die langen Winternächte freuen und habe, was ich hier sage, im vorigen Winter oft erfahren. Bedenkt man auf der anderen Seite wieder, wie freudig und schön das Licht ist, so gerät man in ein dankbares Staunen, welch einen Schatz des Genusses und wahren Glückes die Natur allein in den täglichen Wechsel gelegt hat. Es kommt

nur darauf an, ein Gemüt zu haben, ihn zu genießen, und das liegt doch in jedes Menschen eigener Macht. Alle Dinge, die einen umgeben, schließen für den Geist und die Empfindung Stoff zur Betrachtung, zum Genuß und zur Freude in sich, der ganz verschieden und unabhängig ist von ihrer eigentlichen Bestimmung und von ihrem physischen Nutzen; je mehr man sich ihnen hingibt, desto mehr öffnet sich dieser tiefere Sinn, die Bedeutung, die halb ihnen, die sie veranlassen, halb uns, die wir sie finden, angehört. Man darf nur die Wolken ansehen. An sich sind sie nichts als gestaltloser Nebel, als Dunst, Folgen der Feuchtigkeit und Wärme, und wie beleben sie, von der Erde gesehen, den Himmel mit ihren Gestalten und Farben, wie bringen sie so eigene Phantasien und Empfindungen in der Seele hervor.

Tegel, den 29. Mai 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 16. d. M. vor einigen Tagen empfangen und so wie Sie es vorausgesehen haben, doppelte Freude daran gehabt, weil er in einem so ruhigen und heiteren Tone geschrieben ist. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie in demselben und der ihm entsprechenden Stimmung bleiben mögen, und Sie können es gewiß, wenn Sie sich nicht selbst trübe und irrige Vorstellungen machen, sondern

vielmehr der Ruhe nachſtreben, welche das Gemüt unabhängig von äußeren Ereigniſſen macht. Ohne dieſe nur durch innere Bearbeitung ſeiner ſelbſt zu erlangende Ruhe bleibt man immer ein Spiel des Schickſals und verliert und gewinnt ſein inneres Gleichgewicht, wie die Lage um einen her nur freudvoller oder leidvoller iſt. Das gänzliche Unterlaſſen alles Spazierengehens iſt und bleibt doch eine Entbehrung eines großen Vergnügens, wenn ſich auch der Körper daran gewöhnt; ich habe das ſelbſt an mir erfahren. Der Mangel der Bewegung hat mir nie geſchadet, aber entbehren tut man viel. Man genießt die Natur auf keine andere Weiſe ſo ſchön als bei dem langſamen, zweckloſen Gehen. Denn das gehört namentlich zum Begriff ſelbſt des Spazierengehens, daß man keinen ernſthaften Zweck damit verbindet. Seele und Körper müſſen in vollkommener und ungehemmter Freiheit bleiben, man muß kaum einen Grund haben, auf eine oder die andere Seite zu gehen. Alsdann befördert die Bewegung die Idee, und man mag etwas Wichtiges denken oder ſich bloß in Träumen und Phantaſien gehen laſſen, ſo gewinnt es durch die Bewegung des Gehens beſſeren Fortgang, und man fühlt ſich leichter und heiterer geſtimmt. Noch vor kurzem iſt es mir geſchehen, daß mir durch einen Spaziergang gelang, was ſich ſehr lange nicht hatte geſtalten wollen. Ich hatte oft vergebens an etwas gearbeitet, und plötzlich beim

Herumgehen draußen kam es mir ganz von selbst, daß ich beim Nachhausekommen es nur aufzuschreiben brauchte. Ich gehe aber niemals des Morgens aus. Daran tue ich vielleicht Unrecht, aber es hängt bei mir mit so vielen kleinen Gewohnheiten zusammen, daß ich darüber nicht hinauskommen kann. Ich genieße daher nur den Anblick des Grün aus den Fenstern, wo dann die Lichter der Frühsonne im Laube einen wundervoll herrlichen Wechsel des Hellen und Dunkeln gewähren.
Ich habe kürzlich Goethes zweimalige Reise nach Italien oder vielmehr, da es keine eigentliche Reisebeschreibung ist, seine Briefe von daher gelesen. Sie schrieben mir in derselben Zeit von der Jacobischen. Ich habe diese Reise nie gelesen, wohl aber den Reisenden gekannt und sein Buch loben hören. Er studierte mit mir zugleich in Göttingen und ging, wenn ich nicht irre, auch mit Ihrem Bruder um. Er war ein guter Mensch und sehr fleißig, doch vermied ich seinen Umgang, da er für meine Neigung in zu viele Studentengesellschaften verwickelt war. Was Sie mir aus seiner Reise über die Pracht der Kirchen und des Gottesdienstes sagen, ist sehr wahr. Es ist, wie Sie bemerken, und wie es auch mir erscheint, eine lobenswürdige Sitte, daß man jedem Gelegenheit gibt, in jedem Moment, wo er Stimmung dazu hat und fühlt, an einen Ort gehen zu können, wo er Stille und Einsamkeit oder zu seiner Stimmung passende Verrichtungen findet,

einen Ort, der ihm ſchon an und für ſich, ſobald er ihn betritt, Ehrfurcht und dazu eine gewiſſe Linderung einflößt. Unſere evangeliſchen Kirchen werden viel zu ſehr als Orte, die zum Predigen beſtimmt ſind, angeſehen, und auf die religiöſe Erhebung des Gemüts in Gebet und Nachdenken wird zu wenig gedacht. Die Goetheſchen Briefe aus Italien lehren nicht gerade Italien und Rom kennen. Sie ſind ganz und garnicht beſchreibend. Man muß mit den Gegenſtänden durch eigene Anſicht oder durch andere Reiſen bekannt und bereits vertraut ſein, um nur die Bemerkungen darüber ganz zu verſtehen. Aber ſie malen ſehr hübſch und intereſſant Goethe ſelbſt und zeigen, was Rom und Italien ſind, durch den Eindruck, den ſie auf Goethe gemacht haben. Inſofern gehören ſie zu den merkwürdigſten Schilderungen. Dann erkennt man auch daraus, welche unglaubliche Sehnſucht Goethe Jahre hindurch hatte, Italien und vor allem Rom zu ſehen.
Ich reiſe morgen früh ab und gehe zunächſt nach Breslau. Leben Sie herzlich wohl und ſeien Sie meiner unveränderlichen Teilnahme gewiß. Von Herzen Ihr H.

Tegel, den 7. September 1830.

Ihr am 31. v. M. abgegangener Brief hat mir, liebe Charlotte, ſehr viel Freude gemacht, weil er in einer ruhigen, wirklich erfreulichen Stimmung geſchrieben iſt.

Ich danke Ihnen sehr dafür. Ich lebe nun wieder ganz in meinen alten Gewohnheiten. Mein Befinden ist sehr erwünscht, und ich wüßte nicht, worüber ich zu klagen hätte. Wenn Sie aber von meiner kräftigen Gesundheit reden, so bedarf es doch einer Einschränkung. Meine Gesundheit ist gut, weil sie mich nicht leiden macht, und vorzüglich, weil ich sie durch die Regelmäßigkeit meines Lebens erhalte und befördere. Übrigens sieht man mir das Alter viel mehr an als anderen Menschen von gleichen Jahren, und ich bin auch weniger rüstig, als es meinem und einem weit höheren Alter gemäß ist. Auch abwesend können Sie das an meiner Handschrift sehen, deren Ungleichheit und Mangel an Festigkeit garnicht von den Augen, sondern allein von der Hand herkommt. Das ist allerdings Folge der Jahre, aber daß es so früh und so plötzlich gekommen ist, ist allein Folge des Todes meiner Frau. Wenn man, wie es mein Fall war, so verheiratet war, wie man es einzig sein konnte und sein mußte, so ist die Trennung dieses Bandes nicht der bloß geänderte Zustand, sondern ein durchaus neuer. Ich klage nicht, ich weine nicht, der Tod einer Person, und noch dazu in höheren Jahren, ist ein natürliches, ein menschliches, ein unabänderliches Ereignis; ich suche nicht Hilfe oder Trost – denn der Kummer, der nach Hilfe oder Trost verlangt, ist nicht der höchste und kommt nicht aus dem Tiefsten des Herzens. Ich bin auch garnicht unglücklich,

ich bin vielmehr auf die einzige Art glücklich und zufrieden, auf die ich es sein kann, aber ich bin anders als sonst, ich hänge mit dem Menschen und der Welt nur insofern zusammen, als ich Ideen daraus schöpfe, oder als ich durch äußerliches Wirken nützen kann, sonst habe ich keinen anderen Wunsch, als allein zu sein. Jede Störung meiner Einsamkeit, jeder, auch nur Stunden dauernde Besuch ist mir höchst unangenehm, wenn ich auch den Menschen, die mich besuchen, gut bin. Ich tue nichts dazu und suche nichts darin, es hat aber seit einem Jahre sehr zugenommen, und ich schließe daraus, daß es nicht vergehen wird. Sie können denken, daß ich in Berlin, wo ich so lange lebte, unter vielen Bekannten einige Männer und Frauen der engsten Vertraulichkeit habe. Ich pflegte sie wöchentlich, auch öfter zu sehen. Seit dem unglücklichen Verluste habe ich sie kaum drei- oder viermal gesehen. Sie fühlen und begreifen mich, und eine natürliche Diskretion hält sie ab, mich ohne ausdrückliche Einladung zu besuchen. Ich lade aber niemand ein, sondern überlasse das meinen Kindern. Ist jemand bei ihnen, so brauche ich nicht länger dabei zu sein, als ich Lust habe. Ich erzähle Ihnen das, weil Sie gern einen Begriff meines Zustandes haben. Mit meinen Augen geht es aber nicht schlimmer. Besser kann es natürlich auch nicht gehen. Vielmehr, da man in allen Dingen klar sehen muß, sage ich mir, daß die Schwäche

mit den Jahren auch zunehmen muß, und daß leicht eine Zeit kommen kann, wo ich das Leſen und Schreiben ganz aufgeben werde. Bei Licht ſtelle ich es ſchon ſehr ein. Ich ſitze oft abends allein zwei bis drei Stunden, ohne ſcheinbar etwas zu tun. Ich kann aber nicht ſagen, daß dieſe Zeit mir unnütz und noch weniger unangenehm verſtriche. Das Träumen in Bildern und Erinnerungen hat etwas ſehr Süßes, und ſtrengt man ſich an, ernſthafter und in gewiſſer Folge zu denken, ſo nützt es für die Arbeit des folgenden Tages. Ich ziehe dies einſame Sitzen einem Geſpräch weit vor. Oft indes und in den früheren Abendſtunden laſſe ich mir vorleſen. – Heute war ein ſelten ſchöner Tag, eine milde, angenehme Luft, kein Wind, ein reiner, blauer, ſchöner Himmel, aber ſehr herbſtlich iſt es bei uns ſchon, ich weiß nicht, ob auch bei Ihnen. Das Laub iſt ſchon ſo gelb, und wenn man eine ganze Allee hinunter ſieht, bemerkt man auch, daß die Bäume nicht mehr die Blätterfülle wie im Sommer haben. Es iſt unglaublich, wie ſchnell die Zeit hingeht. Eine Woche, ein Monat ſind vorbei, und ehe man ſich umſieht, das ganze Jahr. Es ſcheint garnicht der Mühe wert, eine ſo alte und allgemein anerkannte Sache noch zu wiederholen. Allein mir iſt es wirklich, als wäre mir dieſe Empfindung nie ſonſt in gleichem Grade lebendig geweſen. Es mag daher kommen, daß ich die Zeit mehr nach Arbeit als nach ſonſt einer Ausfüllung meſſe, und da iſt mir immer

die Zeit, in der etwas zuſtande kommen ſoll, unzureichend zu demjenigen, was man darin erwartet. Kein Tag bringt ganz hervor, was er ſoll, und aus dieſen Lücken der einzelnen Tage entſteht ein großes Defizit im ganzen. Ich habe darum den Winter nicht ſo ganz ungern, weil man doch, ſelbſt in meiner, das ganze Jahr hindurch ſehr ruhigen, mußevollen und freien Lage, immer im Winter mehr und angeſtrengter arbeitet.
Sie erwähnen der neueſten unruhigen Auftritte. Seit Sie ſchrieben, haben ſich dieſe ſehr vervielfältigt und ſind ſogar in unſere Nähe gekommen. Es iſt ſchmerzlich mit anzuſehen, wie Leidenſchaft, wilde Roheit und Übermut den Frieden bedrohen, deſſen man ſo lange genoß. Indes wird ſich auch das wieder beruhigen. Die Dinge der Welt ſind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechſel, und dieſer Wechſel muß Gottes Wille ſein, da er weder der Macht noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillſtand zu bringen. Die große Lehre iſt auch hier, daß man ſeine Kräfte in ſolchen Zeiten doppelt anſtrengen muß, um ſeine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu tun, daß man aber für ſein Glück und ſeine innere Ruhe andere Dinge ſuchen muß, die ewig unentreißbar ſind.
Leben Sie recht wohl, erhalten ſie ſich heiter und ſeien Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Teilnahme verſichert. H.

Tegel, den 6. Oktober 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 28. v. M. erhalten und danke Ihnen sehr dafür. Es war hier seit acht bis zehn Tagen außerordentlich schönes Wetter, ich habe es recht genossen und bin die Nachmittage meistenteils ganz draußen gewesen. Ich fahre fort so wohl und gesund zu sein, daß, wenn ich auch auf alles einzelne an mir acht geben wollte, ich nicht wüßte, worüber ich zu klagen hätte. Es ist vielleicht unrecht, das so zu preisen und das Schicksal gleichsam herauszufordern und gewissermaßen das Glück zu berufen. Größtenteils ist das Aberglaube, aber doch nicht ganz. Wenn das Rühmen mit etwas Gutem mit einer vermessenen, inneren Zuversicht oder mit großer und ängstlicher Bangigkeit vor dem Umschlagen verbunden ist, so schlägt es wirklich leicht um. Man nenne es eine Strafe Gottes, oder man glaube, daß es ein für allemal in der sittlichen Weltordnung so eingerichtet sei, daß das sich Überhebende wieder gedemütigt werden muß, so ist die Sache nicht abzuleugnen. Die Erfahrung lehrt sie, sie liegt im Glauben aller uns bekannten Zeitalter und Nationen, viele haben sie in denkwürdigen Sprichwörten, auch in Erzählungen, überlieferten und erdichteten, niedergelegt. Auf mich findet das indes keine Anwendung. Ich spreche gegen Sie mein Wohlsein und meine Gesundheit aus, weil ich weiß, daß es Sie freut

und Ihnen eine Beruhigung iſt und Troſt, und weil das Ausſprechen die natürliche Regung eines gegen das Schickſal dankbaren Gemüts, ja ſelbſt ein Dank iſt, ohne daß man etwas hinzufügt. Ich hege dabei keine Vermeſſenheit; ich habe, und gerade jetzt, wo viel Äußeres wankend werden kann, das klare Bewußtſein, daß alles, was jetzt die äußere Lage eines Menſchen ruhig, ſorgenlos, genußreich und ſelbſt beneidenswert macht, ſich, ohne daß man es ahnt, umwenden kann; viel leichter noch die Geſundheit in höheren Jahren. Ich habe aber darüber nicht die mindeſte Ängſtlichkeit. Ich genieße alles dankbar, was von außen kommt, aber ich hänge an nichts. Ich lebe durchaus nicht in Hoffnungen, und da ich nichts von der Zukunft erwarte, ſo kann ſie mich auch nicht täuſchen. Ich muß offenherzig geſtehen, daß ich, wäre es auch unrecht, nicht an einer Hoffnung jenſeits des Grabes hänge. Ich glaube an eine Fortdauer, ich halte ein Wiederſehen für möglich, wenn die gleich ſtarke gegenſeitige Empfindung zwei Weſen gleichſam zu einem macht. Aber meine Seele iſt nicht gerade darauf gerichtet. Menſchliche Vorſtellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere ſind hier unmöglich. Ich ſehe auf den Tod mit abſoluter Ruhe, aber weder mit Sehnſucht noch mit Begeiſterung. In der Gegenwart ſuche ich mehr Tätigkeit als Genuß. Im Grunde iſt aber dieſer Ausdruck unrichtig. Der Genuß entſteht durch die Tätigkeit, beide ſind alſo immer verbunden. Es gibt

allerdings auch Genuß, der wie eine reine Himmelsgabe uns zuſtrömt. Den kann man aber nicht ſuchen, und es iſt beklagenswert, wenn ſich die Sehnſucht auf einen ſolchen heftet. Aber der große Genuß, das große Glück, das wahrhaft durch keine Macht entreißbare, liegt in der Vergangenheit und in der gewiſſen Betrachtung, daß das große Glück zwar ein großes, ſchätzenswürdiges Gut, aber daß doch die Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz, die Erhöhung aller edeln Gefühle der wahre und letzte Zweck iſt, übrigens alles in der Welt wechſelnd und ſeiner Natur nach vergänglich iſt. Durch dieſe Anſicht verſinkt das Leben in der Vergangenheit nicht in ein dumpfes Brüten über vergangene Freuden oder empfundene Leiden, ſondern verſchlingt ſich in die innere Tätigkeit, welche das Gemüt in der Gegenwart beſchäftigt. So iſt es in mir, und da die Gefühle, auf welchen mein Leben beruht, jetzt alle in die Vergangenheit entrückt ſind, auf eine zwar von Wehmut begleitete, aber ein ſo ſüßes und ſo ſicheres, von Menſchen und Schickſalen ſo unabhängiges Glück gebende Weiſe, daß nichts es zu entreißen, ja ſelbſt nur zu ſchwächen vermag.

Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 26. d. M. zur Poſt zu geben; wenn Sie früher ſchreiben, iſt mir Ihr Brief immer und an jedem Tage willkommen.

Leben Sie herzlich wohl. Mit aufrichtiger und unveränderter Teilnahme der Ihrige. H.

Tegel, den 6. November 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 26. v. Mts. abgegangenen Brief vor einigen Tagen empfangen und danke Ihnen herzlich dafür. Er ist in einer so ruhigen Stimmung geschrieben, daß er mir dadurch doppelt erfreulich geworden ist. Denn ich bin überzeugt, daß gerade diese Stimmung auch für Sie die beglückendste ist. Der schöne Herbst ist aber auch recht gemacht, der Seele und dem Gemüt so viel Heiterkeit und eine so lebendige Farbe zu geben, als ein jeder nach seinem inneren Zustande in sich aufzunehmen fähig ist. Ich denke, ich erinnerte mich nie eines so schönen und beständigen Oktobers und beginnenden Novembers. Im vorigen Jahre lag um diese Zeit schon Schnee, der dann auch den ganzen Winter liegen blieb. Jetzt ist die Luft milde wie im Sommer, und kaum daß hier und da ein Regentag das wolkenlose Blau des klaren Himmels unterbricht. Gestern leuchteten schon die Sterne sehr hell, als ich vom Spaziergange zurückkam, und auch heute war es noch lange nach Sonnenuntergang sehr schön. Die Monatsrosen sind in der reichsten, üppigsten Blüte. Es ist wirklich etwas Ungewöhnliches in dieser Witterung, als wollte der Himmel der Erde eine Entschädigung für den letzten langen Winter angedeihen lassen. Wie sehr ich mich aber auch freue über das schöne Wetter, so liebe ich doch eigentlich den Herbst nicht. Die

Entblätterung der Bäume hat etwas ſo Trauriges und gibt der Natur, die erſt überall Fülle, Reichtum und Üppigkeit iſt, den entgegengeſetʒten Charakter der Dürftigkeit. Die herbſtlichen Bäume haben auch für mein Gefühl etwas noch mehr Widerwärtiges als im Winter. Dann iſt die Zerſtörung wenigſtens vorüber, im Herbſt aber ſtellt ſie ſich noch im Werden ſelbſt dem Auge dar. Die armen Bäume ſehen ſo vom Winde gezauſt und mißhandelt aus, daß man Mitleid, wie mit Menſchen, mit ihnen haben möchte. Im früheren Herbſt lieben viele Leute die mannigfaltigen Farben, welche dann das Laub annimmt. Ich habe das oft rühmen hören. Ich ſelbſt aber habe nie Gefallen daran finden können und hätte dieſe Farbenpracht gern der Natur geſchenkt. Wie viel ſchöner iſt das allgemeine Grün des Sommers, und man hätte ſehr unrecht, dieſes einförmig zu nennen. Es hat vom Zarten und Hellen an bis zum tiefſten Dunkel ſo mannigfaltige Nüancen, daß auch der Wechſel und die Schattierungen das Auge erfreuen. Dieſe Farbennüancen ſind aber milde und fein und nicht ſo grell als die herbſtlichen Farben.
Die Verſicherungen, die Sie mir geben, daß Sie nicht unruhig, nicht bekümmert ſind, haben mich ſehr gefreut, und ich glaube Ihnen gern. In dem Sinne, in welchem Unruhe und Unzufriedenheit zu tadeln ſind, ſchreibe ich ſie Ihnen auch nicht zu. Daß Sie bewegt und leicht gerührt ſind, iſt natürlich und ſchön. Auch Müdigkeit am Leben begreife ich ſehr, obgleich

ich dies Gefühl nie gehabt habe. Allein selbst ohne unglücklich zu sein, kann das Leben leicht Müdigkeit einflößen, ich möchte sagen, es muß es sogar, sobald es dem Menschen aufhört als ein Fortschreiten in irgendeiner Art zu erscheinen und ihm zu einem Rundgange wird, auf dem nun nichts Neues mehr erscheint. Auf diese Weise fühlt man das Nichtige, was das Leben sogleich hat, als man es mit dem höchsten Geistigen vergleicht, was aber verschwindet, solange man es als eine Stufe zu höherem Fortschreiten ansehen kann.

Ich weiß nicht, liebe Charlotte, ob zu einer geistigen Beschäftigung, wie ich Ihnen riet, es so vieler und so absichtlicher Zurüstungen bedürfe. Wie ich Ihnen zuerst davon schrieb, war wenigstens das mein Gedanke nicht. Zu dieser Beschäftigung gehört gerade Freiheit, und die wird durch so planmäßig angelegte Lektüre gehemmt. Mir scheint eine ganz entgegengesetzte Methode viel einfacher. Wozu soll man gerade wissen und lernen? Es ist viel besser und viel wohltätiger, zu lesen und zu denken. Das Lesen soll nämlich bloß den Stoff zum Denken hergeben, weil man doch einen Gegenstand haben muß, einen Faden nämlich, an dem man die Gedanken aneinander reiht. Hierzu braucht man aber beinahe nur zufällig ein Buch, wie es sich findet, in die Hand zu nehmen, kann es auch wieder weglegen und mit einem anderen vertauschen. Hat man das einige Wochen getan, so müßte es einem an aller

geiſtigen Lebendigkeit und Regſamkeit fehlen, wenn man dann nicht von ſelbſt auf Ideen geriete, die man Luſt hätte weiter zu verfolgen, Dinge, über die man mehr zu wiſſen verlangte; ſo entſteht dann ein eigen gewähltes Studium, nicht ein durch fremden Rat gegebenes. So, dächte ich, hätte ich es alle Frauen machen ſehen, die gern in ihrem Innern ein reges geiſtiges Leben führten. Sehen Sie nun zu, da wir die Sache jetzt beſprochen und von manchen Seiten überlegt haben, welchem Vorſchlage Sie folgen wollen. Schon das bloße Nachdenken über die Wahl einer Beſchäftigung iſt ſelbſt eine Beſchäftigung, und die Vorbereitungen gewähren ſchon einen Teil des Nutzens der Sache ſelbſt. Ich werde Ihnen gern bei allem, ſoviel ich kann, behilflich ſein.
Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 23. d. M. auf die Poſt zu geben. Ich wünſche von Herzen, daß Sie geſund bleiben mögen, und wenigſtens nichts Äußeres Ihre Ruhe ſtöre. Erhalten Sie ſich dann auch die innere, und ſeien Sie von meiner unveränderlichen Teilnahme und Freundſchaft überzeugt. Ihr H.

Tegel, den 4. Januar 1831.

Da ich jetzt wenige Briefe ſelbſt ſchreibe, ſo fiel es mir auf, als ich die Jahreszahl hinkritzelte, denn wirklich nur Kritzeln kann ich mein jetziges Schreiben nennen, daß ich dies in dieſem Jahre zum erſten

Male tue. Nehmen Sie alſo auch, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunſch an. Möge nichts Äußeres, Widerwärtiges Ihnen zuſtoßen, und mögen Sie immer die nötige Stärke haben, ſich die innere Ruhe zu erhalten, wenn ſie, wie man bei menſchlichen Sckickſalen nie eine ſichere Bürgſchaft hat, einmal bedroht würde. Nach der Art, wie die Menſchen, vorzüglich die höheren Stände, leben, hat, genau genommen, der Jahreswechſel ſeine wahre Bedeutung verloren. Im Grunde fängt mit jedem Tag ein neues Jahr an. Nur die Jahreszeiten machen einen wirklichen Abſchnitt. Dieſe aber haben bei uns kaum auf mehr als unſere Annehmlichkeit und Bequemlichkeit Einfluß. Mir iſt aber demohngeachtet ein neues Jahr immer eine Epoche, die mich aufs neue in mir ſelbſt ſammelt. Ich übergehe, was ich getan habe, etwa noch tun möchte, ich gehe mit meinen Empfindungen zu Rate, mißbillige oder billige, befeſtige mich in alten, mache neue Vorſätze und bringe ſo gewöhnlich die erſten Tage des Jahres müßig und arbeitslos hin. Ich lächle dann ſelbſt, daß ich die guten Vorſätze mit Müßiggang verbringe, aber es iſt nicht ſowohl Müßiggang als Muße, und dieſe iſt bisweilen heilſamer als Arbeit. Worauf aber dieſe periodiſchen Betrachtungen immer und gleichmäßig zurückkommen, iſt die Freude, daß ein Jahr mehr ſich an das Leben angeſchloſſen hat. Es iſt dies keine Sehnſucht nach dem Tode, dieſe habe ich ſchon darum nicht, weil ja Leben und

Tod, unabänderlich miteinander zusammenhängend, nur Entwickelungen desselben Daseins sind, und es also unüberlegt und kindisch sein würde, in demjenigen, was moralisch und physisch seinen Zeitpunkt der Reife haben muß, durch beschränkte Wünsche etwas ändern und verrücken zu wollen. Es ist auch nicht, ja noch viel weniger Überdruß am Leben. Ich habe dieselbe Empfindung in den genußreichsten Zeiten gehabt, und jetzt, da ich gar keiner äußeren Freude mehr empfänglich bin, wenigstens keine suche, aber still in mir und der Erinnerung lebe, kann ich noch weniger dem Leben einen Vorwurf zu machen haben. Aber der Verlauf der Zeit hat in sich für mich etwas Erfreuliches. Die Zeit verläuft doch nicht leer, sie bringt und nimmt und läßt zurück. Man wird durch sie immer reicher, nicht gerade an Genuß, aber an etwas Höherem. Ich meine damit nicht gerade die bloß trockene Erfahrung, nein, es ist eine Erhöhung der Klarheit und der Fülle des Selbstgefühls, man ist mehr das, was man ist, und ist sich klarer bewußt, wie man es ist und wurde. Und das ist doch der Mittelpunkt für des Menschen jetziges und künftiges Dasein, also das Höchste und Wichtigste für ihn. Das wird Ihnen, liebe Charlotte, mehr und besser zeigen, wie ich es meine, wenn ich das Alter der Jugend vorziehe. Mein eigentlicher Wunsch wäre aber, daß ich allein alt würde und alles um mich her jung bliebe. Damit würden dann auch die anderen zufrieden sein

und gegen diese Selbstsucht keine Einwendung machen. Ganz im Ernst zu sprechen, obgleich auch das mein Ernst ist, ich meine nur in dem Ernst zu sprechen, den auch andere dafür nehmen würden ~ so bin ich weit entfernt zu verkennen, daß die Jugend im gewissen und im wahren Sinne eigentlich nicht bloß schöner und anmutiger, sondern auch in sich mehr und etwas Höheres ist als das Alter. Eben weil wenig einzelnes entwickelt ist, wirkt das Ganze mehr als solches; auch entwickelt das Leben nicht immer alle Anlagen, oft nur wenige, da ist dann die Jugend wirklich mehr. Auch liegt da in beiden Geschlechtern ein großer Unterschied. Dem Manne wird es viel leichter, den Schein und selbst die Wirklichkeit zu gewinnen, als sei er im Alter mehr und viel mehr geworden. Man schätzt in ihm viel mehr die Eigenschaften, die wirklich dem Alter mehr angehören, und erläßt ihm die Frische und den Reiz der jüngeren Jahre. Er kann immer Mann bleiben und selbst mehr werden, wenn er auch die körperliche Kraft sehr einbüßt. Bei Frauen ist das nicht ganz der Fall, und die Strenge der Willensherrschaft, die Höhe der freiwilligen Selbstverleugnung, durch die das weibliche Alter sich eine so jugendliche Kraft erhalten kann, haben nur wenige den Mut sich anzueignen. Allein auch in Frauen bewahrt das Alter vieles, was man in ihrer Jugend vergebens suchen würde, und was jeder Mann von Sinn und Gefühl vorzugsweise schätzen wird.

Über Ihre Beschäftigung mit Palästina freue ich mich sehr. Es ist Ihnen gewiß wohltätig, nicht ewig mit derselben Arbeit beschäftigt zu sein und nicht, wenn Sie dieselbe verlassen, sich wieder bloß Selbstbetrachtungen zu überlassen, sondern sich mit einem äußeren, den Geist anziehenden Gegenstand zu beschäftigen. Man kehrt durch einen solchen dennoch mittelbar in sich zurück.
In dem, was Sie über den Unterschied zwischen der neueren Geschichte und dem Altertum sagen, stimme ich Ihnen vollkommen bei. Man befindet sich auf einem ganz anderen Boden im Altertum. Es erging zwar den Menschen in jenen fernen Jahrhunderten auch wie uns jetzt. Aber die Verhältnisse waren natürlicher, einfacher, und wurden, was die Hauptsache ist, frischer aufgenommen, ergriffen, behandelt und umgestaltet. Auch ist die Darstellung würdiger, hinreißender und vor allem poetischer, die Poesie war damals noch wahre Natur, nicht eine Kunst, sie war noch nicht geschieden von der Prosa. Dies poetische Feuer, diese Klarheit anschaulicher Schilderung verbreitet sich nun für uns über das ganze Altertum, das wir nur durch diesen Spiegel kennen. Denn allerdings müssen wir uns sagen, daß wir wohl manches anders und schöner sehen, als es war. Ich will damit nicht geradezu sagen, daß die Art, wie die Dinge erzählt werden, unrichtig sei. Das nicht. Aber das Kolorit ist ein anderes. Wir sehen die Menschen und ihre Taten in anderen

Farben. Auch fehlen uns eine Menge kleiner Details, wir sehen nicht alle, oft nur die hervorstechenden, wenn auch nicht mit Fleiß ausgewählten Züge. So wird alles überraschender und kolossaler.
Ich vermute, daß Sie bei dem schönen, gelinden und oft sonnigen Wetter auch täglich Ihren Garten besuchen. Ich lasse keinen Tag ohne Spaziergang vorübergehen. Die Sonne aber entgeht mir bisweilen, da ich mich in meinen Spaziergängen nicht nach ihr richte. Ich gehe immer Sommers und Winters am Nachmittag, und die Sonne versteckt sich hier in diesen Tagen um Mittag in Nebel.
Meine Gesundheit, denn ich sehe, daß ich noch nicht von ihr gesprochen, ist sehr gut. Ich habe bis jetzt in diesem Winter nicht einmal einen Schnupfen gehabt. Ich könnte also nur über Altersschwächen klagen; diese sind aber natürlich, und ich ertrage sie, ohne mich über sie zu wundern.
Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihren nächsten Brief am 25. d. M. zur Post zu geben. Leben Sie nun recht wohl und rechnen Sie immer auf meine unveränderliche Teilnahme. H.

Tegel, den 6. April 1831.

Ich habe diesmal, liebe Charlotte, keinen Brief von Ihnen seit meinem letzten bekommen, habe also keinen zu beantworten vor mir. Der Grund Ihres Nicht-

ſchreibens könnte in Ihren Augen liegen, was mich ſehr ſchmerzen ſollte, dann hätten Sie aber doch wohl einige Zeilen geſchrieben; auch wenn Sie krank geworden, würden Sie es mir gewiß geſagt haben. Die natürlichſte Vermutung über die Gründe Ihres Stillſchweigens ſcheint mir daher die, daß Sie gefürchtet haben, mir gerade in den Wochen zu ſchreiben, wo der Verluſt mich traf, in den ſeitdem meine Seele einzig verſenkt iſt. Ich danke Ihnen in der Tiefe meiner Seele für dieſe Zartheit. Ihr Brief würde mir zwar gleiche Freude gemacht haben als alle anderen. Man feiert die Toten nicht würdig durch verringerte Teilnahme an den Lebendigen, oder wenn man ſich entzieht, ihnen hilfreich zu werden, und am wenigſten paßt das für die, welche ich betraure. Aber die Empfindung in Ihnen iſt ſo natürlich, ſie entſpricht ſo ſehr Ihrem Gefühl und Ihren Geſinnungen, iſt ſo edel und zart, daß ſie mich lebhaft gerührt hat.

Ich bin den ganzen März hindurch nur einen Tag in Berlin geweſen und habe hier, teils allein, teils mit meinen Kindern, einer beneidenswürdigen Ruhe genoſſen. Auch war das Wetter nur ſelten unfreundlich, und es hat mich nicht gehindert, täglich auszugehen. Jetzt beginnt der Frühling ſehr ſchön, und ich denke mir, daß auch Sie dies jugendliche Erwachen der Natur in Ihrem Garten genießen. Ich weiß nicht, ob Sie auch wohl darauf geachtet haben, was ich in ſehr verſchiedenen Klimaten, auch

in Spanien und Italien, gefunden habe, daß, wenn die Tage auch noch ſo regneriſch ſind, ſich der Himmel aufhellt um die Zeit des Sonnenunterganges. Meiſt hört der Regen auf eine halbe Stunde vor und nach Sonnenuntergang. Dies iſt auch die gewöhnliche Zeit meiner Spaziergänge. Die Wolkenerſcheinungen ſind dann die größten, ſchönſten und glänzendſten, und ſeit meiner Kindheit machen ſie den größten Teil meiner Freude an der Natur aus. Wie man auch darüber nachdenken mag, iſt es ſchwer zu ſagen, worin der Reiz eigentlich beſteht. Gewiß iſt es nicht das ſinnliche Farbenſpiel, wie ſchön und prachtvoll es auch iſt, allein. Das mannigfache Schauſpiel am Himmel regt die Seele tiefer und lebendiger an, als es jeder irdiſche Reiz tun könnte. Daß es vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin. Freilich allemal wehmütig, aber doch groß und im Tiefſten ergreifend iſt das allmähliche Verglühen der Farben, das Erſterben des Glanzes, der zuletzt, noch ehe er der Dunkelheit Platz macht, von einem falben Grau überzogen wird. Ich kann mich dabei nie erwehren, an etwas Ernſteres und Wichtigeres zu denken. Es gibt zwar vorzüglich in den höher und innerlich Gebildeten, aber mehr oder minder doch in allen, eine Menge von Gedanken, die nie zu einer Tat werden, nie ins wirkliche Leben treten, ſondern ſtill und nur dem bewußt, der ſie hat, im Buſen verſchloſſen bleiben. Es entſpringt aber aus ihnen, und oft viel mehr als

aus Reden und Taten, Freude und Leid, Glück und Elend. Ihr Hin- und Herfluten im Gemüte, die Bewegung, in die ſie verſetzen, läßt ſich in vielem jenen farbig flammenden Himmelserſcheinungen vergleichen. Für den Ernſt des äußeren Lebens ſind ſie wirklich, ſich mit ihm nicht mengend, luftige Wolkengebilde. Sie verſchwinden auch wie dieſe und laſſen in der Seele eine Kühle und Leere zurück, die ſich dem Grau der Dämmerung und dem Dunkel der Nacht vergleichen läßt. Sind ſie aber darum dahin? Kann das, was das Gemüt ſo bewegt, ſo aus ſeinem innerſten Grunde erſchüttert hat, ganz wieder untergehen? Dann könnte der ganze Menſch ſelbſt vielleicht auch nur eine vorübergehende Wolkenerſcheinung ſein. Sie werden mir einwenden, daß es auf jeden Fall, wie alles, was einmal im Gemüt geweſen iſt, auf dieſes, auf den Geiſt und Charakter zurückwirkt und in dieſer Zurückwirkung fortlebt. Allein das iſt doch nicht genug. Es müßte doch von beſtimmten Seelenbewegungen auch etwas Beſtimmtes ausgehen. Dieſe Gedanken ergreifen mich meiſtenteils, wenn ich den Himmel am Abend oder vor oder nach einem Gewitter anſehe. Ich habe aber, wenn ich es gleich nicht erklären und beweiſen kann, ein feſtes Ahnungsgefühl, daß jene Gedankenerſcheinungen auf irgendeine Weiſe wieder aufflammen und einen Einfluß ausüben, der bedeutender iſt als gewöhnlich ſo hochgeachtete Reden und Handlungen. Der Menſch muß ſich nur ihrer

würdig erhalten, auf der einen Seite nicht trocken und nüchtern, auf der anderen Seite nicht schwärmerisch und wesenlos werden, vor allen Dingen aber selbständig sein, die Kraft besitzen, sich selbst zu beherrschen, und den inneren Gang seiner Gedanken allem äußeren Genuß und Treiben vorziehen.
Indem ich auf das Geschriebene zurücksehe, muß ich Sie, liebe Charlotte, ordentlich um Verzeihung bitten, Ihnen so allgemeine Dinge und Betrachtungen zu schicken. Aber es ist dies neben dem Andenken an die Vergangenheit, die nie für mich zurückkehren kann, das einzige, worin ich lebe. Solche Ideen schließen sich an meine wissenschaftlichen Berührungen an, und so haben Sie den ganzen Kreis, worin ich lebe, wenn ich in mir sein kann, und aus dem ich nur halb und geteilt herausgehe, wenn mich Pflicht oder freiwillige Sorge für andere herausruft. Diese Art zu sein hat sich ohne mein Zutun in mir gestaltet. Ich bin mir bewußt, daß ich sie nicht absichtlich hervorgerufen habe. Ich würde auch nicht entgegenarbeiten, wenn ich plötzlich fühlte, daß es anders in mir würde, daß ich wieder Lust an den Dingen hätte, die mich vor jenem Schlage erfreuten, daß ich mich wieder freiwillig ins Leben mischte, daß ich anderer Freude fähig sei, als die ich aus mir selbst und der Vergangenheit schöpfe, so würde ich mich frei darin gehen lassen, wenn ich mir auch selbst gestehen müßte, daß diese Änderung meine innere parteilose Billigung nicht erhalten

könnte. Ich denke nicht einmal daran, ob meine
jetzige Stimmung mich bis ans Ende meiner
Tage begleiten, oder ob die Zeit, wie die Leute
ſo und nicht ganz mit Unrecht ſagen, auch meine
Gefühle abſtumpfen und abändern wird. Ich bin
hierin nicht bloß allem Affektierten, ſondern
auch allem Abſichtlichen feind. Kann das Ge-
fühl, das ich, ſeit ich eine ſolche Verbindung
kannte, immer gehabt habe, daß es eine innere
Verbindung zwiſchen Menſchen gibt, deren Auf-
löſung dem Zurückbleibenden alle Fähigkeit,
alle Neigung und allen Wunſch nimmt, anders-
woher Glück und Freude zu ſchöpfen, als aus
ſich ſelbſt und dem Andenken, kann, ſage ich,
dies Gefühl untergehen, ſo möge es plötzlich
verſchwinden oder nach und nach erſterben.
Im Reiche der Empfindungen muß nichts länger
leben, als es innere Kraft zu leben hat. Bis
jetzt iſt es nur immer in mir gewachſen, und
ich verdanke ihm alles, was ich ſeit jener ge-
waltſamen Zerreißung an innerer Stärke, Be-
ruhigung und wirklicher Heiterkeit genoſſen
habe, und was mir kein Menſch auf Erden,
ſelbſt meine Kinder nicht, ohne jenes Gefühl
hätten geben können. Ich empfinde die Wohl-
tätigkeit dieſes Gefühls auch an der größeren
Klarheit und Sicherheit meiner Ideen und Emp-
findungen. Denn, wenn ich auch zu manchen
äußeren Geſchäften weniger geſchickt ſein mag
als ſonſt, ſo fühle ich dagegen deutlich, daß
meine Ideen in jeder Rückſicht lichtvoller und
feſter geworden ſind.

Ich bestimme Ihnen heute keinen Tag zum Schreiben, da mein Wunsch und meine Bitte dahin geht, daß Sie mir so bald schreiben mögen, als Sie können. Mit unveränderlicher Teilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Tegel, den 6. Mai 1831.

Unmittelbar nach dem Abgang meines letzten Briefes an Sie, liebe Charlotte, empfing ich den Ihrigen und ersah daraus, daß ich die Ursache Ihres verzögerten Schreibens richtig erraten hatte. Bald darauf erhielt ich auch Ihren zweiten Brief.

Ich habe Sie längst befragen wollen, liebe Charlotte, ob Sie je Schillers Leben von Frau von Wolzogen gelesen haben. Wo nicht, so rate ich Ihnen, das Buch ja bald zu lesen. Ich glaube nicht, daß es ein zweites so schön geschriebenes, so geistvoll gedachtes und so tief und zart empfundenes Buch gibt. Ein Mann könnte garnicht so schreiben, wenn er auch sonst vorzüglich von Kopf und Gemüt wäre. Unter allem, was ich bisher von Frauen gelesen habe, weiß ich nichts damit zu vergleichen. Außerdem sind viele Briefe von Schiller in dem Werke, und unter diesen vortreffliche. Das Buch wird Ihnen Freude machen.

Was iſt Poeſie? – ſagen Sie und ſetzen hinzu, ich denke, man muß ſie empfinden. – Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wer recht lebendig empfindet (denn empfunden muß und kann es eigentlich nur werden), daß etwas poetiſch iſt, bedarf nicht der Erklärung, und wer kein Gefühl dafür hat, dem kann alle Erklärung durch Worte nicht helfen. Inſoweit es möglich iſt, hat es gewiß Schiller getan, der mehr als irgend jemand die Gabe beſaß, in Worte zu kleiden, was in ſeiner eigentümlichen Natur dem Ausdruck widerſtrebt. Beiſpiele erklären es ſchon beſſer. Nehmen wir zwei gleichzeitige Dichter, die Sie gleich gut kennen, Gellert und Klopſtock. Beide ſind miteinander zu vergleichen, weil ſie beide geiſtliche Stoffe behandelt haben, weil ſie gewiß beide von gleich edler Frömmigkeit und gleich reiner Tugendliebe beſeelt waren, und endlich auch, weil ſie eine große und tiefe Wirkung auf die Gemüter und die Herzen ihres Zeitalters hervorgebracht haben. Aber gewiß ſind Sie meiner Meinung, daß in Klopſtock ein ungleich höherer Schwung iſt, daß man bei ſeinen Worten mehr denkt, von ihnen mehr hingeriſſen wird. Gellerts Verſe ſind nur gereimte Proſa, Klopſtock war durchaus eine poetiſche Natur. – Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 24. abzuſenden. Leben Sie herzlich wohl. Mit der aufrichtigſten Teilnahme und Freundſchaft der Ihrige.

H.

Tegel, den 3. Juni 1831.

Ihr Brief vom 22. bis 25. vor. Monats iſt mir allerdings ſo ſpät zugekommen, daß mich ſein Ausbleiben wunderte. Ich wußte diesmal garnicht, welcher Urſache ich Ihr Stillſchweigen zuſchreiben ſollte. Doch hatte ich keine Beſorgnis vor Krankheit, weil ich mich darauf verlaſſe, daß Sie mir, liebe Charlotte, in einem ſolchen Fall immer, wenn auch noch ſo wenige Worte ſagen werden. Deſto mehr habe ich mich jetzt gefreut, einen ausführlichen Brief zu erhalten. Wenn ich dies ſage, meine ich nur, daß ich die Blätter von Ihrer Hand immer gern leſe, und immer, was Sie betrifft, es ſei erfreulich, oder es ſei das Gegenteil, mit wahrer und aufrichtiger Teilnahme mitgeteilt erhalte. Denn ſonſt konnte mich das, was Sie mir darin über den neuen Verluſt, der Sie betroffen, und die Stimmung, in welche Sie dieſer Trauerfall verſetzt hat, nur ſchmerzlich berühren. Auch ganz ohne die Familie zu kennen, hat der Todesfall dieſer jungen Perſon etwas ungemein Rührendes. Er iſt ſichtbar eine Folge des Todes der Schweſter und der, aus Liebe für die Dahingegangene, zu beſchwerlich in der Beſorgung der Kinder und des Hausweſens übernommenen Anſtrengung. Beides vereinigt hier alles, was das Bedauernswürdige des Falles vermehren kann. Sie ſagen, daß ein ſo früher Tod beneidenswert ſei, der eine

ſchöne, reine, friſche Blüte bricht, ehe der rauhe Nord ſie erſtarrt, und Sie kommen auch in einer andern Stelle Ihres Briefes hierauf zurück. Ich erinnere mich ſehr wohl, das gleiche Gefühl vor vielen Jahren bei dem Tode meines älteſten Sohnes, eines damals zehnjährigen Knaben, gehabt zu haben. Er ſtarb in Rom, wo er auch an einem ſchönen Orte unter nun großen ſchattigen Bäumen begraben liegt. Er war ein wunderſchönes, verſtändiges, gutes Kind und ging aus einer plötzlichen und ſchnell endenden Krankheit in vollem Frohſein und voller Heiterkeit hinüber. Ich erkenne daher ſehr die Wahrheit jenes Gefühls, allein das Leben hat doch auch ſeinen Wert, ſelbſt wenn es der Freuden weniger gibt oder gegeben hat. Es ſtärkt die Kraft, es reift das Gemüt, und ich kann mir wenigſtens die Überzeugung nicht nehmen, daß das Wichtigſte für den Menſchen der Grad der inneren Vollkommenheit iſt, zu dem er gedeiht. Dazu aber trägt das Leben ſelbſt in ſeinen Stürmen, und ſeinen rauhen Stürmen, mächtig bei. Alle dieſe Betrachtungen ſind aber nur bis auf einen gewiſſen Punkt troſtreich und beruhigend. Der Verluſt geliebter Perſonen bleibt in ſich unerſetzlich, und der Kummer und Gram darum lindert ſich, wie ich ſehr gut weiß und empfinde, durch keine Betrachtungen, eher noch in manchen Fällen und bei manchen Gemütern durch den ruhigen Verlauf der Zeit. Da Sie ſchon ſehr einſam leben, ſo begreife ich noch

mehr und fühle noch lebhafter, wie dieser unerwartete Verlust Sie auf einmal noch viel schmerzlicher trifft. Wenn die Aufrichtigkeit und die Wärme meiner Teilnahme dazu beitragen kann, Ihrem Kummer Linderung zu gewähren, so zählen Sie mit Sicherheit auf beide. Sie kennen meine Gesinnungen für Sie, Sie wissen, daß dieselben vom ersten Augenblicke an, wo Sie sich nach einer bedeutenden Reihe von Jahren an mich wandten anteilvoll und wohlwollend gewesen sind, ob gleich ich in der ganzen Zwischenzeit nichts von Ihnen wußte, und unsere Jugendbekanntschaft nur das Werk weniger Tage war. Dieser Ihnen aus dem reinen Wunsche, wohltätig und erheiternd auf Sie, Ihre Stimmung und Ihr Leben einzuwirken, gewidmete Anteil wird Ihnen bleiben, und Sie können sich versichert halten, daß er sich bei jedem kleineren und größeren Vorfall Ihres Lebens aufs neue beweisen wird. Je mehr ich in mir selbst lebe, je mehr ich in dem Zustand bin, nichts von außen empfangen zu wollen, je freier ich mich in die Lage versetzt habe, ohne alle Rücksicht jede Gemeinschaft, außer der mit meinen Kindern, zurückzuweisen, desto freier, reiner und forderungsloser ist auch mein Anteil an denen, von welchen ich weiß, daß sie ihn gütig aufnehmen und daß er ihnen Freude macht. Ich sehe und empfinde die Ereignisse des Lebens jetzt mehr in anderen als in mir selbst, ich bin ruhig und in Erinnerungen und Be-

trachtungen, wenn auch oft wehmütig, dennoch heiter. Meine Freunde und Bekannten, die das wiſſen, laſſen mich gewähren und ſtören mich in dieſem abgeſchloſſenen Kreiſe nicht; aber mein Anteil an Ihnen und Ihrem Schickſal iſt gleich groß.
Über meine Geſundheit kann ich Ihnen nur Gutes ſagen. Ich kann über keine Kränklichkeit, nur über die Schwächlichkeiten klagen, die Sie längſt kennen. Sie rühmen, liebe Charlotte, meine feſte Hand und freuen ſich darüber. Ihr Urteil hierin iſt auch mir darum um ſo wichtiger, als Sie die erſte waren, die mich auf die Schwäche und das Zitterhafte meiner Hand aufmerkſam machte. Ich wunderte mich damals darüber, wie einer, der etwas von ſich erfährt, was er ſelbſt nicht gewußt hat, ich bemerkte aber, daß Ihre Bemerkung ganz richtig war. Ich habe ſeit dem Winter etwas gebraucht, was das Zittern der Glieder und die Schwäche der Hand heben ſoll. Gegen das erſte hat es ſichtbar geholfen, vielleicht auch gegen das letzte, doch glaube ich das eigentlich nicht. Was Ihnen den Eindruck gemacht, ſchreibe ich mehr der Methode zu, die ich angenommen habe, wie die Kinder auf Linien zu ſchreiben, dies hält die Züge und die Hand mehr in Ordnung. Mein Arzt ſchließt aus der Wirkung der verordneten Mittel, daß die Urſache der Schwäche im Rückgrat liegt, und rät zum Gebrauch eines kräftigen Seebades. Ich werde alſo in dieſem

Sommer nicht Gaſtein, ſondern Norderney gebrauchen. Sie wiſſen wohl, daß dies eine Inſel iſt, welche der Stadt Aurich in Oſt-Friesland gegenüber liegt. Meine älteſte Tochter wird mich begleiten, und ich werde eine Reiſe auf eines meiner Güter damit verbinden.

Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigſten Anteil der Ihrige. H.

Oſchersleben, den 3. Juli 1831.

Ich ſehe aus Ihrem Briefe, daß Sie Ihren Reiſeplan aufgegeben haben, und kann das nur billigen. Solange man noch in ſeinen häuslichen Gewohnheiten ruhig iſt, fühlt man in dieſen wohl eine gewiſſe ermüdende Einförmigkeit, die auf eine Reiſe mit Vergnügen hinblicken läßt. Wenn aber der Zeitpunkt kommt, ſich loszureißen, ſo fühlt man alles Beſchwerliche und Unerfreuliche, das nicht heimiſch ſcheint, und lernt erſt den Wert der gewöhnlichen Exiſtenz in alledem erkennen, was einen alle Tage umgibt. Ich ſelbſt habe mich diesmal höchſt ungern zur Badekur entſchloſſen und hätte es nicht getan, wenn ich nicht glaubte, daß ohne die Kur die Schwächlichkeiten, an denen ich leide, und die doch meine freie Tätigkeit hemmen, zu ſehr anwachſen könnten. Intereſſe finde ich an der Reiſe garnicht. Einige Menſchen in den Orten, durch die ich reiſe, ſehe ich aller-

dings gern wieder, aber das wiegt doch die vielen anderen Unbequemlichkeiten, und besonders den Zeitverlust, nicht auf. Zu dem allen kommt die Ungewißheit der Zeiten.
Sie reden in Ihrem Briefe über den Wert des Lebens und äußern, daß ihn die geschwächten Kräfte des Alters noch mindern. Wenn man von dem Glückswert des Lebens spricht, so gebe ich gern zu, daß man ihn nicht immer hoch anschlagen kann. Ich behaupte sogar, daß alle, die ungefähr in meinem Alter sind, von der jetzigen Zeit wenig oder nichts Erfreuliches zu erwarten haben können, denn in allem, was das menschliche Leben äußerlich angeht, trüben sich die Aussichten, verwirren sich die Begriffe bis zu den verschiedensten Meinungen, und die Jahre, die ich noch zu leben habe, werden nicht hinreichen, dies zu lösen. Ist es aber recht und erlaubt, den Wert des Lebens wie den eines andern Guts zu schätzen? Das Leben ist dem Menschen von Gott gegeben, um es auf eine ihm wohlgefällige pflichtgemäße Weise anzuwenden und im Bewußtsein dieser Anwendung zu genießen. Es ist uns allerdings zum Glück gegeben. Dem Glück ist aber immer die Bedingung gestellt, daß man es zuerst, und wenn die mancherlei Tage Prüfungen mit sich führen, allein in der mit Selbstbeherrschung geübten Pflicht finde. Ich frage mich daher nie, welchen Wert das Leben noch für mich hat, ich suche es auszufüllen und überlasse das andere der Vorsehung. Die

Schwächung, welche die Kräfte durch das Alter erfahren, kenne ich ſehr wohl aus eigener Erfahrung, aber ich möchte darum nicht zurücknehmen, was ich Ihnen neulich ſchrieb, daß der Zweck des Lebens eigentlich der iſt, zu der höchſten, dem inneren Geiſtesgehalt des Individuums, von dem die Rede iſt, den Umſtänden und der Lebensdauer angemeſſenen Erkenntnisreife zu gedeihen. Es gibt allerdings Fälle, wo das Alter alle Geiſteskräfte vernichtet. So war es mit Campe, der die letzten fünf Jahre ſeines Lebens hindurch bloß vegetierte, und von dem man kaum ſagen konnte, daß er wieder zum Kindesalter zurückgekehrt war. Über dieſe Fälle iſt nichts zu ſagen. Der Menſch hört in ihnen menſchlich auf zu ſein, ehe er phyſiſch ſtirbt. Sie ſind aber glücklicherweiſe ſelten. Die gewöhnlichen Altersſchwächen gehen mehr den Körper an, und im Geiſte bleibt die Kraft des Entſchluſſes, ſeine Schnelligkeit und Ausdauer, das Gedächtnis, die Lebendigkeit der Teilnahme an äußeren Begebenheiten. Das in ſich gekehrte Denkvermögen und das Gemüt bleiben nicht nur in den meiſten Fällen ungeſchwächt, ſondern ſind reiner und minder getrübt durch Verblendung und Leidenſchaften. Gerade aber dieſe Kräfte ſind es, die am beſten und ſicherſten zu der oben erwähnten Reife der Erkenntnis führen. Sie wägen in den höheren Jahren, die keine Anſprüche mehr an Erfolge des Glücks und Veränderung der Lage machen, am rich-

tigſten den wahren Wert der Dinge und Handlungen ab und knüpfen das Ende des irdiſchen Daſeins an die Hoffnung eines höheren an; ſie läutern die Seele durch die ruhige und unparteiiſche Prüfung deſſen, was in ihr im Leben vorgegangen iſt. Niemand muß glauben, mit dieſer ſtillen Selbſtbeſchäftigung ſchon fertig zu ſein. Je mehr und anhaltend man ſie vornimmt, deſto mehr entwickelt ſich neuer Stoff zu derſelben. Ich meine damit nicht ein unfruchtbares Brüten über ſich ſelbſt, man kann dabei tief mit ſeinen Gedanken in der Zeit und der Geſchichte leben, aber wenn man dies tut, was nicht notwendig iſt, meine ich nicht das Ziehen jedes Gedankenſtoffes in den Kreis der Irdiſchkeit, ſondern in den höheren, dem der Menſch vorzugsweiſe in ſeinen ſpäteſten Jahren angehört. Denn dieſer zweifache Kreis iſt dem Menſchen ſichtbar angewieſen. In dem einen handelt er, iſt er geſchäftig, trägt er im Kleinſten und Größten zu den Menſchenſchickſalen bei, davon aber ſieht er niemals das Ende, und darin iſt nicht er der Zweck. Er iſt nur ein Werkzeug, nur ein Glied der Kette, ſein Faden bricht oft im entſcheidendſten Moment ab, der des Ganzen läuft fort. In dem andern Kreiſe hat der Menſch das Irdiſche, nicht dem Erfolg, ſondern nur der Idee nach, die ſich daran knüpft, zum Zweck und geht mit dieſem Streben über die Grenzen des Lebens hinaus. Dieſes Gebiet iſt nur dem einzelnen, aber jedem Menſchen für ſich

angewiesen. Die Nationen, das Menschengeschlecht im ganzen, strömen bloß im Irdischen fort. Jeder Mensch dreht sich, wenn er auf sich achtet, immer in diesen beiden Kreisen herum, aber dem Alter ist der höhere und edlere mehr eigen, und nicht ohne Grund befallen den Menschen Altersschwächen, er widmet sich, dadurch gemildert und beruhigt, jenen höchsten Betrachtungen.
Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 20. Juli zur Post zu geben und nach Norderney über Aurich zu adressieren. Ich habe diesen Brief im Hause meines Pächters angefangen und schließe ihn heute, den 6. Juli, in Zelle. Meine Reise ist, wie es eine so unbedeutende Reise natürlich ist, ohne alle Abenteuer gewesen. Mit unveränderlicher Teilnahme der Ihrige.
H.

Norderney, den 26. Juli 1831.

Es kommt mir ordentlich wunderbar vor, liebe Charlotte, nachdem ich Ihnen mehrere Sommer von den Gebirgen von Gastein aus geschrieben, es nun von den niedrigen Dünen und der flachen Küste der Nordsee zu tun. Es interessiert Sie aber wohl auch, imstande zu sein, sich einen Begriff von dem Seebade und meinen Umgebungen zu machen. Zuerst werden Sie, nach Ihrer Teilnahme an mir, von meinem Befinden zu hören wünschen. Bis jetzt kann ich Ihnen nur das Beste

davon ſagen, und da ich ſchon heute das vierzehnte Bad genommen, ſo hoffe ich, daß mein Befinden ferner gut bleiben wird, obgleich man freilich von Erfolg und Wirkung einer Badekur erſt urteilen kann, wenn ſie beendet iſt. Aber das Gefühl der allgemeinen Belebung und Erfriſchung, die Freiheit des Kopfes und die Leichtigkeit in allen Gliedern, unmittelbar wenn man aus der See kommt, habe ich bis jeʒt vollkommen. Das Übrige und Weſentlichere hoffe ich um ſo mehr, als meine Forderungen an die Kur höchſt mäßig ſind. Ich bin vollkommen zufrieden, wenn das Übel, um deſſenwillen der Arzt wollte, daß ich dies Bad nehmen ſollte, im nächſten Jahre nicht zunimmt. Ich bin nicht ſo betört und nicht ſo unbeſcheiden gegen das Schickſal, an eine wirkliche Heilung zu denken. In höheren Jahren muß man ſich darauf gefaßt machen, gewiſſe Unbequemlichkeiten in ſeine Exiſtenz als unvermeidlich und unabänderlich aufzunehmen. Der menſchliche Organismus und die im Laufe der Zeit natürliche Vergänglichkeit laſſen das nicht anders zu, und die Unbequemlichkeiten, an denen ich leide, ſind überdies, gegen die anderer Menſchen gehalten, ſo leidlich, daß ich doppelt ſtrafbar ſein würde, dadurch ungeduldig gemacht zu werden.

Die Luft wird hier, ſelbſt bei heiterem Sonnenſchein, auch in dieſem Monat unaufhörlich durch friſche Seewinde abgekühlt, die das Meer bald nur lieblich kräuſeln, bald in hohen

Wellen bewegen. Dieſer Anblick des Meeres iſt für mich hier dasjenige, was dem Aufenthalt ſeinen eigenen Reiz gibt. Ich beſuche den Strand gewöhnlich jeden Tag mehr als einmal außer dem Baden und oft auf Stunden. So einfach die Bewegung des Meeres ſcheint, ſo ewig anziehend bleibt es, ihr zuzuſehen. Man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was einen gerade daran feſſelt, aber die Empfindung iſt darum nicht weniger wahr und dauernd. Viel trägt gewiß die Unermeßlichkeit der Erſcheinung, der Gedanke des Zuſammenhanges des einzelnen Meeres, an deſſen Küſte man ſteht, mit der ganzen, Weltteile auseinander haltenden Maſſe bei. Dieſe malt ſich wirklich, kann man ſagen, in jeder einzelnen Welle. Das Dunkle, Unergründliche der Tiefe tut auch das ihrige hinzu, und nicht bloß das der Tiefe, ſondern auch das Unerklärliche, Unverſtändliche dieſer wilden und unermeßlichen Maſſen der Luft und des Waſſers, deren Bewegungen und Ruhe man weder in ihren Urſachen, noch in ihren Zwecken einſieht, und die doch wieder ewigen Geſetzen gehorchen und nicht die ihnen gezogenen Grenzen überſchreiten. Denn die bewegteſten Wellen des Meeres laufen in ſpielenden Halbkreiſen ſchäumend auf dem flachen Lande aus. Schade iſt es, daß man hier das Meer nirgends aus den Häuſern oder doch nur ſehr unvollkommen aus Bodenkammern ſieht. Die ganze Inſel iſt von Dünen, niedrigen Sandhügeln, umgeben,

die man immer erſt überſteigen muß, ehe man an das Ufer kommt. Auf dieſen geht man dann aber auch, wenn es die Zeit der Ebbe iſt, beſſer wie es ſonſt irgend auf dem Lande möglich iſt. Der Boden iſt feſt wie eine Tenne, und doch elaſtiſcher und minder hart. Zwiſchen dieſem in der Zeit der Flut immer beſpritzten Strande und den Dünen iſt tiefer Sand, und wo dieſe Strecke ſehr breit iſt, da gleicht die Inſel einer afrikaniſchen Wüſte. Ein Bach iſt nirgends, nur teils gegrabene, teils natürliche Brunnen ſüßen Waſſers. Aber auch dies Waſſer iſt nicht ſonderlich gut. In der Mitte, von den Dünen eingeſchloſſen, ſind aber grüne Anger und Wieſen, auf denen Vieh weidet. Wirklich hohe Bäume hat die Inſel garnicht, nur Geſträuch; höherem Wuchs widerſetzen ſich die Stürme, aber von dieſem Geſträuch ſind ganz hübſche Bosketts und einige gegen Sonne und Wind ſchützende Laubengänge angelegt. Es gibt auf der ganzen Inſel nur ein, aber ſehr anſehnliches Dorf. In dieſem wohnen auch die Badegäſte, in kleinen, aber ſehr reinlichen Wohnungen. Die Einrichtung iſt hier ſchon mehr holländiſch und engliſch. Was dieſen Fiſcher- und Schifferhäuſern, denn das ſind die Bewohner größtenteils, von außen ein gefälliges Äußere und innerlich Freundlichkeit und Licht gibt, iſt, daß die Fenſter ſehr groß ſind, hölzerne Kreuze und große, helle und gut gehaltene Glasſcheiben haben, viel beſſer, als dies bei uns manchmal ſelbſt in größeren Städten der Fall iſt. Ein

Haus gehört der Badeanſtalt ſelbſt, in dieſem wohne ich, es iſt aber klein und gewährt wenig Vorzüge gegen die Wohnungen bei den Dorfbewohnern. Die Badegeſellſchaft iſt ziemlich zahlreich, obgleich die Furcht vor der Cholera viele abhält, in dieſem Jahr die Oſt- und ſelbſt die Nordſeebäder zu beſuchen. Für das Zuſammenkommen der Badegäſte gibt es ein eigenes Gebäude mit Verſammlungsſälen zum Speiſen und zu Abendgeſellſchaften. Ich eſſe aber in meiner Wohnung und bin erſt einmal in jenem Saale geweſen. Doch gibt es einzelne Perſonen, die mich und die ich beſuche. Was den Aufenthalt in dieſem und in allen Seebädern in Vergleichung mit anderen Bädern angenehmer macht, iſt der Umſtand, daß man hier nicht von ſo ſchweren Kranken und von ſo großen Krüppelhaftigkeiten hört und noch weniger ſieht. Gegen ſolche Übel iſt das Seebad nicht geeignet, und da es auch immer, um Gebrauch davon machen zu können, noch gewiſſe Kräfte vorausſetzt, ſo können ſo ſehr kranke Perſonen es nicht benutzen. Ich ſehe nur einen Mann hier, der auf Krücken geht und ſich, da der Weg zum Badeſtrande vom Dorfe nicht ganz nahe iſt, in einer Sänfte hintragen läßt. So können Sie ſich nach der ausführlichen Beſchreibung meines hieſigen Aufenthaltes ein anſchauliches Bild meines Lebens machen.
Ich habe noch keinen Brief von Ihnen erhalten, glaube aber gewiß, daß ich morgen, wo Poſt-

tag für ankommende Briefe iſt, einen erhalten werde. Ich laſſe indes den meinigen immer abgehen. Die Briefe bleiben hier ungewöhnlich lange aus. Ich bitte Sie, mir am 5. Auguſt hierher, wie ich Ihnen neulich ſchrieb, über Aurich zu ſchreiben. Mit der herzlichſten Teilnahme
Ihr H.

Tegel, den 1. Januar 1832.

Ich bin fortdauernd ſehr wohl und kann auch weniger über Schwächlichkeit klagen als ſonſt. Das Seebad hat mir offenbar wohlgetan, nur mit dem Schreiben geht es gleich langſam und ſchlecht, und die Stumpfheit der Augen nimmt doch zu. –
Sie freuen ſich, daß ich mich wieder heiter dem Leben zuwende, und da Sie liebevollen Anteil an mir nehmen, ſo können Sie ſich allerdings meiner größeren Kräftigkeit freuen. Mit dem heiteren Zuwenden zum Leben aber iſt es eine eigene Sache. Es iſt wahr und nicht wahr zugleich. Ich hatte mich niemals vom Leben abgewendet, dies zu tun iſt ganz gegen meine Geſinnung; ſolange man lebt, muß man das Leben erhalten, ſich ihm nicht entfremden, ſondern darin eingreifen, wie es die Kräfte und die Gelegenheit erlauben. Das Leben iſt eine Pflicht, die man erfüllen muß; man iſt allerdings in der Welt, um glücklich zu ſein, aber der Gutgeſinnte findet ſein höchſtes Glück in der Pflichterfüllung, und der Weiſe trauert

nicht, wenn ihm auch kein anderes wird, als was er ſich ſelbſt zu ſchaffen imſtande iſt. In einem anderen Sinne aber dem Leben zugewendet habe ich mich nicht. Die Änderung, die das Gefühl größerer Kräftigkeit in mir hervorgebracht hat, iſt die, daß es mich gemahnt hat, da ich das Vermögen in mir dazu beſitze, noch allerlei zu vollenden, was ich im Sinn habe, eingedenk der Ungewißheit der mir dazu übrig bleibenden Zeit. Die Folge iſt alſo geweſen, daß ich noch haushälteriſcher mit meiner Zeit umgehe und mich ſeit meiner Rückkehr von Norderney noch einſamer zurückgezogen habe, mich noch anhaltender mit mir ſelbſt beſchäftige, und mir alles andere noch gleichgültiger in Beziehung auf mich iſt. Die Heiterkeit am gegenwärtigen Augenblicke kann mir nicht wieder werden, ſeitdem meinem Leben etwas fehlt, für das es keinen Erſatz gibt, aber die Beſchäftigung mit der Vergangenheit gibt mir eine ſich immer gleich klare und ruhige Heiterkeit. Das Leben recht eigentlich in ſeinen guten und bitteren Momenten durchzuempfinden und das Tiefſte und Eigenſte, was die Bruſt in ſich ſchließt, ſeinen äußeren Einwirkungen entgegenzuſtellen, nannte ich oben eine Pflicht, und ſie iſt es gewiß, aber es wäre auch widerſinnig, es nicht zu tun. Das Daſein des Menſchen dauert gewiß über das Grab hinaus und hängt natürlich zuſammen in ſeinen verſchiedenen Epochen und Perioden. Es kommt alſo darauf an, die Gegenwart zu

ergreifen und zu benutzen, um der Zukunft würdiger zuzureifen. Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherem und Besserem, man muß hier die Kraft gewinnen, das Überirdische zu fassen. Denn auch die himmlische Seligkeit kann keine bloße Gabe sein und kein bloßes Geschenk, sie muß immer auf gewisse Weise gewonnen werden, und es gehört eine wohl erprüfte Seelenstimmung dazu, um ihrer durch den Genuß teilhaftig zu werden.

Es hat mich sehr geschmerzt, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß neue Trauerfälle Ihnen das Ende des Jahres trüben; es hat mir umsomehr leid getan, da Sie eben auf dem Wege waren, größere Heiterkeit zu gewinnen. Die Schicksale des Lebens gehen ihren Gang, scheinbar fühllos, fort. Ich habe in diesem Jahre drei sehr langjährige Freunde, einen, der älter als ich war, und zwei jüngere, verloren. Aber die Gewöhnlichkeit und Natürlichkeit dieser Fälle mildert den Schmerz nicht und wehrt nicht der Trauer. Die beklommene Brust fragt sich immer, warum, da so viele länger leben, der Dahingegangene gerade vorangehen mußte. Was Sie von Ihrer ersten Erzieherin sagen, hat mich sehr gefreut und gerührt. Jedes gutgesinnte Gemüt, geschweige denn zart und edel fühlende, bewahrt durch das ganze Leben willig gezollte Dankbarkeit für die Pfleger der Kindheit. Schon im Altertum ist das wahr und schön beschrieben. Die Behandlung der Kindheit fordert Geduld,

Liebe und Hingebung, und diese Jahre hindurch ihr gewidmet zu sehen, berührt, wie auch übrigens der Mensch sein mag, die weichsten und zartesten Saiten des Busens. Dies Gefühl ist im ganzen sich immer gleich, der Unterschied beruht vorzüglich auf der Innigkeit des Empfindenden. Der Maßstab der Dankbarkeit ist aber der Grad der Liebe, den der, an den sie knüpft, in das Geschäft legte. Viele, die bei Kindern sind, tun ihre Pflicht, aber das Herz ist nicht dabei, das merkt das Kind gleich. Ich fühle recht, daß es das war, was Sie an der Verlorenen schätzten. Möge das neue Jahr Ihnen Heiterkeit und Freude bringen, Sie vor Verlusten in dem schon engen Kreise bewahren und über Ihre Stimmung, wie ernst sie auch manchmal sein möge, immer das freundliche Licht ausgießen, in dem man, wenn man auch das Leben nur als einen Weg zum Höheren ansieht, sich doch noch auch am Anblick des Weges erfreut. Erhalten Sie mir auch Ihr Wohlwollen, wie Ihnen meine unveränderliche und herzlichste Teilnahme immer gewidmet bleibt. Seien Sie auch nicht besorgt um mich, ich bin gerade so glücklich, wie ich jetzt lebe, und kann es nur so sein. Wenn mir die Einsamkeit und mein täglicher stiller Spaziergang bleibt, kann mir in den Äußerlichkeiten des Lebens viel Unglück begegnen, ohne daß es mein Inneres berührt. Leben Sie wohl! Der Ihrige.

H.

Tegel, den 2. Februar 1832.

Der heitere Ton Ihres lieben Briefes vom 12. Januar hat mir die größte Freude gemacht, und ich danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich und aufrichtig dafür. Ich habe diesen Brief schon lange bekommen, aber keinen zweiten, von dem Sie doch in diesem reden. Sie wollten ihn acht Tage später schreiben, wäre das geschehen, so müßte der Brief längst in meinen Händen sein.

Ich nehme immer den lebhaftesten und aufrichtigsten Teil an Ihnen, Ihrem Befinden und Ihrer Gemütsstimmung, und so wäre mir die größere Heiterkeit, die aus Ihrem Briefe hervorleuchtet, immer noch ein Gegenstand großer, inniger Freude gewesen. Noch erfreulicher aber ist es, daß Sie diese größere Ruhe, diese freudigere Erhebung des Gemüts, welche Sie in sich wahrnehmen, dem Einfluß, den ich auf Sie ausübe, und den Eindrücken meiner Briefe zuschreiben. Es soll mir unendlich lieb sein, wenn sie eine solche Kraft besitzen. Wenn dem so ist, wie ich denn gewiß glaube und sicherlich keinen Zweifel in Ihre Worte setze, so entspringt es aus dem Gefühl und der Zuversicht, die Sie haben, und die Ihnen die einfache Natürlichkeit meiner Worte einflößen muß, daß, was ich sage, unmittelbar aus meinem Herzen kommt. In etwas anderem kann es nicht liegen. Es geht überhaupt mit allem Zuspruch in Belehrung, Tröstung und Ermahnung so. Das

Belehrende, Tröstende, Ermahnende, wenn es erfolgreich ist und dem in das Gemüt und die Seele dringt, an welchen es gerichtet ist, liegt nur zum kleinsten Teil in den dargestellten Gründen selbst. Viel mehr schon ruht die Wirkung in dem Ton und dem begleitenden Ausdruck, weil dieser der Persönlichkeit angehört. Denn eigentlich kommt alles auf diese an, das ganze Gewicht, was ein Mensch bei einem anderen hat, teilt sich demjenigen, was er sagt, mit, und dasselbe im Munde eines anderen hat nicht die gleiche Wirkung. Sie müssen es also den Gesinnungen zuschreiben, die Sie für mich so liebevoll hegen, wenn meine Worte vorzugsweise Eindruck auf Ihr Gemüt machen. Es freut mich aber ungemein, wenn Sie sagen, daß ich Ihnen in Trost und Ermutigung gerade das zubringe, was Ihrer Stimmung angemessen ist. Ein natürlicher Hang hat mich schon sehr früh im Leben auf das Streben geleitet, in jeden Charakter und in jede Individualität so tief einzugehen, als möglich war, um mich möglichst in ihre Denkungs-, Empfindungs- und Handlungsweise zu versetzen, und was Sie mir sagen, ist mir ein neuer Beweis, daß mir mein Bestreben nicht ganz mißlungen ist. Es ist aber nicht genug, die Ansichten der Menschen zu kennen, man muß auch zu bestimmen verstehen, wie sie sich zu denen verhalten, die man als die unbedingt richtigen, hohen und von allen, den einzelnen Individualitäten immer anklebenden Einseitigkeiten

freien, anzusehen hat, und danach die Richtung des Individuums lenken. Auf diesem Wege muß man dahin gelangen, jedem einzelnen nicht bloß verständlich zu werden, sondern ihn auch auf diejenige Weise zu berühren, welche gerade für seine Empfindungsart die passendste und angemessenste ist. Man braucht aber bei diesem Gange nie seine eigene Natur weder aufzugeben, noch zu verleugnen, auch nicht die fremde unbedingt für die einzig beifallswürdige anzusehen. Da man immer von dem Punkte ausgeht und wieder dahin zurückkommt, wo sich alle Individualitäten ausgleichen und vereinigen, so fallen die schneidenden Kontraste von selbst weg, und es bleibt nur das miteinander Verträgliche übrig. Es ist wirklich das Wichtigste, was das Leben darbietet, sich nicht in sich zu verschließen, sondern auch ganz verschiedenen Empfindungsweisen so nahe als möglich zu treten. Nur auf diese Art würdigt und beurteilt man die Menschen auf ihre und nicht auf seine eigene, einseitige Weise. Es beruht auf dieser Manier zu sein, daß man Respekt für die abweichende des anderen behält und seiner inneren Freiheit niemals Gewalt anzutun versucht. Es gibt außerdem nichts, was zugleich den Geist und das Herz so anziehend beschäftigt, als das genaue Studium der Charaktere in allen ihren kleinsten Einzelheiten. Es schadet sogar wenig, wenn diese Charaktere auch nicht gerade sehr ausgezeichnete oder sehr merkwürdige sind. Es ist immer

eine Natur, die einen inneren Zusammenhang zu ergründen darbietet, und an die ein Maßstab der Beurteilung angelegt werden kann. Vor allem aber gewährt einem diese Richtung den Vorzug, die Fähigkeit zu gewinnen, den Menschen, mit denen man in Verbindung steht, innerlich in aller Rücksicht mehr sein zu können.

Was Sie mir von den Äußerungen einiger Menschen über Todesfälle schreiben, habe ich sehr merkwürdig gefunden. Die Betrachtung, daß dem Verstorbenen wohl ist, wird sehr oft nur als ein Vorwand vorgebracht, seine eigene Gleichgültigkeit zu beschönigen. So wahr auch übrigens der Satz gewiß ist, so läßt er sich nicht einmal immer anwenden. Auch der Verstorbene ist oft zu beklagen, daß er so früh oder gerade in dem Augenblicke, wo er starb, hinweggerissen wurde. Eine junge Person hätte gern länger gelebt; eine Mutter wäre gern bei ihren Kindern geblieben, und hundert Fälle der Art. Für den Zustand jenseits gibt es kein zu früh oder zu spät, die Spanne des Erdenlebens kann dagegen garnicht in Betrachtung kommen. Die Wehmut, die das Herz bei Todesfällen geliebter oder geschätzter Personen erfüllt, ist eine Empfindung, die mit vielen im Gemüt zugleich zusammenhängt. Es ist wohl der Zurückbleibende, der sich selbst beklagt, aber es ist weit mehr noch als dies immer mehr oder weniger auf sich selbst und sein Glück bezogene Empfindung. Wenn der Tote ein sehr vorzüglicher Mensch

war, fo betrauert man gleichfam die Natur, daß fie einen folchen Menfchen verlor. Alles um uns her gewinnt eine andere und fchwermütigere Farbe durch den Gedanken, daß der nicht mehr ift, der für uns allem Licht, Leben und Reiz gab, es ift nicht mehr das einzelne Gefühl, daß uns der Dahingegangene fo und fo glücklich machte, daß wir diefe und jene Freude aus ihm fchöpften, es ift die Umwandlung, die unfer ganzes Wefen erfahren hat, feit es den Weg des Lebens allein verfolgen muß. Für ein tiefer empfindendes Herz liegt auch darin ein höchft wehmütiges Gefühl, daß das Schickfal fo enge Bande zerreißen konnte, daß die innere Verfchwifterung der Gemüter nicht den Übrigbleibenden von felbft dem Vorangegangenen nachführte. Ich begreife, daß dies Gefühl nur in wenigen fo lebendig fein, nur auf wenige Fälle paffen könne. Aber auch ganz einfache Fälle, felbft unbedeutende, nur harmlofe und gute Menfchen, wenn fie auch kaum eine Lücke in der Reihe der Zurückgebliebenen zu machen fcheinen, erregen doch immer Wehmut und Schmerz, die in einem irgend fühlenden Gemüt nicht fo leicht und nicht fo bald verklingen. Das Leben hat feine unverkennbaren Rechte, und es gibt nichts Natürlicheres als den Wunfch, womöglich mit allen, die man liebt und fchätzt, zufammen darin zu bleiben, und den Schmerz, den nie endenden, wenn dies Band zerriffen wird. Die zu große Ruhe bei dem Hinfcheiden geliebter Perfonen, wenn

ſie auch nicht aus Gefühlloſigkeit, ſondern aus chriſtlicher Ergebung entſpringt, ja die unnatürliche Freude, daß ſie ins Himmelreich eingegangen ſind, zeigen immer von einem überſpannt frömmelnden Gemüt, und ich habe niemals damit ſympathiſieren können.
Die guten Nachrichten von Ihrer geſtärkten Geſundheit haben mir lebhafte Freude gemacht. Suchen Sie nur ja, ſich recht viel Bewegung zu machen. Dieſer ſo ungewöhnlich gelinde Winter ladet doppelt dazu ein. Ich erinnere mich ſeit Jahren keines ähnlichen. Es iſt wenigſtens hier gar kein Schnee mehr. Wunderbar aber iſt es, daß der See, der mehr als eine Meile im Umkreiſe hat, und in dem ich bloß fünf Inſeln beſitze, noch immer feſt zugefroren iſt. Die nächſte Stadt von hier iſt Spandau, die gerade an der gegenüberſtehenden Seite des Sees liegt. Nun kommen alle Tage eine Menge Schlittſchuhläufer von dort zum Vergnügen hierher, auch Frauensperſonen in Handſchlitten, die von Schlittſchuhläufern geſtoßen werden. Dies geſchieht alle Jahre, aber faſt in jedem Jahr verunglückt auch einer bei ſolcher Poſtreiſe. Sie ſetzen nämlich dieſe Überfahrten zu lange, wenn auch ſchon Tauwetter iſt, fort und kommen dann auf ſchwache, einbrechende Stellen. Dieſe Beiſpiele vermögen aber die anderen nicht abzuſchrecken.
Mein Befinden iſt ſehr gut, ich habe kaum einmal einen Schnupfen in dieſem Winter

gehabt, aber ich mache mir viel Bewegung, und das tut mir immer ungemein wohl.
Ich bin im Schreiben dieses Briefes gestört worden und endige ihn erst heute, den 6. Februar. Leben Sie herzlich wohl, mit inniger Teilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Tegel, den 7. März 1832.

Ich habe zwei liebe Briefe von Ihnen zur Beantwortung vor mir und fange in meiner Erwiderung zuerst mit dem an, womit Sie enden, mit dem Duell. Ich habe die erste Nachricht davon durch Sie erfahren, da ich Zeitungen sehr unordentlich und oft in vier und sechs Wochen gar keine lese. Das wird Ihnen unglaublich scheinen. Aber die sogenannten großen Begebenheiten bieten seit Jahren so wenig dar, woran sich das Gemüt innerlich interessieren könnte, daß mir sehr wenig daran liegt, sie früher oder später oder auch garnicht zu erfahren. In solche Periode des Nichtlesens war jene unselige Geschichte gefallen.
Mit den Duellen ist es übrigens eine eigene Sache. Viele sind freilich bloße Jugendtorheiten. Allein mit anderen verhält es sich doch anders. Sie sind ein notwendiges Übel, und in ihnen selbst liegt eine edle Art, einen einmal unheilbaren Zwiespalt zu lösen und abzumachen. Im Volke ziehen sich Feindschaften mit Erbitterung und Rachsucht jahrelang hin.

Der Zweikampf, der nicht immer lebensgefährlich ist und oft ganz unblutig abgeht, führt schnell die Versöhnung herbei und endet allen Groll.
Sie haben, liebe Charlotte, sehr lange der Sterne nicht erwähnt, aber gewiß versäumen Sie solche nicht. Ich habe sie nie schöner als dies Jahr gesehen. Die Gegend um den Orion ist bezaubernd. Ich habe an zwei schönen Abenden meinen Spaziergang bis zur recht späten Sternenzeit verlängert und einen großen Genuß gehabt. Von jeher habe ich meine Spaziergänge gern so eingerichtet, daß der Sonnenuntergang die größere Hälfte desselben beschließt. Es hat etwas so Liebliches, die Dämmerung nach und nach untergehen zu sehen. Die Nacht hat überhaupt manche Vorzüge vor dem Tage. Eine stürmische ist erhabener, und eine sanfte und stille zieht das Gemüt ernster und tiefer an. Die kleineren Sterne entgehen nur jetzt meinen Augen, und man gewinnt doch nur dann eine richtige Ansicht der Sternbilder, wenn man auch die kleineren Sterne darin aufsuchen kann. Vormittags ist es eigentlich wärmer und in gewisser Art, besonders im Winter, besser zu gehen. Ich tue es aber nie, oder höchstens wenn mich jemand, was ich aber garnicht liebe, um die Tageszeit besucht. Überhaupt ist es eine große Rettung vor langweiligen Besuchen auf dem Lande, den Schauplatz ins Freie zu verlegen. Die langweiligen Töne verhallen leichter in

der weiten Luft, und man hat mehr Zerſtreuung um ſich her, indem man ihnen ein halbes Ohr leiht.
Es iſt ſchön, daß Sie fortwährend an ſich arbeiten. Jeder bedarf deſſen. Außerdem hat man über keinen Gegenſtand alle Momente zur Beurteilung ſo vollſtändig und richtig beiſammen, da man nur in den eigenen Buſen hinabzuſteigen braucht. Zwar kann auch das täuſchen, man beſchönigt die Schwächen oder vergrößert aus einer anderen Verirrung der Eitelkeit die Schuld ſeiner Fehler, denn allerdings findet die Beurteilung dadurch Schwierigkeit, daß der Gegenſtand der Beurteilung das eigene Ich iſt. Wenn man aber mit ſchlichter Einfachheit des Herzens und in der reinen und ungeheuchelten Abſicht die Prüfung unternimmt, um vor ſich und ſeinem Gewiſſen gerechtfertigt dazuſtehen, ſo hat man von jener Gefahr nichts zu fürchten. Und ein lebendiges Bild ſeines Inneren muß ſich jeder immer machen. Es iſt gewiſſermaßen der Punkt, auf den ſich alles andere bezieht. Man muß bei dieſer Selbſterforſchung nicht ſtreng nur bei demjenigen ſtehenbleiben, was Pflicht und Moral angeht, ſondern ſein inneres Weſen in ſeinem ganzen Umfange und von allen Seiten nehmen. Wirklich iſt es ein viel zu beſchränkter Begriff, wenn man ſich ſelbſt gleichſam vor Gericht ziehen und nach Schuld und Unſchuld fragen will. Die ganze Veredlung des Weſens, die möglichſte Erhebung

der Gesinnung, die größte Erweiterung der inneren Bestrebungen ist ebensowohl die Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die Reinheit seiner Handlungen. Es gibt auch im Sittlichen Dinge, die sich nicht bloß unter den Maßstab des Pflichtmäßigen und Pflichtwidrigen bringen lassen, sondern einen höheren fordern. Es gibt eine sittliche Schönheit, die so wie die körperliche der Gesichtszüge eine Verschmelzung aller Gesinnungen und Gefühle, einen freiwilligen Zusammenhang derselben zu geistiger Einheit erheischt, die sichtbar zeigt, daß alles einzelne darin aus einem aus der innersten Natur stammenden Streben nach himmlischer Vollendung quillt und daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das sie zwar niemals erreichen kann, aber von da immer zur Nacheiferung begeistert, zum Übergang in höheres Dasein würdig wird. Auch die Entwickelung der intellektuellen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade gehört zu der allgemeinen Veredlung. Aber ich bin ganz Ihrer Meinung, daß dazu nicht gerade vieles Wissen und Bücherbildung gehört. Das aber ist wirklich Pflicht und ist auch dem natürlichen Streben jedes nicht bloß an der irdischen Welt, ihrem Gewirre und Tand hängenden Menschen eigen, in den Kreis von Begriffen, den er besitzt, Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit zu bringen und nichts darin zu dulden, was nicht auf diese Weise begründet ist. Das kann man

wohl das Denken des Menschen nennen. Dazu ist das Wissen nur das Material. Es hat keinen absoluten Wert in sich, sondern nur einen relativen in Beziehung auf das Denken. Der Mensch sollte nicht anders lernen, als um sein Denken zu erweitern und zu üben, und Denken und Wissen sollten immer gleichen Schritt halten. Das Wissen bleibt sonst tot und unfruchtbar. In Männern findet sich das sehr oft, ja man möchte es als die Regel ansehen. Es fällt aber weniger auf, weil schon ihr Wissen gewöhnlich zu anderen äußeren Zwecken und Nutzen wenigstens eine Anwendung findet. Aber ich habe es auch bei Frauen gefunden, und da erregt das Mißverhältnis des Denkens zum Wissen ein viel größeres Mißbehagen. Ich kenne von meiner frühesten Jugend an und vor der Universität eine Frau dieser Art, der ich durch alle Perioden ihres Lebens gefolgt bin. Sie kennt sehr gründlich die alten und die meisten neueren Sprachen, ist frei von aller Eitelkeit und Affektation, versäumt nie über den Büchern eine häusliche Obliegenheit, hat aber durch ihr Wissen nichts an Interesse gewonnen. Wenn sie gleich die ersten und schwersten Schriftsteller aller Nationen gelesen hat, schreibt sie darum doch keinen Brief, der einem sonderlich zusagen könnte. Sie bemerken ganz recht in dieser Beziehung, daß Christus seine Jünger aus der Zahl ungebildeter und unwissender Menschen wählte. Es hing aber auch mit den

Zwecken und der Natur der Religion, die er ſtiften wollte, zuſammen, und in dem Volke, in dem er auftrat, gab es in jener Zeit kein anderes Wiſſen als ein totes und mißverſtandenes. Es gab nur Schriftgelehrte, welche das Auslegen der heiligen Bücher auf eine ſpitzfindig-hochmütige Weiſe mit Bedrückung und Verachtung des Volkes trieben.

Erhalten Sie Ihre Geſundheit und heitere Gemütsſtimmung. Mit unveränderlicher Teilnahme der Ihrige. H.

Tegel, April 1832.

Daß Sie im Gemüte ſich wieder geſtärkt fühlen, iſt mir eine große Freude, und noch mehr, daß Sie mir einigen Anteil daran zuſchreiben. Ich habe bei unſerem Briefwechſel nie eine Abſicht für mich gehabt und habe daher alles, was unter uns zur Sprache kam, immer mit völligſter Unparteilichkeit in Betrachtung ziehen können. Dann glaube ich aber auch viel mehr als die meiſten anderen mir an Talent ſonſt überlegenen Männer, das, was ſich auf den Zuſammenhang der Geſinnungen und Empfindungen im Menſchen bezieht, ſtudiert und erforſcht zu haben. Ich habe von jeher viel an mir ſelbſt gearbeitet und weiß alſo, was im Herzen vorgeht und vorgehen kann. Ich habe es von jeher an mir ſelbſt nicht leiden können, in meinem inneren Daſein etwas anderes als mich ſelbſt zu

brauchen. Darum kenne ich, was Kraft und Haltung zu geben vermag. So begreife ich, was Sie, liebe Charlotte, obgleich Sie es viel zu hoch ſtellen, von meinen Briefen ſagen und rühmen. Es kommt nur von den zwei Umſtänden her, daß es auf der einen Seite klar und beſtimmt gedacht und auf der anderen durch die innere Erfahrung bewährt iſt...

Die Unterdrückung des Stolzes iſt allerdings lobenswert, und es freut mich, wenn es Ihnen damit ſo ganz gelungen iſt. Der Stolz, den man wirklich nicht aufgeben ſoll, bleibt jedem Rechtgeſinnten dennoch. Dieſen ſollte man aber nicht Stolz, ſondern richtig abgewägtes Selbſtgefühl nennen. Es iſt eigentlich dies die Erhebung des Gemüts, welche daraus entſteht, daß es fühlt, daß eine würdige Idee ſich mit ihm vereinigt, ſich ſeiner bemächtigt hat. Der Menſch iſt da eigentlich ſtolz auf die Idee, auf ſich nur inſofern, als die Idee eins mit ihm geworden iſt.

Man vermeidet die Abwege, wohin der Stolz führt, am leichteſten und ſicherſten, wenn man ſich in allem Tun und Laſſen recht natürlich gehen läßt, jede Äußerung des Stolzes ſtreng wegweiſt, aber darauf nicht weiter Wert legt, ſondern es als etwas anſieht, das ſich von ſelbſt verſteht, wo man Recht haben würde, ſich Vorwürfe zu machen, wenn man anders gehandelt hätte.

Es freut mich, daß Sie des Saturns erwähnen. Ich ſehe ihn auch in dieſen Wochen immer mit

Vergnügen. Das Wiederkehren der Planeten nach einer Reihe von Jahren bei denſelben Sternbildern hat etwas ſehr Bewegendes im Leben. Für den Saturn hat man übrigens, noch von den Aſtrologen her, eine geringere Zuneigung. Aber den Jupiter erinnere ich mich mehrmals im Löwen geſehen zu haben, das erſtemal in einer ſehr glücklichen Zeit meines Lebens...

Sie werden, wie es ſchon hätte früher geſchehen ſollen, nächſtens meinen Briefwechſel mit Schiller empfangen. Vor meinem Briefwechſel werden Sie eine Einleitung über Schiller und ſeine Geiſtesentwicklung finden, die Ihnen, wenn Sie ſeine Schriften dabei haben, zum Leitfaden dienen kann. Ich gehe darin ſeine Werke von den früheſten bis zu den ſpäteſten durch und zeige, wie er von dem einen zu dem anderen übergegangen und gekommen iſt. Auch die Briefe handeln faſt ganz von Schillers Arbeiten, die er gerade in jenen Jahren machte und mir nach und nach, wenn ich abweſend war, mitteilte. Schwerlich hat je jemand Schiller ſo genau gekannt als ich. Es haben ihn ſehr wenige ſo lange und ſo nahe geſehen. Bei einem Manne wie er, der nicht zum Handeln, ſondern zum Schaffen durch Denken und Dichten geboren war, heißt ſehen ~ ſprechen, und ganze Tage und Nächte haben wir eigentlich miteinander ſprechend zugebracht. Wenn daher auch der Jahre, die wir miteinander verlebten, ſo viele nicht waren, ſo war des Zuſammenlebens doch ſehr viel.

Die Lieblichkeit des Wetters dauert fort, auch fängt alles an zu knoſpen und zu keimen. Leben Sie recht wohl. Mit unveränderlicher Teilnahme und Freundſchaft der Ihrige. H.

Tegel, den 5. Juni 1832.

Ich finde es ſehr natürlich, daß Sie ernſt geſtimmt ſind. Es liegt an und für ſich im denkenden Menſchen, iſt den zunehmenden Jahren mehr noch eigen. Das mancherlei Traurige, das Sie früher, das häusliche Ereignis, das Sie kürzlich betroffen, war wohl dazu gemacht, ſolche Stimmung ſogar zu erzeugen, wenn ſie ſelbſt nicht ſchon vorhanden war.

Über den Tod und das Verhältnis desſelben zum Leben kann ich aber doch nicht ganz in Ihre Ideen eingehen. Niemand kann ihn weniger fürchten als ich, auch hänge ich nicht an dem Leben, dennoch iſt mir eine Sehnſucht nach dem Tode fremd; obwohl ſie edlerer Art iſt als Überdruß am Leben, dennoch iſt ſie zu mißbilligen. Das Leben muß erſt, ſo lange es die Vorſehung will, durchgenoſſen und durchgelitten, mit einem Wort, durchgemacht ſein, und zwar mit völliger Hingebung, ohne Unmut, Murren und Klagen durchgeprüft ſein. Es iſt ein wichtiges Naturgeſetz, das man nicht aus den Augen laſſen darf, ich meine das der Reife zum Tode. Der Tod iſt kein Abſchnitt des Daſeins, ſondern bloß ein Zwiſchenereignis,

ein Übergang aus einer Form des endlichen Wesens in die andere. Beide Zustände, hier und jenseits, hängen also genau zusammen, ja, sie sind unzertrennlich miteinander verbunden, und der erste Moment des Dort kann sich nur wahrhaft anschließen, wenn der des Scheidens von hier, nach der freien Entwickelung des Wesens, wahrhaft der letzte gewesen ist. Diesen Moment der Reife zum Tode oder der Unmöglichkeit, hier weiter zu gedeihen, kann keine menschliche Klugheit berechnen, kein inneres Gefühl anzeigen. Dies zu wähnen wäre nur eine eitle Vermessenheit menschlichen Stolzes. Nur der, welcher das ganze Wesen zu durchschauen und zu erkennen imstande ist, kann dies, und ihm die Stunde anheimzustellen und seiner Bestimmung auch nicht einmal durch heftige Wünsche entgegenzukommen, ist Gebot der Pflicht und der Vernunft. Glauben Sie mir sicherlich, wenn Sie auch diese Ansichten manchmal strenge nannten, daß sie es allein sind, was uns in tiefem Seelenfrieden durch das Leben führt und uns als treue Stütze nie verläßt. Das Erste und Wichtigste im Leben ist, daß man sich selbst zu beherrschen sucht, daß man sich mit Ruhe dem Unveränderlichen unterwirft und jede Lage, die beglückende wie die unerfreuliche, als etwas ansieht, woraus das innere Wesen und der eigentliche Charakter Stärke schöpfen kann. Daraus entspringt dann die Ergebung, die wenige hinreichend haben, obgleich alle sie zu

haben glauben. Fast alle setzen der Ergebung ein gewisses Maß und glauben der Verpflichtung dazu überhoben zu sein, wenn dies Maß überschritten ist oder ihnen scheint. Aus der wahren Ergebung, die immer die Zuversicht mit sich führt, daß eine unwandelbare, immer gleiche Güte auch die unerwartetsten, widrigsten Geschicke zu einem heilbringenden Ganzen verknüpft, geht die ernste, aber heitere Milde in der Ansicht eines auch oft gestörten und getrübten Lebens hervor. Diese Heiterkeit sich zu erhalten oder in sich zu schaffen, sollte man immer alles nur irgend vom Willen Abhängige versuchen. Man kann es nicht immer ganz erreichen, auch nicht in allen Momenten des Lebens, sie läßt sich auch eigentlich nicht hervorbringen, sondern muß sich von selbst in der Seele erzeugen. Sie bleibt aber da nicht aus, wo ihr der Boden vorbereitet ist, und diese Vorbereitung liegt hauptsächlich in einer besonnenen, von Selbstsucht freien, ruhigen Stimmung des Gemüts. Diese hat man durch Vernunft und Willenskraft in seiner Gewalt, dahin kann und muß eigentlich Übung und Vorsatz führen. Zur Beruhigung des Gemüts trägt angemessene Beschäftigung viel bei. So kann und darf eigentlich nichts in der Seele vorgehen, was der Mensch nicht nach vorangegangener Prüfung darin duldet oder unterdrückt.

Leben Sie wohl und seien Sie meiner unwandelbaren Teilnahme gewiß. H.

Norderney, den 2. August 1832.

Ich bin wieder hier, liebe Charlotte, bewohne wieder die nämlichen Zimmer und führe wieder dasselbe, nicht sehr erfreuliche Badeleben. Ein solcher von Jahr zu Jahr wiederkehrende Aufenthalt hat immer etwas Sonderbares für mich. Er ruft die Frage hervor, ob man im künftigen Jahr wiederkehren wird, und wenn nicht, aus welchem Grunde? Denn das Bad dann entbehren zu können, bin ich nicht so töricht zu erwarten. Ich bin nicht krank, eher gesund. Das, wogegen das Bad wirken kann, ist Altersschwäche, die durch Umstände früher zum Durchbruch gekommen ist. Diese kann eine Kur nicht aufheben, nur mindern. Ich sage dies mit Fleiß, damit sich Ihr freundschaftlicher Anteil an mir nicht Hoffnungen macht, in denen Sie sich notwendig getäuscht finden müßten. Den Erfolg aber, den man mit Recht und Billigkeit sich versprechen kann, glaube ich auch diesmal erwarten zu können. Meine Tochter ist allerdings wieder mit mir hier. Das Bad hat ihr voriges Jahr so wohl getan, daß sie Unrecht getan haben würde, die Kur nicht zu wiederholen. In den Einrichtungen hier ist vieles besser geworden. Daß die Zeitungen gesagt haben, ich sei nach den Rheinprovinzen gegangen, war ein grundloses Gerücht. Sie hätten sich die Mühe, von mir zu reden, ganz ersparen können. Ich bin auf dem gewöhnlichen Wege hergegangen und

haſſe alle kleinen Reiſen und Umwege ſo gründlich, daß ich mich nicht darauf einlaſſen würde. Sollte ich einmal eine längere Abweſenheit von Hauſe nicht ſcheuen, ſo würde ich nach Italien oder England gehen, und hiervon möchte ich die Möglichkeit nicht beſtreiten, vorzüglich, wenn mein Geſicht ſchwächer würde und mich am eigenen Arbeiten hinderte. Es freut mich ſehr, daß Ihnen mein Briefwechſel mit Schiller Freude gemacht hat. Mir iſt es mit dem Buche ſonderbar gegangen. Ich hatte den Schillerſchen Erben die Herausgabe verſprochen. Als ſie mich, da darüber mehrere Jahre verfloſſen waren, dazu aufforderten, war es mir höchſt läſtig, mich damit zu befaſſen. Ich mußte den ganzen Briefwechſel durchgehen, um alles auszuſchalten, was ſich für den Druck nicht geeignet hätte. Deſſen war ſo viel, daß das Ganze gut und gern zur Hälfte zuſammenſchmolz, und die Arbeit koſtete mich einige Wintermonate; dann ſchrieb ich die Vorerinnerung. Ich erwartete keinen großen Anteil für das Buch, höchſtens für einen Teil der Briefe Schillers und für einige wenige von mir. Der Erfolg hat aber meine Erwartungen übertroffen, und es iſt viel mehr geleſen worden, als ich dachte, und beſonders von Frauen. Viele haben mir davon geſprochen, einige ausführlich geſchrieben, und ſo, daß ſie ganz in die Ideen eingegangen waren und einige davon weiter ausſpannen. Ich glaube auch nicht, daß, wie Sie meinen, die Briefe gewonnen

hätten, wenn ſie früher erſchienen wären, eher umgekehrt. Ich bin überhaupt gegen alles Drucken von Briefen. Die Herausgabe dieſer rechtfertigt nur der Name eines wahrhaft großen Mannes, an den ſich der andere mit immer gleich ſichtbarer Unterordnung anſchließt, ſo daß man doch immer auch in ihm nur jenen ſieht. Briefe haben immer einen Anflug des wirklichen Lebens. Je mehr ſie alſo aus der Ferne erſcheinen, deſto mehr überraſchen ſie. Gleich nach dem Tode ſind ſie eine ſchwache Fortſetzung der noch in dem Gedächtnis lebenden Wirklichkeit. Nach langer Zeit erſcheinend, führen ſie Perſonen zurück, die man nicht mehr gewohnt war, ſich mit den Umgebungen zu denken, wie ſie das Leben begleiten. Ich dächte auch nicht, daß es ſtörend auffallen könnte, wenn in den Briefen gewiſſermaßen kunſtmäßig beurteilt wird, was man in der Zeit mit Begeiſterung aufgenommen hat. In der Dichtung iſt wenig oder gar keine Kunſt, die erlernt oder ſtudiert werden müßte. Eine ſolche iſt aber auch nicht in den Räſonnements dieſes Briefwechſels entwickelt, wenn man einige leicht zu überſchlagende Stellen über das Silbenmaß ausnimmt. Beide, Schiller und ich, haben nur geſucht, die Gründe darzulegen, aus welchen das Gefühl entſpringt, die Bedingungen, unter denen es entſteht. Wer nun die Gründe wahr findet, in dem müſſen ſie das Gefühl erhöhen, da ſie es mit anderen und gleich großen Ideen in Verbindung bringen.

Wem ſie nicht zuſagen, der wird ſich dadurch noch mehr in ſeinem Gefühle beſtimmt finden und ſich nun vielleicht durch die Widerlegung leichter die Gründe ſelbſt entwickeln.
Der Stelle in der Delphine erinnere ich mich nicht. Wenn Frau von Staël damit meinte, daß eine in der Jugend geſchloſſene und bis ins Alter fortgeſetzte Ehe das Wünſchenswürdigſte iſt, ſo bin ich vollkommen derſelben Meinung. Ich fürchte aber ſehr, ſie meinte es anders, und dann iſt es eine aus oberflächlicher franzöſiſcher Anſicht geſchöpfte Behauptung. Sie müſſen darum nicht glauben, daß ich den Wert der Staël verkenne. Sie war meiner tiefſten Überzeugung nach eine wahrhaft große Frau, und nicht bloß von Geiſt, ſondern durch wahres und tiefes Gefühl und eine ſich nie verleugnende, unendliche Güte, und auch von Herz und Charakter. Sie hatte die feinſte Empfindung der edelſten Weiblichkeit. Sie war in ihrem Innerſten dem eigentlichen franzöſiſchen Weſen fremd, aber es begegnete ihr doch zu Zeiten, banale franzöſiſche Anſichten ihren Äußerungen beizumiſchen, und das iſt nicht zu verwundern, da ſie immer in Frankreich lebte. Sie hat ſogar erſt ſpät Deutſch gelernt, und ich habe ſie ſelbſt noch in Paris unterrichtet.
Allein die Ehe mehr ein Bedürfnis des Alters als der Jugend zu nennen, iſt ein Einfall, der ebenſo der Natur und der Wahrheit, als jeder ſchöneren Empfindung widerſpricht. Die

Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe. Ich sage damit gewiß nicht, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhört oder auch nur im mindesten dadurch verliert. Aber die Erinnerung der zusammen genossenen Jugend muß in die höheren Jahre mit hinübergehen, wenn das Glück vollkommen sein und nicht gerade die Eigentümlichkeit des ehelichen verlieren soll. Diese Ansicht ist nicht als eine sinnliche zu betrachten. Die tiefsten und heiligsten Empfindungen hängen damit ganz enge zusammen, und man müßte aller Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wollte. Ein junges, sich gegenseitig gleich herzlich liebendes Ehepaar ist allemal ein im Tiefsten erfreulicher Anblick, auch in niedrigen Ständen, insofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemütern gibt. Von den in höheren Jahren, über vierzig oder fünfundvierzig, geschlossenen Ehen, zweiten oder ersten, läßt sich das nicht sagen. Man wird sie gewiß nicht tadeln, man läßt gern jedem seine Empfindung, solche Verbindungen können sehr vernünftig, sie können auch für Leute, die einmal keine hohen Forderungen an ihr Gefühl machen, beglückend sein. Wer aber tiefer empfindet, sagt sich, daß er sie nicht eingehen würde. Mann oder Frau wird in solcher Verbindung fühlen, daß, wenn ihm der Gegenstand jugendlicher Liebe entrissen ist, oder er nie einen gefunden hat, er auf ein Glück Verzicht leisten

muß, dessen wahre Blüte ihm nicht mehr werden kann. Es wird ihm innerlich unmöglich sein, nach dem so Geringen zu greifen. Ich kann auch nicht in das einstimmen, was man über das Alter sagt. Es kann ein unglückliches und freudenloses geben, wie eine solche Jugend. Aber die Schicksale gleichgestellt, finde ich das Alter, selbst mit allen Schwächen, die es mir bringt, nicht arm an Freuden; die Farben und die Quellen dieser Freuden sind nur anders. Sie entspringen für mich immer ausschließlicher aus der Einsamkeit und der Beschäftigung mit meinen Ideen und Gefühlen. Das nimmt mit jedem Tage in mir zu. Ich fühle mich darin, und nur darin glücklich, und das ist so sichtbar, daß die wahrhaft diskreten unter meinen ältesten Bekannten diese Stimmung stillschweigend, aber durch die Tat ehren. Mir ist sie darum doppelt lieb, da sie mit meinen Jahren und mit meiner Lage übereinstimmt. Verzeihen Sie, daß ich wieder auf mich zurückkomme, aber diese Dinge sind von der Art, daß man nur nach seinem individuellen Gefühl davon reden kann. Wer möchte sich anmaßen, über Fremdes darin abzusprechen?
Über meine Abreise kann ich noch nicht fest bestimmen, bitte Sie aber, mir nach Berlin zu schreiben und so, daß der Brief zwischen dem 26. und 30. August dort anlangt. Mit der aufrichtigsten, unveränderlichsten Teilnahme Ihr

H.

Tegel, den 3. September 1832.

Ich bin am 26. August gesund und wohl hierher zurückgekehrt, liebe Charlotte, und habe gleich am folgenden Tage meine Beschäftigungen wieder vorgenommen. Von dem Bade sehe ich der Fortdauer der guten Wirkung, die ich schon spüre, entgegen. Das Wetter war vom August an in Norderney sehr schön, ohne Regen und Sturm, und doch nie zu warm, da es nie an kühlender Seeluft fehlt. Sonnenschein war nicht immer; es ist allen Inseln, besonders den kleineren, eigen, auch bei sehr milder Luft wenig eigentlich sonnige Tage zu haben. In Irland zum Beispiel zählt man deren unglaublich wenige. Ich habe mich aber bei meinem diesjährigen Aufenthalte im Seebad vollkommen überzeugt, daß, wenn man, wie doch natürlich ist, bloß auf seine Gesundheit Rücksicht nimmt und nicht weichlicherweise die Unannehmlichkeit scheut, man sich schlechtes und kein gutes Wetter wünschen muß. Bei ruhig gutem Wetter ist die See eben nichts anderes als eine große Badewanne. Der Sturm und die Wellen geben ihr erst Seele und Leben. Wie das Meer in seiner erhabenen Einförmigkeit immer die mannigfaltigsten Bilder vor die Seele führt und die verschiedenartigsten Gedanken erweckt, so ist mir erst jetzt bei den anhaltenden heftigen Stürmen recht sichtbar geworden, welche schmeichelnde Freundlich-

keit das Meer gerade in ſeiner größten Furchtbarkeit hat. Die Welle, die, was ſie ergreift, verſchlingt, kommt wie ſpielend an, und ſelbſt den tiefſten Abgrund bedeckt lieblicher Schaum. Man hat darum oft das Meer treulos und tückiſch genannt, es liegt aber in dieſem Zuge nur der Charakter einer großen Naturkraft, die ſich, um nach unſerer Empfindung zu reden, ihrer Stärke erfreut und ſich um Glück und Unglück nichts kümmert, ſondern den ewigen Geſetzen folgt, welchen ſie durch eine höhere Macht unterworfen iſt. H.

Im November.

Was ſagen Sie zu dem außerordentlich ſchönen Herbſt? Ich dächte, ich hätte nie einen ähnlichen erlebt. Noch jetzt ſcheint er mehr ein Ausgehen aus dem Sommer als ein Eingang in den Winter. Ich gehe noch immer eine Stunde vor Sonnenuntergang ſpazieren. Da iſt es, ſelbſt bei ſtürmiſchen Tagen, meiſt ruhig und bei regneriſchen heiter. Sie haben gewiß auch oft geſehen, wie die ſcheidende Sonne ſich dann durch ihre eigenen Strahlen einen lichten Streifen bildet, in den ſie ſich dann hinabſenkt. Iſt dann recht dunkles Gewölk über ihr, ſo regnet es meiſt unmittelbar nach dem Untergange, bisweilen auch noch während des Untergangs. Es iſt mir die liebſte Zeit des Tages. ~ Sie ſchreiben mir, daß die Centifolien in Kaſſel blühen. Auch hier habe

ich es zu meiner großen Verwunderung gesehen. In mittäglichen Ländern ist dies wiederholte Blühen ganz gewöhnlich. Man sieht daran, daß das vegetierende Leben beständig die Neigung hat, Blüten hervorzubringen, aber nur durch die Abwesenheit begünstigender Umstände daran verhindert wird. So traurig aber auch der Winter und seine lange Dauer sind, so entschädigt doch der Frühling dafür, nicht bloß sein Erscheinen und der Genuß desselben, sondern ganz vorzüglich das Erwarten desselben. Diese Sehnsucht ist eine der einfachsten und natürlichsten von allen und eine der reinsten Quellen, woraus jede andere Sehnsucht fließt, die so vieles und großes im Gemüte schafft und aus dessen innersten Tiefen hervorruft. Es ist dies gewiß eine der Ursachen, daß die nördlicheren Nationen doch eine tiefer ergreifende Poesie haben als die südlicheren, wenn diese auch klangvollere Sprachen besitzen. Es liegt unendlich viel in dem Einfluß, den die Natur um uns her auf uns ausübt, und es kommt da nicht darauf an, daß sie gerade Genuß gibt, sondern weit mehr darauf, daß sie Empfindungen weckt und die Kräfte in Tätigkeit bringt. Leben Sie wohl. Ihr

H.

Tegel, Dezember 1832.

Der Ton der ruhigen Zufriedenheit und selbst einer frohen Heiterkeit, in welchem Ihr letzter Brief geschrieben ist, liebe Charlotte, hat mir eine lebhafte

Freude gemacht. Ich hege nun auch die gewisse Hoffnung, daß diese Stimmung bleibend in Ihnen sein wird. Was mich in dieser beruhigenden Ansicht bestärkt, ist, daß Sie sich auch körperlich wohler fühlen, seit Sie sich befreit fühlen von einem sorglichen Kummer, der seit längerer Zeit schwer auf Ihnen lastete, und wodurch Sie nun der Ruhe und Heiterkeit wiedergegeben sind, die ein Gemüt, wie das Ihrige, das mit sich und der Vorsehung eins ist, immer genießen müßte....

Daß eine schon in sich ernste Seele in Zeiten, wo außerordentliche Erscheinungen diesen Ernst vermehren, noch ernster gestimmt wird, ist ganz natürlich. An den Wunsch und das Verlangen, nichts unberichtigt zu lassen, knüpft sich ein moralisches Gefühl, und zwar eins der wesentlichsten und achtungswürdigsten....

Der Mensch fühlt ein Bedürfnis, die großen Ideen, die in ihn gelegt sind, und die er in der Natur ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreise seines Daseins nachzubilden, und oft, selbst wenn er ganz anderen, aus dem gewöhnlichen Leben geschöpften Bewegungsgründen zu folgen glaubt, folgt er in der Tat diesem geheimen Zuge. Überhaupt ist die menschliche Natur in ihrem tiefen Grunde viel edler, als sie auf der Oberfläche erscheint. Ja selbst in anderen Stücken. Eitle Menschen sind oft in einigen mehr wert, als sie sich selbst glauben.

Sie gebrauchen in Ihrem Briefe den Ausdruck: sein Haus bestellen. Dies ist mir immer eine

ſo paſſende und gehaltvolle Rede geſchienen. Es iſt ein altertümlicher, echt bibliſcher Ausdruck, der, wie mehrere dieſes Gepräges, tief aus dem Leben geſchöpft iſt und tief in die Seele eingreift. Auch längſt, ehe ich in die Jahre kam, wo das Beſtellen des Hauſes wahrhaft dringend wird, habe ich mir dadurch Abſchnitte im Leben zu machen geſucht und habe dies immer ſehr wohltätig gefunden. Es gibt aber im Innern ein Beſtellen ſeiner Seele, wie im Äußern ſeines Hauſes. Man zieht dann das Gemüt auf einen kleinen Kreis von Empfindungen zurück, übergibt die anderen der Vergeſſenheit und freut ſich der Ruhe in der ſelbſtgewählten Beſchränkung. Wenn man dies recht tut, tut man dies nur einmal. Man verläßt dann nicht wieder den Raum, wie man ihn eng umgrenzt und umzogen hat.
Sie rühmen meine Geduld. Sie hat nichts Verdienſtliches und hat mir nie Mühe gekoſtet. Ich möchte ſie mir angeboren nennen. Die Zeit, die ich über eine Sache ſitzen muß, um ſie zu Ende zu bringen, wird mir nie lang.
Sie gedenken bei einem Ereigniſſe der Vergangenheit H o l z m i n d e n s im Braunſchweigiſchen. Das hat mir lebhaft eine Erinnerung zurückgerufen. Von dieſem kleinen Orte reiſte ich 1789 mit Campe nach Paris. Campe kam von Braunſchweig, ich von Göttingen aus dahin. Die Reiſe, die Sie geleſen haben können, da Campe ſie herausgegeben hat, war kurz, aber meine erſte außer Deutſchland. Campe war,

wie ich Ihnen ſchon früher glaube geſagt zu haben, Hauslehrer im Hauſe meines Vaters, und es gibt noch eine Reihe großer Bäume hier, die er gepflanzt hat. Er hat nicht gerade ein unglückliches, aber ein bedauernswürdiges Ende gehabt. Er war die letzten Jahre ſeines Lebens ganz blödſinnig. Ich habe bei ihm ſchreiben und leſen gelernt und etwas Geſchichte und Geographie nach damaliger Art, die Hauptſtädte, die ſogenannten ſieben Wunderwerke der Welt uſw. Er hatte ſchon damals eine ſehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverſtand lebendig anzuregen. . . .
Ich bin vollkommen wohl, und mir iſt in meiner in mir vergrabenen Stimmung ſehr wohl. Ich bitte Sie, Ihren Brief an mich wie gewöhnlich abgehen zu laſſen, und wünſche von inniger Seele, daß Sie das Jahr geſund und heiter beſchließen und ebenſo das neue beginnen mögen. Begleiten Sie mich bei dem Wechſel der Jahre mit dem Wunſch, daß mich nichts im Genuß meiner Einſamkeit, die mein wahres Glück iſt, ſtören möge, und machen Sie, daß ich mir Ihr Leben ruhig und zufrieden denken kann. Mit der herzlichſten Freundſchaft und unveränderlichſten Teilnahme der Ihrige. H.

Tegel, den 9. Februar 1833.

Es tut mir leid, liebe Charlotte, daß Ihnen dieſer Brief ſpäter als gewöhnlich zukommen wird. Ich habe aber wegen eines Geſchäftes einige Tage in der Stadt ſein

müſſen, und da komme ich nicht zum ruhigen Schreiben. Da ich Berlin jetzt ſelten beſuche, ſo drängt ſich dann alles, Menſchen und Sachen, zuſammen, und es bleibt mir nicht einmal die materielle Zeit übrig, etwas für mich anzufangen, wenn ich auch garnicht von der Stimmung reden will. Ich verlor aber gerade auf dieſe Weiſe die erſten Tage des Monats, in denen ich Ihnen jetzt gewöhnlich zu ſchreiben pflege. Ich hoffe, Sie werden ſich über das Ausbleiben des Briefes nicht beunruhigt haben. Sie müſſen das niemals tun, liebe Freundin, darum bitte ich ſehr. Der kleinen, ganz unbedeutenden Urſachen, warum ich Ihnen an dieſem oder jenem Tage nicht ſchreibe, können ſehr viele ſein, und ich kann ſie ſo wenig vorausſehen, als Sie ſie erraten. Aber Sie können ſicher eine von dieſen vorausſetzen, wenn meine Briefe Ihnen über die gewohnte Zeit ausbleiben. Da ich zu derſelben Zeit im Monat jetzt gewohnt bin, Ihnen zu ſchreiben, ſo bekommen Sie nach einer ziemlich längeren Pauſe hernach zwei Briefe ſchneller nacheinander, was Ihnen Freude macht, da Sie auf meine Briefe einen viel größeren Wert legen, als ſie verdienen. Dieſe Ihre Freude iſt auch mir eine und macht, daß ich Ihnen willig die Zeit opfere, die es mich koſtet. Seit vorgeſtern bin ich wieder hier, und heute ſchon ſetze ich mich hin, um mich mit Ihnen zu unterhalten. Denn eine Unterhaltung kann man unſeren Briefwechſel vorzugsweiſe nennen. Da er ſich meiſt um Ideen

dreht und die äußeren Lebensverhältniſſe ſehr wenig angeht, ſo gleicht er darin einem räſonnierenden Dialog, und Ideen ſind ja nur das einzig wahrhaft Bleibende im Leben. Sie ſind im eigentlichſten Verſtande das, was den denkenden Menſchen ernſthaft und dauernd zu beſchäftigen verdient. Auch Sie nehmen ebenſo lebhaftes Intereſſe daran, und daß Ihnen meine Briefe Freude machen, liegt vorzüglich in dieſem ihrem Inhalte. Es iſt mir auch ein beſonderer Grund der Zufriedenheit und Freude an Ihrer Art zu ſchreiben, daß Sie nicht mehr, wie Sie es ſonſt oft taten, darauf dringen, daß ich Ihnen von dem erzähle, was mich angeht, und über das Mitteilungen mache, was mich umgibt, was garnicht in meinem Weſen liegt. Darum müſſen Sie nun aber ja nicht denken, daß ich es auch gern habe, wenn Sie über ſich ſchweigen. Es macht mir im Gegenteil wahre Freude, wenn ich Ihr inneres Leben in allen Ihren äußeren Umgebungen ſehe. Vergeſſen Sie alſo nicht, mir auch ferner von Zeit zu Zeit dieſen Überblick wie bisher zu geben. . . .
Sie bitten mich in Ihrem letzten Brief, Ihnen noch nähere Erläuterungen darüber zu geben, was ich eigentlich damit meine, daß man in gewiſſen Lebensepochen innerlich das tun müſſe, was man äußerlich ſein Haus beſtellen nenne. Ich habe darunter etwas ſehr Einfaches und ganz der gewöhnlichen Bedeutung der Redensart Entſprechendes verſtanden. Man ſagt, daß man ſein Haus beſtellt hat, wenn man

Sorge getragen hat, alles das auf den Fall seines Todes zu berichtigen, was bis dahin unberichtigt geblieben war. Die Redensart schließt ferner in sich, daß man angeordnet habe, wie es mit den Dingen, die einem angehören, nach dem Hintritt werden soll. Von allen Seiten schneidet also das Hausbestellen Verwickelung, Ungewißheit und Unruhe ab und befördert Ordnung, Bestimmtheit und Seelenfrieden. So nimmt man den Ausdruck im äußeren, weltlichen Leben. Auf viel höhere und edlere Weise aber findet das ähnliche im Geistigen statt. Auch darin gibt es mehr und minder Wichtiges, mehr und minder an das irdische Dasein Geknüpftes, mittelbar oder unmittelbar mit dem Höchsten im Menschen Verbundenes. Ich meine damit nicht gerade, wenigstens nicht ausschließlich, Religionsideen. Was ich hier meine, gilt auch von solchen, die garnicht in diesen Kreis gehören. Es läßt sich überhaupt nicht im allgemeinen bestimmen, was hier das Höchste und Wichtigste genannt wird. Jedermann pflegt aber in sich die Erfahrung zu machen, daß er gerade dem, was in ihm das Tiefste und Eigentümlichste ist, die wenigste Muße widmet und sich viel zu viel durch untergeordnete Gegenstände das Nachdenken rauben und entreißen läßt. Dies muß man abstellen, den störenden Beschäftigungen entsagen und sich mit Eifer den wichtigeren widmen. Noch mehr aber geht diese Sammlung auf eine kurze Spanne noch übrigen Lebens, wie man es auch nennen könnte,

in dem Gebiete des Gefühls vor. Doch ist hier im allgemeinen ein großer und wichtiger Unterschied. Im Intellektuellen und allen Sachen des Nachdenkens hat der Vorsatz volle Kraft. Man kann und muß absichtlich die Gedanken und das Nachdenken auf gewisse Punkte richten. Im Gefühl ist das nicht nur unmöglich, sondern würde auch geradezu schädlich sein. Im Gebiete des Empfindens läßt sich nichts Unfreiwilliges, nichts Erzwungenes denken. Da kann also die Änderung nur von selbst eintreten und ist mit der Reife einer Frucht zu vergleichen. Sie geht von selbst vor sich, so wie die ganze Seelenstimmung verrät, daß dies Loslassen vom hiesigen Dasein in das Gemüt ganz übergegangen ist. Die Änderung besteht auch da in einem Vereinfachen und Zurückziehen des Gemüts auf sich selbst, doch läßt sich hier noch weniger als im Gebiet des Denkens, aus einer einzelnen Individualität heraus, etwas allgemein Geltendes sagen. In mir ist es ganz einfach so zugegangen, daß sich mein Gemüt so auf eine Empfindung konzentriert hat, daß es jeder anderen unzugänglich geworden ist, insofern nämlich, als ich durch eine andere Empfindung etwas empfangen sollte. Denn auf keine Art bin ich dadurch kalt und unteilnehmend geworden, nur uneigennütziger und wirklich jeder Forderung entsagend. Nicht bloß mit Menschen ist es mir aber so, auch an das Schicksal mache ich keine Forderung. Ich würde Ungemach wie ein anderer fühlen, das läßt sich aus der mensch-

lichen Natur nicht ausrotten. Entbehrung bleibt Entbehrung und Schmerz bleibt Schmerz. Aber den Frieden meiner Seele würden sie mir nicht nehmen, das würde der Gedanke verhindern, daß solche Ereignisse und Zustände natürliche Begleiter des menschlichen Lebens sind, und daß es nicht geziemend wäre, in einem langen Leben nicht einmal die Kraft gewonnen zu haben, seine höhere und bessere Natur gegen sie aufrecht erhalten zu können. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen so deutlich genug geworden bin. Wäre es nicht der Fall, oder schiene Ihnen meine Ansicht nicht richtig, so werde ich sehr gern weiter und ausführlicher in die Sache eingehen. Sie reden in Ihrem Briefe von Gedächtnishilfen, die Sie sich ersonnen haben, und erbieten sich, mir mehr darüber zu sagen, wenn ich es wolle. Tun Sie es ja. Leben Sie wohl! Mit immer gleichem Anteil der Ihrige. H.

Tegel, den 8. März 1833.

Auch diesmal komme ich viel später zum Schreiben, als es mein Vorsatz war, liebe Charlotte, und da ich immer viel Zeit zum Schreiben brauche, so werden Sie den Brief noch später bekommen. Sie müssen sich aber nie deshalb beunruhigen. Sie werden sagen, daß man darüber nie Herr ist. Mit jedem Ersten des Monats denke ich daran, Ihnen zu schreiben, aber es treten bei meiner Lebenseinteilung oft Tage und Reihen von Tagen ein, wo ich nicht

zum Schreiben an Sie, auch mit dem besten Willen, kommen kann. Der Vormittag ist unabänderlich wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. Davon mache ich hier in Tegel keine Ausnahme (in der Stadt muß ich es freilich); diese Arbeiten machen jetzt eigentlich mein Leben aus, meine Gedanken sind ihnen ganz zugewendet, und da ich jetzt vieles Schlafes bedarf, so ist mein Vormittag doch kurz. Den Nachmittag gehe ich ein bis zwei Stunden spazieren, und die übrige Zeit bleibt für meine ziemlich weitläufige Korrespondenz und vielfachen Geschäfte usw. Fällt nun in diesen Dingen etwas ungewöhnlich Dringendes vor, wie es diesmal der Fall war, oder kommt Besuch, so verzögert sich gegen mein Wünschen und Wollen der Abgang meines Briefes an Sie. Dennoch bin ich glücklicherweise viel weniger Störungen ausgesetzt wie andere und genieße noch der höchst nützlichen Gabe, nie durch Mangel an Stimmung abgehalten zu werden oder die Stimmung abwarten zu müssen. Wie ich die Sache vornehme, ist, wenn ich bisweilen auch lieber etwas ganz anderes täte und mich zum Anfange wahrhaft zwingen muß, die Stimmung da. Bei dem Wort fallen mir Ihre Tabellen ein. Sie haben mich sehr interessiert. Es ist eine originelle Idee, die täglichen Zustände des Lebens schnell aneinander zu reihen, die Stimmung und alle anderen Dinge, von denen sie abhängen kann, aufzuzeichnen. Auch nur ein halbes Leben so ver-

zeichnet, würde zu einer Menge von Vergleichungen Stoff darbieten.
Ihr ganzer Brief hat mir Freude gemacht, da eine ruhige, in jeder Art erfreuliche Gemütsstimmung daraus hervorgeht. Nur hat mich für Sie der neue Verlust sehr geschmerzt, den Sie abermals erlitten haben. Das Vorangehen so vieler ist allerdings bei vorrückenden Jahren etwas die ruhige Heiterkeit des Gemüts sehr schmerzlich Trübendes. Ich gehe aber noch weiter. Auch das Altwerden derer, die man in Jugendkraft des Körpers und Geistes gekannt hat, ist betrübend. Ich wollte schon immer alt werden, wenn nur die, die um mich her sind, jung blieben. Indes ist das, wenn es auch nicht scheint, ein eigennütziger Wunsch.
Sie fragen mich, was ich unter Ideen meine, wenn ich sage, daß sie allein das Bleibende im Menschen sind, und daß sie allein das Leben zu beschäftigen verdienen? Die Frage ist nicht leicht beantwortet, ich will aber versuchen, deutlich darüber zu werden. Die Idee ist zuerst den vergänglichen äußeren Dingen und den unmittelbar auf sie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leidenschaften entgegengesetzt. Alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerstrebt ihr natürlich und kann niemals in sie übergehen. Aber auch viel höhere und edlere Dinge, wie Wohltätigkeit, Sorge für die, die einem nahestehen, mehrere andere gleich sehr zu billigende Handlungen sind auch

nicht dahin zu rechnen und beſchäftigen denjenigen, deſſen Leben auf Ideen beruht, nicht anders, als daß er ſie tut, ſie berühren ihn nicht weiter. Sie können aber auf einer Idee beruhen und tun es in idealiſtiſch gebildeten Menſchen immer. Dieſe Idee iſt dann die des allgemeinen Wohlwollens, die Empfindung des Mangels desſelben wie einer Disharmonie, wie eines Hinderniſſes, das es unmöglich macht, ſich an die Ordnung höherer und vollkommener Geiſter und an den wohltätigen Sinn, der ſich in der Natur ausſpricht und ſie beſeelt, anzuſchließen. Es können aber auch jene Handlungen aus dem Gefühl der Pflicht entſpringen, und die Pflicht, wenn ſie bloß aus dem Gefühl der Schuldigkeit fließt, ohne alle und jede Rückſicht auf Befriedigung einer Neigung oder irgendeine ſelbſt göttliche Belohnung, gehört gerade zu den erhabenſten Ideen. Von dieſen muß man hingegen auch abſondern, was bloß Kenntnis des Verſtandes und des Gedächtniſſes iſt. Dies kann wohl zu Ideen führen, verdient aber nicht ſelbſt dieſen Namen. Sie ſehen ſchon hieraus, daß die Idee auf etwas Unendliches hinausgeht, auf ein letztes Zuſammenknüpfen, auf etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn ſie ſich auch von allem Irdiſchen losmachte. Alle großen und weſentlichen Wahrheiten ſind alſo von dieſer Art. Es gibt aber ſehr viele Dinge, die ſich nicht ganz mit den Gedanken faſſen und ausmeſſen laſſen und darum doch nicht minder

wahr ſind. Bei vielen von dieſen tritt dann die künſtleriſche Einbildungskraft ein. Denn dieſe beſitʒt die Gabe, das Sinnliche und Endliche, zum Beiſpiel die körperliche Schönheit, auch unabhängig vom Geſicht und ſeinem ſeelenvollen Ausdruck ſo darzuſtellen, als wäre es etwas Unendliches. Die Kunſt, die Poeſie mit eingeſchloſſen, iſt daher ein Mittel, ſehr vieles in Ideen zu verwandeln, was urſprünglich und an ſich nicht dazu zu rechnen iſt. Selbſt die Wahrheit, wenn ſie auch hauptſächlich im Gedanken liegt, bedarf einer ſolchen Zugabe zu ihrer Vollendung. Denn wie wir bisher die Idee nach ihrem Gegenſtand betrachtet haben, ſo kann man ſie auch nach der Seelenſtimmung ſchildern, die ſie fordert. Wie ſie nun, dem Gegenſtand nach, ein Letʒtes der Verknüpfung iſt, ſo fordert ſie, um ſie zu faſſen, ein Ganzes der Seelenſtimmungen, folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Gedanke und Gefühl müſſen ſich innig vereinigen, und da das Gefühl, wenn es auch das Seelenvollſte zum Gegenſtande hat, immer etwas Stoffartiges an ſich trägt, ſo iſt nur die künſtleriſche Einbildungskraft imſtande, die Vereinigung mit dem Gedanken, dem das Stoffartige widerſteht, zu bewirken. Wer alſo nicht Sinn für Kunſt oder nicht wahren und echten für Muſik oder Poeſie beſitʒt, der wird überhaupt ſchwer Ideen faſſen und in keiner gerade das wahrhaft empfinden, was darin Idee iſt. Es iſt ein ſolcher Unterſchied zwiſchen den Menſchen in

ihrer urſprünglich geiſtigen Anlage gegründet. Die Bildung tut hierzu nichts. Sie kann wohl hinzutun, nie aber ſchaffen, und es gibt hundert künſtleriſch und wiſſenſchaftlich gebildete Menſchen, die doch in jedem Worte deutlich beweiſen, daß ihnen die Naturanlage, mithin alles fehlt. Der große Wert der Ideen wird vorzüglich an folgendem erkannt: Der Menſch läßt, wenn er von der Erde geht, alles zurück, was nicht ganz ausſchließlich und unabhängig von aller Erdenbeziehung ſeiner Seele angehört. Dies aber ſind allein die Ideen, und dies iſt auch ihr echtes Kennzeichen. Was kein Recht hätte, die Seele noch in den Augenblicken zu beſchäftigen, wo ſie die Notwendigkeit empfindet, allem Irdiſchen zu entſagen, kann nicht zu dieſem Gebiete gezählt werden. Allein dieſen Moment, bereichert durch geläuterte Ideen, zu erreichen, iſt ein ſchönes, des Geiſtes und des Herzens würdiges Ziel. In dieſer Beziehung und aus dieſem Grunde nannte ich die Ideen das einzig Bleibende, weil nichts anderes da haftet, wo die Erde ſelbſt entweicht. Sie werden mir vielleicht Liebe und Freundſchaft entgegenſtellen. Dieſe ſind aber ſelbſt Ideen und beruhen gänzlich auf ſolchen. Von der Freundſchaft iſt das an ſich klar. Von der Liebe erlaſſen Sie mir zu reden. Es mag an ſich eine Schwachheit ſein, aber ich ſpreche das Wort ungern aus und habe es ebenſowenig gern, wenn man es gegen mich ausſpricht. Man hat oft wunder-

bare Ansichten von der Liebe. Man bildet sich ein, mehr als einmal geliebt zu haben, will dann gefunden haben, daß doch nur das eine Mal das Rechte gewesen sei, will sich getäuscht haben oder getäuscht sein. Ich rechte mit niemandes Empfindungen. Aber was ich Liebe nenne, ist ganz etwas anderes, erscheint im Leben nur einmal, täuscht sich nicht und wird nie getäuscht, beruht aber ganz und viel mehr noch auf Ideen.

Ich fürchte aber, Sie ermüdet zu haben, ohne Ihnen vollkommen klar zu werden. In diesem Fall verzeihen Sie mir. Sie wollten ausdrücklich, daß ich Ihnen darüber schreiben sollte, und die Schwierigkeit liegt in der Sache. Vielleicht aber finden Sie doch etwas darin, woran Sie sich halten können, und wenn Sie von da aus Fragen tun, so kann ich Ihnen weitere Erläuterungen geben, was ich von Herzen gern tun will. Wie immer der Ihrige. H.

Tegel, den 7. April 1833.

Ich bin schon lange im Besitz Ihres Briefes, liebe Charlotte, habe aber nicht früher dazu kommen können, ihn zu beantworten. Sie haben ihn bloß vom Monat März datiert und gegen Ihre Gewohnheit nicht den Tag des Abgangs vermerkt. Ich bitte Sie, ihn künftig immer hinzuzusetzen. Ein Brief, von dem man nichts als den Monat weiß, ist eine zu unbestimmte Mitteilung, und ich habe immer auf

die Tage gehalten. Man kann eher noch etwas im Raum unbegrenzt laſſen. Die Empfindung der Zeit greift überhaupt tiefer in die Seele ein, was wohl daran liegt, daß der Gedanke und die Empfindungen ſich in der Zeit bewegen. . . . Ich habe oft, faſt von meiner Kindheit an, angefangen, Tagebücher zu halten und ſie nach einiger Zeit wieder verbrannt. Es tut mir aber ſehr leid, nicht wenigſtens von jedem Tage aufgezeichnet zu haben, wo ich war und was ich vorzüglich tat, oder wer mir begegnete. Ich würde mich ſehr freuen, das von meinem zehnten Jahre an zu beſitzen. Von ausführlichen Tagebüchern und ſolchen, die Beurteilungen der Handlungen und Geſinnungen enthalten ſollen, halte ich ſonſt nicht viel. Es geht einem, wie man es anfangen möge, nie ganz ein, für ſich ſelbſt und an ſich ſelbſt gerichtet zu ſchreiben. Wenn man das Geſchriebene auch niemand zeigt noch zeigen würde, ſo ſchreibt man doch wie einem imaginierten Publikum gegenüber. Man iſt wirklich mehr befangen, als wenn man die Selbſtbeurteilung an eine einzelne beſtimmte Perſon richtet. Das Intereſſe an dieſer zieht da die Seele davon ab, ſich zu ſehr mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen und zu ſehr auf ſich Rückſicht zu nehmen, ſtellt dadurch die Unbefangenheit wieder her und befördert die Naivität der Erzählung. Überhaupt iſt nicht eben zu fürchten, daß man ſich in ſolchen Aufzeichnungen über ſich ſelbſt zu ſehr ſchont, oft liegt ſogar die Übertreibung der Wahrheit im Gegenteil. Was da-

gegen eher zu fürchten sein kann, ist, daß die Eitelkeit dabei Nahrung findet. Man hält leicht, je mehr man sich mit sich selbst beschäftigt, alles, was einen betroffen hat, für außerordentlicher, als was anderen begegnet ist, und legt auf jeden Zufall wie auf eine Absicht Wert, welche Gott mit uns gehabt hätte. Indes können solche Fehler vermieden werden, und dann wird gerade ein solches Tagebuch zu einer zugleich anziehenden und nützlichen Selbstbeschäftigung. . . .
Die Zeit ist nur ein leerer Raum, dem Begebenheiten, Gedanken und Empfindungen erst Inhalt geben. Da man aber weiß, daß sie, wenn man auch viel Einzelnes davon kennt, diesen Inhalt freudvoll und leidvoll für empfindende Menschen getragen hat, so ist sie an sich immer das Herz ergreifend. Auch ihr stilles und heimliches Walten hat etwas magisch Anziehendes. Der Tag, an dem einem ein großes Unglück begegnet, ist eine lange Reihe von Jahren ungeahnt an einem vorbeigegangen, und ebenso still und unbekannt schreitet der an uns vorüber, an dem uns ein Unglück unwandelbar bevorsteht. Denkt man aber der Folge der Zeit nach, so verliert man sich darin wie in einem Abgrund. Es ist nicht Anfang noch Ende. Ein großer Trost liegt aber im Wandel, da er immer an ein höchstes Gesetz, an einen ewig lenkenden Willen in unverrückter Ordnung erinnert. Das Erkennen dieser Ordnung ist in allen Welteinrichtungen, bei der Hinfälligkeit der menschlichen Natur und der scheinbar oft regellos zer-

malmenden Gewalt der Elemente, etwas ſehr Beruhigendes. Am regelmäßigen Sonnenlauf und Mondeswechſel muß das auch ganz rohen Nationen anſchaulich werden. Je mehr die Kenntnis der Natur zunimmt, deſto mehr wächſt die Zahl der Beweiſe dieſer Ordnung. Zur eigentlichen Einſicht in den Sternenlauf iſt ſchon wiſſenſchaftliche Beobachtung notwendig. Steigt diese, wie bei uns, zum höchſten Grade, ſo werden wieder Abweichungen bemerkbar und Dinge, die ſich in die ſonſtige Ordnung nicht paſſen laſſen. Dieſe ſind ſichere Beweiſe, daß die Forſchung noch ein neues Feld zu Entdeckungen vor ſich hat. Denn alles wiſſenſchaftliche Arbeiten iſt nichts anderes, als immer neuen Stoff in allgemeine Geſetze zu bringen...
Sie klagen im ganzen über Ihr Gedächtnis, nehmen aber einiges aus. Mehr können wenige von ſich ſagen. Das Gedächtnis iſt nach Gegenſtänden verteilt, und in niemanden iſt es für alle gleich gut. Das angenehmſte iſt ein leichtes Gedächtnis für Gedichte. Iſt das mit wahrem Geſchmack in der Auswahl und mit Talent im Herſagen verbunden, ſo gibt es keine andere, das Leben gleich verſchönende Gabe. Zum guten Herſagen gehört aber unendlich viel: zuerſt freilich nur Dinge, die jede gute Erziehung jedem geben kann, richtiges Verſtehen des Sinnes, eine gute, deutliche, von Provinzialfehlern freie Ausſprache; aber dann freilich Dinge, welche nur angeboren werden, ein glückliches, ſchon in ſich ſeelenvolles Organ, ein feiner

musikalischer Sinn für den Fall des Silbenmaßes, ein wahrhaft dichterisches Gefühl und hauptsächlich ein Gemüt, in dem alle menschlichen Empfindungen rein und stark wiederklingen. Der Genuß, den ein solches Wiedergeben wahrhaft schöner Gedichte gewährt, ist in der Tat ein unendlicher. Er ist mir oft und im höchsten Grade geworden, und ich rechne das zu den schönsten Stunden des Lebens. Aber auch das eigene Auswendiglernen und Auswendigwissen von Gedichten oder von Stellen aus Gedichten verschönert das einsame Leben und erhebt oft in bedeutenden Momenten. Ich trage mich von Jugend an mit Stellen aus dem Homer, aus Goethe und Schiller, die mir in jedem wichtigen Augenblicke wiederkehren und mich auch in den letzten des Lebens nicht verlassen werden. Denn man kann nichts Besseres tun, als mit einem großen Gedanken hinübergehen. . .

Ich befinde mich, Gott sei gedankt, recht wohl, gehe aber doch den Sommer wieder ins Seebad nach Norderney. Man findet, daß es meine Schwächlichkeiten vermindert hat. Das sehe ich nun zwar nicht, und auch Sie werden es, an meinem Schreiben wenigstens, nicht gewahr werden. Allein das ist wohl möglich, und das glaube ich sogar selbst, daß der jährliche Gebrauch des Bades diese meine Schwächlichkeiten auf dem Punkte erhält, auf dem sie jetzt sind. Vielleicht sind auch die Wellen unschuldig daran. Aber man ist gern dankbar, und die See

ist ein so schöner und großer Gegenstand, daß man ihr gern dankbar ist. Gern gehe ich aber nicht hin, es ist mir eine lästige Störung. Aber wenn ich mich einmal in das Notwendige fügen muß, so nehme ich mir das Angenehme heraus und gehe leicht über das Lästige hinweg, ob ich mich gleich von meiner hiesigen Einsamkeit so ungern als von einer geliebten Person trenne.
Mit der Gegenwart sind Sie so dankbar zufrieden. Vertrauen Sie auch der Zukunft und hegen keine ängstlichen Besorgnisse. Sie ist allerdings ungewiß, aber bedenken Sie, daß die ewige Güte wacht, daraus entspringt Vertrauen, und dies muß man im Herzen nähren. Mit inniger Teilnahme unabänderlich der Ihrige.

H.

Norderney, den 2. August 1833.

Mit dem Anfange dieses Monats ist gerade die Hälfte meiner Badekur vollendet, liebe Freundin, und es wird Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen sage, daß ich sie ununterbrochen habe fortsetzen können, und befinde mich, Dank sei es der Vorsehung, sehr wohl. Von der gänzlichen Wirkung läßt sich erst nach Monaten urteilen. Dem Erfolg bis jetzt nach zu schließen, wird sie hoffentlich nicht geringer als im vorigen Jahre sein. Hier werde ich fast allgemein, meiner einzelnen Schwächlichkeiten ungeachtet, für stark gehalten, und gewissermaßen könnte ich mir selbst

ſo erſcheinen. Denn kein noch ſo junger rüſtiger Mann braucht das Bad ſtärker als ich, und ich fühle mich niemals nur einen Augenblick davon angegriffen. Ich nehme nie etwas Stärkendes nachher und beſchäftige mich, wenn ich nicht der Luft im Gehen genießen will, mit jeder Sache, die mich gerade intereſſiert. Von der Witterung ſpüre ich gar keinen Einfluß. Einige Körperſtärke ſetzt das allerdings voraus. Aber die Hauptſache iſt doch, das ganze Leben hindurch die Seele zur Ertragung jedes Ungemachs abgehärtet zu haben. Es iſt unglaublich, wieviel Kraft die Seele dem Körper zu verleihen vermag. Es erfordert auch garnicht eine große oder heldenmütige Energie des Geiſtes. Die innere Sammlung reicht hin, nichts zu fürchten und nichts zu begehren, als was man ſelbſt in ſich abwehren und erſtreben kann. Darin liegt eine unglaubliche Kraft. Man iſt darum nicht in eine phlegmatiſche Ruhe verſenkt, ſondern kann dabei gerade von den tiefſten und ergreifendſten Gefühlen bewegt ſein, ihre Gegenſtände gehören nur nicht der äußeren Welt an, ſondern ſind höheren Dingen und Weſen zugewendet. Man iſt nicht frei von Sehnſucht, vielmehr ihr oft hingegeben, aber es iſt nicht die verzehrende, die nach äußererGewährung ſtrebt,ſondern eine eigene, nur die lebendige Empfindung von etwas Beſſerem und Schönerem, mit dem die Seele innig verwandt iſt. ~ Das Wetter war hier ſeit unſerer Ankunft für den Gebrauch des Bades

ſehr günſtig. Denn da es immer windig und einigemal ſehr ſtürmiſch war, ſo war die See faſt unausgeſetzt ſehr hoch und unruhig, und dieſen heftigen Wellenſchlag hält man gerade für ſehr zuträglich. Mit Sonnenſchein verbunden, wie wir ihn oft hatten, iſt er zugleich ein reizender Anblick. Über Hitze hat man ſich hier wohl ſelten zu beklagen. Da die Winde meiſtenteils vom Meer herkommen, ſo kühlen ſie die Luft hinreichend ab. Auf Inſeln, beſonders auf kleinen, iſt große Hitze ebenſo wie große Kälte ſelten. Wir haben aber in dieſem Sommer wirklich ſehr heiße Tage gehabt. Meine Liebe für große Wärme ſchreibt ſich doch nicht, wie Sie glauben, aus meinem längeren Aufenthalt in Spanien und Italien her, ich erinnere mich, ſie von früher Kindheit an gehabt zu haben. . .
Sie haben allerdings recht, wenn Sie ſagen, Frau von Staël und Frau von Laroche werden ſchlimm im Goetheſchen Briefwechſel behandelt. Es iſt dies Goethes Schuld. Im vertraulichen Briefwechſel kann man ſich, wie im Geſpräch, kleine Spöttereien erlauben, da man keine üble Abſicht damit verbindet und genau weiß, wie man verſtanden wird. Wenn man aber ſolche Briefe vor das große Publikum bringt, muß man ſolche Stellen wegſtreichen, und darin iſt Goethe, der den Briefwechſel herausgegeben, zu ſorglos geweſen. Solche kleine Flecken können aber einem Werke keinen Eintrag tun, das ſonſt einen ſolchen Reichtum

an genialen und neuen Ideen enthält und ſo das lebendige Gepräge des Gedankenaustauſches zweier großer Geiſter in ſich trägt; denn es gibt nicht leicht eine Schrift, die einen ſo unendlichen Stoff zum Nachdenken darbietet und ſo, nach allen Richtungen hin, die einzig richtig leitenden Anſichten angibt. Der Staël mußten Goethe und Schiller Unrecht tun, da ſie ſie garnicht genug kannten. Die Staël war bei weitem weniger von ihren ſchriftſtelleriſchen Seiten, als im Leben und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle, Geiſt und Empfindung. Beides war in ihr auf eine ganz ihr angehörende Weiſe verſchmolzen. Goethe und Schiller konnten das nicht ſo wahrnehmen. Sie kannten ſie nur aus einzelnen Geſprächen, und auch da nur unvollkommen, da ſie ſich doch beide nicht franzöſiſch mit vollkommener Freiheit ausdrückten. Dieſe Geſpräche griffen ſie an, weil ſie dadurch angeregt wurden, ohne ſich doch in dem fremden Organ ganz und rein ausſprechen zu können, und ſo wurde ihnen die läſtig, die ſolche Geſpräche veranlaßte. Von dem wahren inneren Weſen der Frau wußten ſie nichts. Was man von ihrer Unweiblichkeit ſagte, gehört zu dem trivialen Geſchwätz, das ſich der gewöhnliche Schlag der Männer und Weiber über Frauen erlaubt, deren Art und Weſen über ihren Geſichtskreis geht. Sich über das Höhere allen Urteils zu enthalten, iſt eine zu edle Eigenſchaft, als daß ſie häufig ſein könnte. Wirklich

selbst vorzügliche Frauen, welche die Staël kannten, haben sie nie als unweiblich getadelt, und noch weniger kann man sie so in ihren Schriften finden.
Die Laroche habe ich selbst gleichfalls gekannt. Sie war sehr gutmütig und mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Von Geist war sie allerdings nicht ausgezeichnet. Allein ihre Schriften sind nicht ohne Wirkung auf die weibliche Bildung ihrer Zeit geblieben. Insofern hat die Frau ein Verdienst gehabt, das ihr auch Goethe und Schiller nie würden haben absprechen wollen. Sie dachten nur an den literarischen Wert, der freilich nicht groß war. Man muß aber auch, was sie in scherzhaft heiterer Laune hinschrieben, nicht als vollwichtigen Ernst aufnehmen. Die Epochen, in die uns diese Erinnerungen zurückführen, weichen allmählich in solche Ferne zurück, daß schon darum das Interesse an ihnen wächst. Auch erscheint immer mehr, was zur Charakterisierung der damals merkwürdigsten Personen dient. In den Urteilen über sie wirkt noch die Stimmung mit fort, welche sie im Leben hervorbrachten; allein nach und nach tritt eine andere Stimmung ein, bis sich endlich das bildet, was man den bleibenden Nachruhm nennt. Die Menschen werden in diesem gewissermaßen zu Schattengestalten. Vieles, was sie an sich tragen, erlischt, und das Übrigbleibende wird nun zu einer ganz anderen Erscheinung. Dabei wird noch, was man von ihnen weiß, nach dem Geiste der jedesmaligen

Zeit aufgenommen. So ungewiß steht es um das Bild, das auch die größten Menschen hinterlassen, und um die Geschichte!
Meine Badekur ist den 21. d. M. zu Ende, und ich werde also noch vor dem Ende desselben zurückgekehrt in Tegel sein. Ich fühle mich wohl und sehr gestärkt, und werde die Wirkung nach einiger Zeit noch mehr empfinden. Ich sage Ihnen das, liebe Freundin, schon jetzt und noch von hier aus, da Sie mir mit liebevoller Teilnahme so oft gesagt haben, daß Sie diese Nachrichten zuerst und vor allen anderen in meinen Briefen suchen. So begegnen sie Ihnen schon am Schluß dieses Briefes und kommen Ihnen früher zu, was Ihnen, wie ich weiß, Freude macht. Aber richten Sie es nun auch so ein, daß ich einen Brief von Ihnen in Berlin vorfinde. Mit der innigsten und unveränderlichsten Teilnahme der Ihrige. H.

Tegel, den 6. Oktober 1833.

Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank, liebe Charlotte, für Ihren lieben Brief, den ich bei meiner Zurückkunft hier vorfand, und der so viel Liebes und Gütiges über mich enthält. Ob Sie nichts von Ihrem Befinden erwähnen, so scheint mir doch die Stimmung zu beweisen, daß Sie wohl sind. Sie wissen, welchen lebhaften Anteil ich daran nehme. Sie genießen doch gewiß auch recht

in Ihrem Garten die ſchönen Tage, mit denen das ſich zum Ende neigende Jahr ſcheint alle ſchlimmen Tage, an denen der Sommer reich war, wieder in Vergeſſenheit bringen zu wollen. Es iſt merkwürdig, wie wunderſchön das Wetter iſt, eben ſo ausgezeichnet ſchön war der Frühling. Ich dächte in zwanzig Jahren kein ſo blütenreiches Frühjahr hier erlebt zu haben. Die Pracht war über alle Beſchreibung. Das ſchöne Wetter wird aber bei weitem nicht ſo dankbar von den Menſchen erkannt, als man das bloß minder gute gleich übermäßig allgemein tadeln hört. Die Menſchen ſcheinen zu meinen, daß, wenn ihnen auch der Himmel alle übrigen Glücksgaben vorenthielt, er ihnen doch dieſe, gleichſam die wohlfeilſte von allen, gewähren müſſe. Wieviel dem Himmel das ſchöne Wetter koſtet, iſt freilich ſchwer zu berechnen. Allein in der Wirkung auf das Gemüt gehört ein wahrhaft ſchöner Tag zu den allerkoſtbarſten Geſchenken des Himmels. Wenn man im Menſchen eine gewiſſe mittlere Seelenſtimmung als die Regel annehmen kann, ſo bringt mich ſchlechtes Wetter niemals unter dieſelbe, dies erlaubt meine gegen alle äußeren unangenehmen Eindrücke ſehr gut verwahrte Natur nicht. Aber ein ſchöner Tag oder eine ſtrahlend ſternhelle Nacht hebt mich unausſprechlich darüber empor. Denn man kann, gerade indem man die Empfindung des Schönen ſchärft, die Reizbarkeit gegen das Unangenehme abſtumpfen.

Was Sie über Herder und Goethe ſagen und über die verſchiedene Wirkung, welche die Schriften beider auf Sie haben, hat mich zu allerlei Betrachtung geführt. Über die Empfindungen anderer ſollte man nicht ſo ſcharf abſprechen. Beſchränken Sie das Geſagte auf ſich und andere, deren Gemütsart Ihnen genau bekannt iſt, ſo ſtimme ich Ihnen gänzlich bei. Was mir aber bei dieſer Stelle Ihres Briefes beſonders aufgefallen iſt, iſt, daß ſie mir wieder recht klar bewieſen hat, daß es zwei ganz verſchiedene Arten gibt, ſich einem Buche zu nahen. Eine, mit einer beſtimmten Abſicht verbunden und ganz nahe auf den Leſenden ſelbſt bezogen, und eine freiere, die mehr und näher auf den Verfaſſer und ſeine Werke geht. Jeder Menſch lieſt, nach Verſchiedenheit der Stimmungen und der Momente, mehr auf die eine oder die andere Weiſe; denn rein und gänzlich geſchieden ſind beide natürlich nie. Die eine wendet man an, wenn man von einem Buche fordert, daß es erheben, erleuchten, tröſten und belehren ſoll, die andere Methode iſt einem Spaziergange in freier Natur zu vergleichen. Man ſucht und verlangt nichts Beſtimmtes, man wird durch das Werk angezogen, man will ſehen, wie ſich eine poetiſche Erfindung entfalte, man will dem Gange eines Räſonnements folgen. Belehrung, Troſt, Unterhaltung findet ſich nachher ebenſo und in noch höherem Maße ein, aber man hat ſie nicht geſucht, man iſt nicht von einer

beſchränkten Stimmung aus zu dem Buche übergegangen, ſondern das Buch hat frei und ungerufen die ihm entſprechende ſelbſt herbeigeführt. Das Urteil iſt aber auf dieſe Weiſe freier, und da es von augenblicklicher Stimmung unabhängiger bleibt, zuverläſſiger. Ein Verfaſſer muß es vorziehen, ſo geleſen und geprüft zu werden. Herder kann übrigens jede Art der Beurteilung ruhig erwarten. Er iſt eine der ſchönſten geiſtigen Erſcheinungen, die unſere Zeit aufzuweiſen hat. Seine kleinen lyriſchen Gedichte ſind voll tiefen Sinnes und in der Zartheit der Sprache und Anmut der Bilder die Lieblichkeit ſelbſt. Beſonders weiß er das Geiſtige unnachahmlich ſchön, bald mit einem wohlgewählten Bilde, bald mit einem ſinnigen Worte in eine körperliche Hülle einzuſchließen, und ebenſo die ſinnliche Geſtalt geiſtig zu durchdringen. In dieſem ſymboliſchen Verknüpfen des Sinnlichen mit dem Geiſtigen gefiel er ſich auch ſelbſt am meiſten, bisweilen, obgleich ſelten, treibt er es bis ins Spielende. Eine ſeiner großen Eigenſchaften war es auch, fremde Eigentümlichkeiten mit bewunderungswürdiger Feinheit und Treue aufzufaſſen. Dies zeigt ſich in ſeinen Volksliedern und in der Geſchichte der Menſchheit. Ich erinnere mich z. B. aus der letzten der meiſterhaften Schilderung der Araber. Herder ſtand im Umfang des Geiſtes und des Dichtungsvermögens gewiß Goethe und Schiller nach, allein es war in ihm eine Verſchmelzung des

Geistes mit der Phantasie, durch die er hervorbrachte, was beiden nie gelungen sein würde. Diese Eigentümlichkeit führte ihn zu großen und lieblichen Ansichten über den Menschen, seine Schicksale und seine Bestimmung. Da er eine große Belesenheit besaß, so befruchtete er seine philosophischen Ansichten durch dieselbe und gewann dadurch den Reichtum von Tatsachen für seine allegorischen und historischen Ausführungen. Er gehört, wenn man ihn im ganzen betrachtet, zu den wundervollst organisierten Naturen. Er war Philosoph, Dichter und Gelehrter, aber in keiner einzigen dieser Richtungen wahrhaft groß. Dies lag auch nicht an zufälligen Ursachen, an Mangel gehöriger Übung. Hätte er einen dieser Zweige allein ausbilden wollen, so würde es ihm nicht gelungen sein. Seine Natur trieb ihn notwendig zu einer Verbindung von allen zugleich hin, und zwar zu wahrer Verschmelzung, wo jede dieser Richtungen, ohne ihre Eigentümlichkeit zu verlassen, doch in die der andern einging, und da doch dichtende Einbildungskraft seine vorherrschende Eigenschaft war, so trug das Ganze, indem es die innigsten Gefühle weckte, immer einen doppelt stark anziehenden Glanz an sich. Diese Eigentümlichkeit bringt es aber auch freilich mit sich, daß die Herderschen Räsonnements und Behauptungen nicht immer die eigentlich gediegene Überzeugung hervorbringen, ja daß man nicht einmal das recht

ſichere Gefühl hat, daß es ſeine eigene recht feſte Überzeugung war, die er ausſprach. Beredſamkeit und Phantaſie leihen leicht allem eine willkürliche Geſtalt. Von der Außenwelt entlehnte er nicht viel. Sein Aufenthalt in Italien hat ihn faſt um nichts bereichert, da Goethe der ſeinige ſo reiche und ſchöne Früchte getragen hat. Herders Predigten waren unendlich anziehend. Man fand ſie immer zu kurz und hätte ihnen die doppelte Länge gewünſcht. Aber eigentlich erbaulich waren die, welche ich gehört habe, nicht, ſie drangen wenig ins Herz.

Wenn er jetzt wüßte, daß ich ſo viel mit unleſerlich kleinen Buchſtaben über ihn ſchreibe, würde er ſich gewiß wundern, und ich wundere mich über mich ſelbſt. Ich tue es einzig, weil ich denke, daß es Ihnen Freude macht. Sagen Sie mir aber auch, wenn Sie mich nicht mehr leſen können. Denn für mich ſelbſt ſchreibe ich nicht.

Mit der herzlichſten Teilnahme Ihr H.

Tegel, den 16. Nov. bis 7. Dez. 1833.

Ich fange dieſen Brief an, liebe Charlotte, ohne noch einen von Ihnen empfangen zu haben; ich denke aber gewiß, daß in dieſen Tagen ſelbſt einer ankommen muß. Zuerſt habe ich noch auf eine Stelle Ihres Briefes zurückzukommen, die eigentlich ganz unbeantwortet von mir geblieben iſt, und

wofür ich Ihnen ſehr danke. Es iſt nämlich das, was Sie über die verſchiedene Art Bücher zu leſen ſagen, und über das, was man in ihnen zu ſuchen hat. Sie beziehen ſich dabei auf Goethe. Sie wiſſen, ich liebe es ſehr, wenn man im freundſchaftlichen Briefwechſel es frei ausſpricht, wo die Meinungen nicht überein-ſtimmen. Dann auch haben Sie mich veran-laßt, die ſchöne Stelle in Goethes »Wahrheit und Dichtung« wieder zu leſen, auf die Sie ſich beziehen. Im ganzen aber iſt es, wie es ge-wöhnlich im Entgegenſtellen der Behaup-tungen geht, daß man einander doch nicht bekehrt. Meine Art iſt es einmal und wird es immer bleiben, ein Buch ebenſo wie einen Menſchen als eine Erſcheinung an ſich, nicht als eine Gabe für mich anzuſehen. Ich gehe darum noch nicht, wie Goethe ſagt, in die Kritik desſelben ein, ebenſowenig wie ich dies bei einem Menſchen tue. Aber ich betrachte es wie ein Produkt des menſchlichen Geiſtes, das ohne alle Beziehung auf meine Gedanken und Gefühle einen eigenen Ideenzuſammen-hang und eine eigene Gefühlsweiſe ausſpricht und meine Aufmerkſamkeit dadurch in An-ſpruch nimmt. Ich begreife indes, daß viele Leſer die Bücher mehr zu ſich hinziehen und ſie weniger objektiv nehmen, und wenn Sie mich fragen, ob es einem Schriftſteller unan-genehm ſein könne, wenn er Beruhigung oder Erheiterung in ein dieſer oder jener bedür-fendes Gemüt ergieße oder eine gebeugte

Seele ermutige, ſo antworte ich mit voller Überzeugung: er iſt gewiß damit zufrieden und fühlt ſich belohnt, geſetzt, es wäre auch nicht gerade ſein Zweck. Ich wollte Ihnen nur ſagen, wie ich Bücher leſe, keineswegs aber Ihre Weiſe tadeln.

Den 4. Dezember. Ich bin nunmehr im Beſitz Ihres Briefes vom 24. November und danke Ihnen herzlich für den ganzen Inhalt desſelben. Erhalten Sie ſich in der ruhigen, heitern, zufriedenen Stimmung. Eine Heiterkeit wie die, von der Sie ſagen, daß ſie Ihnen natürlich inwohnt, iſt eine ſehr glückliche Gabe des Himmels oder des Schickſals und, wie Sie ſelbſt ſehr richtig bemerken, mehr noch eine Frucht einer natürlich einfachen, beſcheiden genügſamen Gemütsart. Wenn ſie aber auch ſo, gleichſam von ſelbſt, im Charakter hervorblüht, ſo kann und muß man ſie doch auch nähren und unterſtützen. Ich meine das nicht von außen, ſondern recht eigentlich von innen. Ebenſo iſt es auch mit der Wehmut. Der Menſch hat ſich, wenn er irgendein innerliches Leben gelebt hat, ein geiſtiges Eigentum von Überzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen, Ahnungen gebildet. Dies iſt ihm ſicher, ja, im eigentlichen Verſtande unentreißbar. Kann er darin ſein Glück, ſeine Beruhigung, ſeine ſtille Heiterkeit finden, ſo iſt ihm dieſe geſichert und geborgen, wenn ſeine Stimmung auch wehmütig bleibt. Denn jeder Gegenſtand edler Wehmut ſchließt ſich willig an den

eben genannten Kreis an. Sobald man überhaupt irgend etwas, was das Gemüt ergreift, in das Gebiet geistiger Tätigkeit hinüberführen kann, wird es linder und mischt sich auf eine sehr versöhnende Weise mit allem, was uns eigentümlich ist, wovon wir, wenn es auch schmerzte, uns nicht trennen könnten, ja nicht trennen möchten. Ich meine aber unter geistiger Tätigkeit nicht die der Vernunft. Diese könnte ein fühlendes Gemüt nur zu starrer Resignation bringen, die immer eine Ruhe des Grabes ist und nicht die schöne lebendige Heiterkeit gewähren kann, von der ich hier rede. Die rein geistige Wirksamkeit hat aber ein viel weiteres Gebiet und verschmilzt mit der Empfindung gerade zu dem Höchsten, dessen der Mensch fähig ist, und diese Verschmelzung enthält das wahre Mittel aller wahrhaft hilfreichen Beruhigung. Der Gedanke verliert in ihr seine Kälte, und die Empfindung wird auf eine Höhe gestellt, auf der sich die verletzende einseitige Beziehung auf das persönliche Selbst und den Augenblick der Gegenwart abstumpft. Leben Sie herzlich wohl! Ihren letzten Brief beantworte ich das nächste Mal. Mit dem innigsten Anteil der Ihrige. H.

Tegel, den 20. Dez. 1833 bis 7. Jan. 1834.

Es ist sehr gütig von Ihnen, liebe Charlotte, daß Sie lieber meine Briefe entbehren wollen als mir zumuten, sie bei dem Zustand meiner Augen und Hand zu schreiben.

Ich erkenne es mit doppelter Dankbarkeit, da
ich weiß, was Ihnen meine Briefe ſind, und
daß Sie weit mehr darin finden als wirklich
darin liegt. Ich fühle auch, daß Ihre Einſam-
keit ſie Ihnen noch wertvoller macht, da es
nicht immer leicht iſt, im Innern ganz allein
zu ſtehen. Ich begreife daher und fühle voll-
kommen, daß das Ausbleiben meiner Briefe
eine bedeutende Lücke in Ihrem täglichen
Leben machen würde. Gewiß weiß ich alſo
die Stelle, die Ihr letzter Brief enthält, nach
ihrem vollen Wert zu ſchätzen. Für den Augen-
blick ſehe ich noch keine Notwendigkeit ein,
eine Änderung vorzunehmen. Wenn mich, wo-
für man freilich menſchlicherweiſe nicht ſtehen
kann, nichts Plötzliches befällt, ſo wird über-
haupt ein gänzliches Abbrechen nicht nötig
ſein. Die Übel, die mir das Schreiben er-
ſchweren, ſind von der Art bis jetzt, daß ſie
nur nach und nach und bis jetzt ſogar nicht
ſchnell zunehmen. Die Folge wird daher auch
nur die ſein können, daß ich weniger ausführ-
liche Briefe ſchreibe, wobei es mir doch auch
ein Troſt ſein wird zu denken, daß Sie weniger
Mühſeligkeit haben werden zu leſen. Über-
laſſen Sie es alſo vertrauensvoll mir, abzu-
meſſen, was meinen Kräften noch zuſagt und
wozu ſie nicht mehr ausreichen. Ich bin von
Natur und durch eigene frühe Gewöhnung
tätig und von nicht leicht zu ermüdender Ge-
duld, laſſe ſchwer ab in Überwindung von
Schwierigkeiten und geſtatte nicht gern der

Natur, meinem Willen etwas abzunötigen. Ganz aus eigenem Triebe habe ich als Kind schon mich geübt zu tun, was mir körperlich sauer wurde, und Schmerz und Beschwerde mir nicht aus Weichlichkeit zu ersparen gesucht. Noch danke ich dem Himmel, daß er mir gerade das in die Brust legte. Denn wenn auch die Selbstverleugnung und Übung der Willenskraft garnicht zu den höchsten und größten Tugenden gehören, so kann man sie doch mit vollem Recht zu den nützlichsten zählen. Sie können nicht ganz von wechselnden Fügungen des Schicksals unabhängig machen. Eine solche wahre Unabhängigkeit kann der Mensch auf Erden niemals erlangen, er muß es schon als einen unendlich großen, ihm von der Vorsehung eingeräumten Vorzug ansehen, daß die Unabhängigkeit, die es ihm gelingen kann sich zu erstreben, in seine Gewalt gegeben ist, ja, daß er allein sie sich zu schaffen imstande ist. da sie eine innerliche ist. Wenn man aber recht frei und kühn auf das Ziel zugeht, den äußeren Einflüssen keine Herrschaft zu gestatten, so gelangt man immer weit und kann nicht allem, aber viel im Leben begegnen. Auch im Alter, kann ich mit Wahrheit sagen, suche ich mir das Leben nicht leicht und bequem zu machen, wenn ich den einzigen Punkt ausnehme, daß ich nicht mehr in Gesellschaft gehe: denn das habe ich ganz aufgegeben, selbst für die wenigen Orte, die ich noch, wenn auch schon selten, im vorigen Winter besuchte.

Den 4. Januar 1834. Es iſt das erſtemal, daß ich die neue Jahreszahl ſchreibe. Ich hätte früher nie geglaubt, daß ich noch ſoviel ſchreiben würde, und noch jetzt, wo ich das Leben ſchon ſeit Jahren für das, was mich eigentlich daran knüpft, als geendet anſehe, habe ich weder ein äußeres körperliches, noch inneres geiſtiges Vorgefühl, daß ich nicht noch mehrere neue Jahreszahlen ſchreiben würde. Das ſage ich nicht im mindeſten darum beſtimmter, weil ich weiß, daß Sie es gern hören, ſo gern ich Ihnen auch Freude mache, ſondern weil ich es wirklich ſo fühle. Ungeachtet des ſonderbaren Winters iſt mein eigentliches Befinden, wenn ich es von den hindernden Beſchwerden trenne, ſo, daß es mir zu keiner Klage Anlaß gibt.

Der Ideenumtauſch, von dem Sie in Ihrem Briefe reden, iſt wohl ſehr hübſch, aber mir iſt der Sinn dafür vergangen. Die perſönliche Nähe anderer iſt mir immer eine Störung meiner Einſamkeit, das heißt jetzt im engſten Sinne meiner ſelbſt. Sie wird mir leicht beunruhigend und kann mir peinigend werden. Ich vermeide daher, ſoviel ich kann, die Beſuche meiner älteſten Freunde und Bekannten, ſollte ich auch dadurch lieblos oder unhöflich erſcheinen. Es gibt Opfer, die man unrecht hätte zu bringen. Die meiſten aber ſind diskret und gütig und gönnen mir die Luſt des Alleinſeins.

Was Sie mir von Paul Gerhard ſchreiben, hat mich ſehr intereſſiert, und ich werde die Lieder,

die Sie mir bezeichnen, nochmals nachleſen. Seine Schickſale waren mir im allgemeinen bekannt, aber nicht in ſo genauer Beziehung auf die Lieder, die doch hier gerade das Wichtigſte iſt. Ich ſchließe jetzt meinen Brief mit meinen herzlichen Glückwünſchen für das neue Jahr. Möge dasſelbe Sie frei von ſtörenden Ereigniſſen, in Geſundheit und der ſtillen heiteren Stimmung erhalten, die das Erfreuliche, wo es nicht zu ändern iſt, ſtill hinüberträgt. Mit der innigſten Teilnahme der Ihrige.

H.

Tegel, den 12. Januar 1834.

Sie ſagen in Ihrem letzten Brief, daß, wenn man auch gar kein anderes Buch haben dürfte, man mit Bibel und Geſangbuch leben könnte. Über die Bibel teile ich ganz Ihre Meinung. Das Geſangbuch würde ich doch nur als eine Zugabe anſehen. Was ſo alles andere erſetzen ſoll, muß nicht von einzelnen bekannten, uns naheſtehenden Verfaſſern herrühren, es muß aus fernen Jahrhunderten als die Stimme der ganzen Menſchheit, in der ſich immer zugleich die Stimme Gottes offenbart, zu uns herüberſchallen. Darum könnte, weſſen Gemüt kindlich und einfach genug iſt, den Sinn früherer Jahrtauſende zu fühlen, auch mit dem Homer getroſt in die Einſamkeit gehen. Das iſt das, was der Menſch nie genug an der Vorſehung bewundern und wofür er nie dankbar genug ſein kann, daß ſie die wahrhaft göttlichen Gedanken,

die, auf denen unſer innerſtes Daſein ruht, bald im Geiſte ganzer Völker und Zeiten, bald in einzelnen Menſchen weckt und durchbrechen läßt. Von mir geſtehe ich Ihnen, daß ich ſehr leicht ohne alle Bücher leben könnte. Eine eigentliche Neigung zum Leſen habe ich garnicht, auch habe ich für ein langes Leben und ſo vielfache wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen nur wenig geleſen. Eine Menge Bücher, die andere ſehr früh geleſen, kenne ich nur dem Namen nach, und ich kann von Büchern umringt ſein, auch wiſſen, daß neue darunter ſind, ohne in eines hineinzuſehen. Dieſe geringe Anziehungskraft aber haben die Bücher nicht erſt ſpät, gleichſam aus einer Art Überdruß, für mich bekommen, es iſt, auch wie ich ſehr jung war, nicht anders geweſen. Ich habe darum doch ſehr viel, Tage und Nächte, mit Büchern gelebt, allein immer mit dem Zweck, irgend etwas Beſtimmtes zu lernen, aufzuſuchen oder zu erforſchen. Dies aber iſt durchaus verſchieden von der in einigen Menſchen ſich bis zur Leidenſchaft ſteigernden Luſt, zu leſen. Dieſe Luſt liegt in einer inneren Lebendigkeit, die ich nie ſo beſeſſen habe, an einem Bedürfnis nach Ideenſtoff, das aber freilich zugleich an ein Verlangen geknüpft iſt, dieſen Stoff von außen in bunter Mannigfaltigkeit zu bekommen, anſtatt ihn in größerer Einförmigkeit aus ſeinem Innern zu ſchaffen. Indes iſt dieſe Neigung darum nicht zu mißbilligen. Der Mangel an jener Strebſamkeit nach außen hin, das Hängen an einſamem

Sinnen, das Verſenken in ſich ſelbſt iſt auch nicht immer reines Metall ohne Schlacken. Es entſpringt oft aus Apathie, aus Hang zum Müßiggange, und iſt oft mehr ein waches Träumen als ein fruchtbares Nachdenken. Es führt aber eine Süßigkeit mit ſich, die ich ſonſt mit nichts vergleichen kann, man mag ſich nun in Ideen verlieren oder Erinnerungen zurückrufen. Das erſte iſt leichter und müheloſer als im Geſpräch und im Schreiben, da man nur für ſich denkt, alſo Mittelſätze überſpringen und näher zum Ziel gelangen kann, ja, von niemand gedrängt, es nicht ſo ſcharf zu erreichen braucht. Wo aber die Wahrheit auf Gefühlen ruht, da vertrauen ſich dieſe lieber der Verſchloſſenheit des eigenen Buſens an. Darum ſind alle religiöſen Menſchen der Einſamkeit leicht zugetan. Erinnerungen aber kleiden ſich in ein ſo ſanftes Dämmerlicht, daß die Zeit, die man in ihnen zum zweitenmal durchlebt, oft dadurch tiefer in die Seele eindringt, als ihr die Unruhe der Gegenwart es zu tun erlaubt, denn die Gegenwart iſt immer mit der Zukunft gemiſcht, und die Erfindung in ihr iſt von einer Seite noch dem Wechſel offen. Auch verſetzt der Genuß wie der Schmerz in eine Spannung, die der ruhigen Betrachtung des Gegenſtandes nicht günſtig iſt. Wenn nun dies Vergnügen am Nachhängen gewiſſer Gedanken, die einen gewohnten Reiz über das Gemüt ausüben, der unbeſtimmten Luſt, den Blick in ein Buch zu werfen, gegenübertritt, ſo bleibt meine

Wahl nicht lange unentſchieden, und ich könnte ſehr gut lange Zeit ohne alle Bücher zubringen.
Sie bemerkten, daß man ſehr oft fragen hört: was iſt Glück? Wenn man unter dem Worte Glück das meint, durch das man im Leben in der letzten tiefſten Empfindung glücklich oder unglücklich iſt, nicht bloß darunter einzelne Glücksfälle verſteht, ſo iſt es recht ſchwer, das Glück zu definieren. Denn man kann ſehr vielen und großen Kummer haben und ſich doch dabei nicht unglücklich fühlen, vielmehr in dieſem Kummer eine ſo erhebende Nahrung des Geiſtes und des Gemüts finden, daß man dieſe Empfindung mit keiner anderen vertauſchen möchte. Dagegen kann man im Beſitz recht vieler Ruhe und Genuß gewährender Dinge ſein, gar keinen Kummer haben, und doch eine mit den Begriffen des Glücks ganz unverträgliche Leere in ſich empfinden. Notwendig wird alſo zum Glück eine gehörige Beſchäftigung des Geiſtes oder des Gefühls erfordert, allerdings verſchieden nach jedes einzelnen Geiſtes- oder Empfindungsmaß, aber doch ſo, daß eines jeden Bedürfnis dadurch erfüllt werde. Die Natur dieſer Beſchäftigung oder vielmehr dieſes inneren Intereſſes richtet ſich aber dann nach der individuellen Beſtimmung, die jeder ſeinem Leben gibt, oder vielmehr, die er ſchon in ſich gelegt findet, und ſo liegt Glück oder Unglück in dem Gelingen oder Mißlingen des Erreichens

diefer Beftimmung. Ich habe immer gefunden, daß weibliche Gemüter in dies Gefühl lieber und williger eingehen als Männer, und fich auf diefe Weife ein ftilles Glück in einer freudenlofen, ja oft kummervollen Lage bilden. Auch für das künftige Dafein ift diefe Anficht folgereich. Denn alles Erlangen eines anderen Zuftandes kann fich doch nur auf einen bereits erfüllten gründen. Man kann nur erlangen, wozu man reif geworden ift, und es kann in der geiftigen und Charakterentwicklung keinen Sprung geben.

Tegel, Februar 1834.

Berlin hat in diefen Tagen einen Verluft erlitten, den man mit Wahrheit einen gleich großen für die Religion und Philofophie überhaupt nennen kann. Schleiermacher ift nach einem kurzen Krankenlager an einer Lungenentzündung geftorben. Er ift Ihnen gewiß nicht unbekannt als Herausgeber mehrerer religiöfer und moralifcher Schriften. Indes war von Schleiermacher in ohne Vergleich höherem Grade wahr, was man von den meiften fehr vorzüglichen Menfchen fagen kann, daß ihr Sprechen ihr Schreiben übertrifft. Wer alfo auch alle feine zahlreichen Schriften noch fo fleißig gelefen, aber feinen mündlichen Vortrag nie gehört hätte, dem blieben dennoch das feltenfte Talent und die merkwürdigften Charakterfeiten des

Mannes unbekannt. Seine Stärke war ſeine tief zum Herzen dringende Rede im Predigen und bei allen geiſtlichen Verrichtungen. Man hätte unrecht, das Beredſamkeit zu nennen, da es völlig frei von aller Kunſt war. Es war die überzeugende, eindringende und hinreißende Ergießung eines Gefühls, das nicht ſowohl von dem ſeltenſten Geiſte erleuchtet wurde, als vielmehr ihm von ſelbſt gleichgeſtimmt zur Seite ging. Schleiermacher hatte von Natur ein kindlich einfach gläubiges Gemüt, ſein Glaube entſprang ganz eigentlich aus dem Herzen. Daneben hatte er aber doch auch einen entſchiedenen Hang zur Spekulation, er bekleidete auch und mit ganz gleichem Beifall und Glück ein philoſophiſches Lehramt neben dem theologiſchen an der Univerſität in Berlin, und ſeine Sittenlehre, ein ganz philoſophiſches Werk, ſteht in der genaueſten Verbindung mit ſeiner Dogmatik. Spekulation und Glaube werden oft als einander feindſelig gegenüberſtehend angeſehen, aber dieſem Mann war es gerade eigentümlich, ſie auf das innigſte miteinander zu verknüpfen, ohne weder der Freiheit und Tiefe der einen, noch der Einfachheit des anderen Eintrag zu tun. In einer Äußerung, die er am Tage vor ſeinem Hinſcheiden gemacht, hat er gleichſam das letzte Zeugnis davon abgelegt. Er hat nämlich ſeiner Frau, die von ſehr ausgezeichnetem Geiſt und Charakter iſt, geſagt, daß ſeine Beſinnungskraft für allen äußeren Zuſammenhang der Dinge

ſehr dunkel zu werden anfange, daß aber in ſeinem inneren Ideenzuſammenhange eine vollkommene Klarheit herrſche, und daß er ſich beſonders freue, auch jetzt ſeine tiefſte Spekulation im reinſten Einklange mit ſeinem Glauben zu finden. In dieſer ſchönen harmoniſchen Seelenſtimmung iſt er auch geſtorben. Mit herzlicher Teilnahme der Ihrige. H.

Tegel, den 14. März bis 4. April 1834.

Es freut mich, daß die Stolbergſche italieniſche Reiſe Ihnen Befriedigung gewährt. Ich dachte mir gleich, daß ſein gründliches Eingehen in die Gegenſtände, woran andere Anſtoß nehmen, Ihnen ſeine Darſtellung gerade intereſſant machen würde. Ich glaubte immer, daß Stolbergs Katholizismus eine Folge ſeines Aufenthalts im Münſterſchen geweſen wäre, wo es damals einige ſehr eifrige, aber geiſtvolle und gemütreiche Katholiken, Männer und Frauen, in den vornehmſten Familien gab. Es iſt indes ſehr möglich, daß auch die italieniſche Reiſe dazu weſentlich mit beigetragen hat. Die Schönheit und Pracht der Kirchen kann wohl ein ernſthaftes Gemüt nicht zu einem andern Glauben verführen, allein ſehr erfreulich und in gewiſſen Momenten erhebend iſt ſie unleugbar, auch ganz abgeſehen von aller Beziehung auf Glauben und Katholizismus, bloß für einen regſamen, gegen innere Eindrücke leicht empfänglichen Sinn. Etwas

anderes damit Verbundenes hat mir aber immer noch einflußreicher geschienen, ich meine den in den meisten katholischen Ländern herrschenden Gebrauch, die Kirchen den ganzen Tag offenstehen zu lassen. Der Geringste im Volke erhält dadurch einen Ort, wo er unbemerkt einsam sitzen und seinen Gefühlen und Gedanken ungestört nachhängen kann und gleichsam neben seiner von allen irdischen Mühseligkeiten durchwimmelten Wohnung eine von diesem allen entblößte Freistatt findet, in der ihn alles auf wahrhaft hohe und würdige Betrachtungen führt. Das beständige sorgfältige Verschließen unserer protestantischen Kirchen hat, wie schwerlich abgeleugnet werden kann, etwas Trübes und macht, daß auch darin vorhandene Pracht und Kunst nicht wahrhaft zum öffentlichen Genuß kommt. Man gelangt nur durch ausdrückliches Aufschließen des Kirchners, den man herbeiholen lassen muß, dazu. In jenen Ländern nimmt das ganze Volk einen freieren und freudigeren Anteil daran, und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk dagegen unempfindlich wäre.

Die geschmacklosen Stellen einiger alten Kirchengesänge, von denen Sie schreiben, bin ich weit entfernt in Schutz zu nehmen. Das Dichterische hängt nicht notwendig mit der Bildung zusammen, hängt wenigstens nicht von ihr ab, es beruht auf Schwung und Tiefe, und der Sinn dafür findet sich oft reiner beim

Volke als bei der Klaſſe der gebildeten, aber nicht ganz durchgebildeten Perſonen. Es ſcheint mir auch nicht, daß die Verfaſſer der alten Kirchenlieder ſolche Stellen aufnahmen, um ſich auf dieſe Art an die Vorſtellungsart und die Sprache des Landmanns anzuſchließen, ihm verſtändlicher zu werden und ſeine Empfindungen lebendiger anzuregen. Was wir geſchmacklos finden, erſchien ihnen nicht ſo, das lag in ihrer Zeit, wo wahrhaft deutſche Bildung feinerer Art kaum vorhanden war, und die Gebildeten, inſofern ihre Bildung nicht eine ausländiſche oder gelehrte war, in der Tat ſich weniger vom Volke unterſchieden als jetzt. Jene alten Kirchendichter, und namentlich Paul Gerhard, in welchen einzelne uns mißfällige Stellen nur unweſentliche Flecke ſind, verſtanden es weit beſſer, den Punkt zu finden, wo man dem Volke durchaus verſtändlich und ſeine Gefühle anregend iſt, ohne ſich in den Begriffen herabzuſtimmen und an ihrer Richtigkeit nachzulaſſen oder eine unedle Sprache anzunehmen. Dieſe wahre Volksmäßigkeit iſt ein hauptſächliches Erfordernis guter und zweckmäßiger Kirchengeſänge. Denn die Kirche iſt für alle, es ſoll ſich in ihr kein Kreis vornehmer oder höherer Bildung abſondern; der wahrhaft Gebildete ſoll aber auch durch nichts ihn Verletzendes zurückgeſtoßen werden. Beides kann erreicht werden, ohne daß eines dem anderen Abbruch täte. Denn alles rein und natürlich Menſchliche, frei von Künſtelei

und Gelehrſamkeit in Sachen der Erkenntnis und von Verzärtelung und Überſpannung in Sachen des Gefühls, iſt dem Volke und beſonders dem Landmanne, dem ich hierin viel mehr zutraue als dem Städter, gewiß nicht bloß vollkommen verſtändlich, ſondern auch ſeiner Emfindung zugänglich, und eben dies tief und echt Menſchliche iſt auch die Grundlage aller wahren Bildung. In dieſen Ausgangspunkten des menſchlichen Denkens und Empfindens begegnen ſich, wenigſtens in Deutſchland, alle Klaſſen der Nation. Ebenſo vereinigen ſie ſich in dem Verſtändnis einer einfachen, klaren und würdigen Sprache, wie man an Luthers Bibelüberſetzung ſieht, die ſich nie zum Gemeinen herabläßt und – die Stellen ausgenommen, wo die Schwierigkeit in dem Sinne und den Sachen liegt – zugleich allgemein verſtändlich iſt. Sich recht nahe an die bibliſche Sprache zu halten, iſt auch für Kirchengeſänge der ſicherſte Weg, auch ſchwierigeren Ideenreihen in das Gemüt des Volks Eingang zu verſchaffen. Wenn man, wie nicht ſelten geſchieht, von einem Prediger mit Rühmen erwähnt, daß er für die gebildeten Klaſſen erhebend und belehrend predige, ſo halte ich das für ein ſehr einſeitiges Lob, und wenn er es nicht verſteht, ebenſo erbaulich für das Volk und den gemeinen Mann zu predigen, für einen wahren Tadel. Die Kirche umſchließt alle, und die Religionswahrheiten werden ihrer Natur angemeſſener, allgemeiner und menſchlicher

aufgefaßt, wenn man ſie auf allgemeine Verſtändlichkeit gründet. Die Scheidewand, die die gebildeten Stände vom Volke trennt, iſt ohnehin ſchon zu groß; man muß daher mit doppelter Sorgfalt das hauptſächlichſte Band erhalten, das ſie noch zuſammenknüpft. Leben Sie wohl und rechnen auf meine unwandelbare Teilnahme an allem, was Ihnen begegnet. Der Ihrige. H.

Tegel, den 15. April bis 8. Mai 1834.

Sie haben, liebe Charlotte, bemerkt, daß meine Handſchrift in meinen zwei letzten Briefen größer, beſtimmter und deutlicher geworden iſt, und ich ſah daraus, daß dieſe Veränderung Sie überraſchen und Ihnen auffallen würde. Es iſt ein Sieg, den mein Wille endlich durch feſten Vorſatz über meine Hand davongetragen hat. In Hinſicht der Unbequemlichkeit, eigentlich nicht ſchreiben zu können, ſondern alles diktieren zu müſſen, bringt mich zwar dieſe Verbeſſerung nicht weiter, da die neue Methode eher langſamer als ſchneller wie die bisherige iſt. Es iſt indes doch ein wahrer Gewinn, daß es ordentlicher ausſieht und keine Schwierigkeit zu leſen macht, da die vorige Schrift auf ängſtliche Weiſe in Unleſerlichkeit überging. Man kommt ſo im Alter auf die Kinderſchrift zurück. – Es iſt ein großer, wichtiger und mißlicher Punkt im Alter, der wenigſtens mich beſtändig begleitende Zweifel,

ob die Jahre nicht allmählich eine Schwächung des Geistes oder Charakters oder beider unbemerkt hervorbringen. Wer vernünftig ist und wahr mit sich selbst umgeht, muß sich gestehen, daß es kaum anders sein kann. Alles nützt sich durch die Zeit ab, und die Abhängigkeit der Seele vom Körper kommt dazu. Bisweilen ertappt man sich auch wohl selbst auf einzelnen Beweisen. Es bleibt aber immer ein quälender Gedanke, ob diese Fälle nicht ungleich häufiger sind, als man sie bemerkt. Man mißtraut mit Recht dem eigenen Urteile, weil seine Schärfe auch durch dieselbe Abnahme gelitten haben muß, und man von anderen nie die Wahrheit über solchen Punkt erfährt. Am meisten, behauptet man gewöhnlich, leide das Gedächtnis. Das kann ich aber an mir nicht finden; auch würde mich das, wenn es nicht zu arg damit würde, am wenigsten kümmern. Schlimmer und schwerer zu bemerken ist der Mangel an Festigkeit im Urteil, ja die Schwierigkeit, sich bestimmt genug aus dem Zweifel herauszuwickeln, um nur überhaupt ein entschiedenes zu fällen. Es ist dies Charakterunschlüssigkeit, welche vom Handeln auf das Denken übergeht, da alles Geistige im Innern des Menschen immer in unzertrennlichem Zusammenhange miteinander steht. Das Schlimmste von allem aber ist die Fruchtbarkeit an Ideen. Sie hängt natürlich von der Stärke, Regsamkeit und Lebendigkeit aller Geisteskräfte zusammengenommen ab. Es ist

daher auch natürlich, daß die Zahl der zunehmenden Jahre darauf bedeutenden Einfluß ausübt. Schon die Abſtumpfung der Sinne bringt um ſehr viel. Alle Begriffe, die, auch früher geſammelt, auf ſinnlichen Wahrnehmungen beruhen, verlieren an Beſtimmtheit, Deutlichkeit und beſonders an weiter anregender Anſchaulichkeit. Was ich aber am meiſten beſorge, iſt eine Art Einſchlafen der Seele, daß ſie ſich immer in einem ihr längſt bekannten Kreiſe herumdrehe und ſich einbilde, dadurch in befriedigender Tätigkeit zu bleiben. Das Wachſein des Geiſtes, ſeine Fruchtbarkeit an Vorſtellungen, die er bald aus der äußeren Beobachtung der Dinge und Menſchen, bald aus ſeinem Innern ſchöpft, oder das feſte Fortrücken in längſt begonnenen, vielleicht durch einen Teil des Lebens hindurchgeſchlungenen Ideenreihen, iſt das wahre, dem menſchlichen Daſein erſt Wert verleihende Glück des Lebens, und zwar nicht bloß für intellektueller organiſierte, höher gebildete, mehr dem Denken ergebene Menſchen, ſondern für alle. Denn jeder hat einen inneren Kreis von Ideen und Gefühlen, Wahrheiten und Vorurteilen, Phantaſien und Träumen, in dem er wach und regsam bleiben und den er als innere Beſchäftigung weiter ausſpinnen will. Wie wenig geiſtig auch ein Menſch in ſeiner Natur ſein möge, ſo fürchtet er doch keinen Vorwurf ſo ſehr als den der Geiſtesſchwäche. Vor großer iſt man vielleicht ohne beſondere bedeutende Krankheit ſicher,

aber kleinere ift auch betrübend genug, und man ängftigt fich mehr davor, da fie einem leicht lange unbemerkt bleiben könnte.
Ich habe Ihren letzten Brief fpäter als gewöhnlich empfangen, und es hat mich gefchmerzt zu fehen, daß Sie wieder fehr trübe geftimmt waren. Sie fagen zwar felbft, daß die Zeit dies auch wieder heilt, aber das Leben ift doch zu kurz, um fich ganze Wochen fo rauben zu laffen. Sie waren auch zu meiner großen Freude eine längere Zeit heiterer und zufriedener geftimmt. Kehren Sie dahin zurück, ich bitte Sie recht dringend darum; man kann viel, wenn man fich nur recht viel zutraut. Stimmungen entftehen allerdings oft aus Urfachen, über welche der Menfch nur wenig Gewalt hat, aber fie nehmen zu und werden der inneren Gemütsruhe immer verderblicher, wenn man fich in ihnen gehen läßt. Am ficherften ftellt man ihnen Gefühle entgegen, und Sie haben es gewiß oft felbft an fich erfahren, daß fich das Gefühl für erhabene und tief ergreifende Dinge fo erwärmen kann, daß alle dunkeln und dumpfen Stimmungen dadurch verfcheucht werden.
Mit der freundfchaftlichften Teilnahme der Ihrige. H.

Tegel, Auguft und September 1834.

Man kann mit Grund vorausfetzen, daß alles in der Welt gerade fo am beften eingerichtet ift, wie es wirklich befteht, und dies fchließt von felbft jeden

kurzsichtigen Tadel aus, den sich kein Vernünftiger erlauben wird. Sonst ist eine Erscheinung in der Weltanordnung auffallend, daß die lebendigen und empfindenden Geschöpfe, von den Pflanzen an bis zu den Menschen, den wilden und rohen Elementen untergeordnet und von ihnen abhängig gemacht erscheinen. Es ist als wenn die Natur meinte, jenen großen körperlichen und elementarischen Verhältnissen müsse erst ihr Recht werden, ehe an das Gedeihen und das Glück der empfindenden Wesen zu denken sei. Es ist ohngefähr wie im menschlichen häuslichen Leben, wo auch nicht bloß die höhere geistige Beschäftigung oft dem gewöhnlichen körperlichen Tagewerke nachstehen muß, sondern wo alle Tätigkeit in Geschäften, die doch auch immer nur eine äußere ist, in der Meinung der Menschen höher gestellt wird als eine innere Hinneigung zu Nachdenken und Wissenschaft. In beiden liegt sichtbar der Sinn, daß durch die körperlichen, äußeren Verhältnisse erst der Boden bereitet und gesichert werden muß, ehe das Geistige, Innere ruhig darauf Wohnplatz finden und ohne Gefahr seine Blüten erschließen kann. In von Menschen eingerichteten und also immer unvollkommenen Dingen ist das sehr begreiflich. Menschliche Vernunft und Kraft reichten nicht zu, den Hauptzweck ohne einige Aufopferung des Besseren zu erreichen. Bei der von der höchsten Weisheit und Macht herkommenden Welteinrichtung ist eine solche Erklärungsart nicht

zuläſſig. Was man ſonſt über eine ſolche Zurück-ſetzung des Geiſtigen gegen das Körperliche, wenn man ſie ſo nennen kann, ſagt, iſt auch wenig genügend. Es muß darin noch etwas von uns Unverſtandenes geben, das vielleicht in einem uns ganz unbekannten Verhältnis des Geiſtigen zum Körperlichen liegt. Denn wenn wir auch vom Geiſt oder der Seele nicht viel mit Gewißheit erkennen, ſo iſt uns das eigentliche Weſen des Körpers (der Materie) völlig unbekannt und unbegreiflich.

Tegel, November bis 3. Dezember 1834.

Sie fragen mich nach Frau von Varnhagen, deren Briefe unter dem Namen Rahel von ihrem Manne herausgegeben ſind. Ich habe ſie allerdings viel gekannt, von der Zeit an, wo ſie noch ein ſehr junges Mädchen war, ein paar Jahre, ehe ich auf die Univerſität nach Göttingen ging. So oft ich ſeitdem in Berlin war, habe ich ſie viel und regelmäßig geſehen. Auch als ich mich mit meiner Familie in Paris aufhielt, war ſie mehrere Monate dort, und es fiel nicht leicht ein Tag aus, wo wir uns nicht geſehen hätten. Man ſuchte ſie gern auf, nicht bloß, weil ſie von ſehr liebenswürdigem Charakter war, ſondern weil man faſt mit Gewißheit darauf rechnen konnte, nie von ihr zu gehen, ohne nicht etwas von ihr gehört zu haben und mit hinwegzunehmen, das Stoff zu weiterem ernſten, oft tiefen Nachdenken gab

oder das Gefühl lebendig anregte. Sie war durchaus nicht, was man eine gelehrte Frau nennt, obgleich ſie recht viel wußte. Sie verdankte ihre geiſtige Ausbildung ganz ſich ſelbſt. Man kann nicht einmal ſagen, daß der Umgang mit geiſtvollen Männern irgend weſentlich dazu beitrug. Denn teils ward ihr dieſer nicht früh, ſondern erſt als ſie ſich ſchon ſelbſt die hauptſächlichſten, ſie durch das Leben leitenden Anſichten aus ihrem Innern herausgebildet hatte, teils hatten alle ihre Gedanken und ſelbſt die Form ihrer Empfindungen ein ſo unverkennbares Gepräge der Originalität an ſich, daß es unmöglich war, dabei an irgend bedeutenden fremden Einfluß zu denken. Sie ging auch viel mit unintereſſanten Menſchen um. Dies entſtand aus Zufälligkeiten ihrer äußeren Lage. Da ſie aber eine große Lebendigkeit beſaß und gern mit Menſchen lebte, ſo vermied ſie es auch weniger ſorgfältig, als es ſonſt geiſtreiche Perſonen wohl zu tun pflegen. Es war ihr ein eigentliches Talent gleichſam angeboren, auch dem unbedeutend Scheinenden eine beſſere und anziehende Seite abzugewinnen. Jede Individualität flößte ihr ſchon als ſolche ein gewiſſes Intereſſe ein, da ſie ſie zum Gegenſtande ihrer Betrachtung machte, und ſich auch wirklich in jeder eine beſſere und anziehende Eigenſchaft herausfinden läßt. Die Varnhagen ging von jedem Punkt des täglichen Lebens gern zu innerem, tieferem Nachdenken über, ſie ſchöpfte ſelbſt vorzugsweiſe gern ihren Stoff

zu dieſem aus der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit. Überhaupt war Wahrheit ein auszeichnender Zug in ihrem intellektuellen und ſittlichen Weſen. Sie kannte darin keine weichliche Selbſtſchonung, weder um ſich etwaige Schuld zu verbergen oder ſie zu verkleinern, noch um in Wunden, die ihr das Schickſal ſchlug, mit tiefer Selbſtprüfung einzugehen. Sie überließ ſich aber auch keinen Selbſttäuſchungen, keinen trügeriſchen Hoffnungen, ſondern ſuchte überall nur die reine und nackte Wahrheit auf, wenn ſie auch noch ſo unerfreulich oder ſelbſt bitter ſein mochte.

Ich breche hier ab, da ich eben Ihren lieben Brief bekomme. Warum aber, liebe Charlotte, fahren Sie in aller Welt fort, den Zeitungen zu glauben und ſich und, verzeihen Sie, auch mich zu ängſtigen. Ich glaubte Sie eben beruhigt und ſehe Sie leider ſchon wieder ſo ſehr beunruhigt. Mein körperlicher Zuſtand iſt, im ganzen genommen, in dieſem Augenblicke ſichtbar beſſer, und ich weiß von keiner beſorglichen Kränklichkeit, ſo daß ich nicht glaube, daß ich je wieder Norderney noch irgendein anderes Bad beſuchen werde. Sie ſehen, wie falſch die Zeitungsnachrichten ſind. Ich bin ſo glücklich, nichts von dem zu kennen, was man von mir ſchreibt. Sie erzeigen mir einen großen Gefallen, wenn Sie ſich nicht wieder dadurch beunruhigen laſſen. Ich bitte Sie recht herzlich darum! Mit inniger Teilnahme der Ihrige.

H.

Tegel, Dezember 1834 bis 2. Januar 1835.

Ich mußte neulich über Frau von Varnhagen abbrechen, ehe ich alles gesagt hatte. Der Mann der Verstorbenen gab zuerst einen Band von Briefen bloß als Geschenk für Bekannte und Freunde heraus. Diese Ausgabe besitzen nur diejenigen, die sie zum Geschenk erhalten haben. Später aber hat Varnhagen eine zweite vermehrte Ausgabe in drei Teilen veranstaltet, die allgemein verkauft wird. Ich zweifle nicht, daß Sie diese nicht sollten bald erhalten können. Ich glaube aber kaum, daß Sie die Geduld haben werden, die drei Teile zu durchlesen. Sehr vieles wird Ihnen gefallen, Sie anziehen, fesseln. Allein mit der ganzen Individualität dürften Sie, wie ich Sie kenne, schwerlich übereinstimmen. In einem Punkte gehen Sie beide schon ganz auseinander. Die Varnhagen vergöttert wahrhaft Goethe, und es ist nichts, was sie nicht groß und schön an ihm fände. Sie lieben und bewundern ihn zwar auch, ja sie hegen einige Vorurteile gegen ihn, die meiner Überzeugung nach auch ungerecht sind. Indes macht das einen Unterschied, daß sie Goethe persönlich kannte, wodurch sich leicht eine nicht immer unparteiische Vorliebe bildet. Ob Sie mit der Art der Religiosität, die sich in den Briefen ausspricht, zufrieden sein werden, ist sehr die Frage. Ich glaube es nicht.

Januar 1835.

Die Varnhagen redet sehr viel von sich. Das kann man vielleicht am meisten und gerechtesten an ihr tadeln, obgleich diejenigen, die es lieben, daß sich fremde Individualität unverhohlen vor ihnen ausspricht, das Buch gerade darum gern haben. Sie erzählt aber mehr, setzt Gedanken auseinander, drückt Empfindungen aus, fällt aber seltener Urteile über andere, ihre Handlungen und Charaktereigenschaften. Wo sie es tut, kann ich aber weniger als in anderen ihrer Urteile mit ihr übereinstimmen. Sie war allerdings eine Jüdin und ging spät, wohl erst kurz vor ihrer Verheiratung, zum Christentum über. Ihr Mann, viel jünger als Sie, war, noch verheiratet mit ihr, Gesandter unseres Hofes in Karlsruhe und lebte nachher in Berlin, wo er noch jetzt ist. Er beschäftigt sich fast ausschließlich mit Literatur und wird mit Recht zu den bedeutendsten Schriftstellern der Zeit gerechnet. Er ist aber sehr kränklich, und so sehe ich ihn jetzt fast garnicht, so gern ich sonst viel mit ihm umgehen würde. Daß Sie Ähnlichkeit mit seiner verstorbenen Frau hätten, kann ich nicht nur im geringsten nicht finden, sondern ich bin überzeugt, daß das bloß unbegründete Einbildung ist. Zwei Personen können wohl allgemeine Eigenschaften, wie Treue, Wahrhaftigkeit, Freude am Nachdenken usw. miteinander gemein haben, jede dieser

Eigenſchaften ſtellt ſich aber in jeder von beiden anders und wird dadurch in der Tat zu etwas Verſchiedenem. Dies war im doppeltem Grade bei der Varnhagen der Fall. Denn man mag ſie nun noch ſo ſehr bewundern, oder im Gegenteil ſie noch ſo tadelnswert finden, ſo muß man ihr immer zugeſtehen, daß ſie durchaus und in allem originell war. Sie glich wirklich nur ſich ſelbſt, und ich glaube nicht, daß man jemand nennen kann, der ihr ähnlich geweſen wäre. Es iſt das nicht gerade ein Lobſpruch, mit dem man ſie belegt, es iſt nur der Ausdruck der einfachen Wahrheit; Sie werden es gewiß ebenſo empfinden, wenn Sie mehr in den Briefen leſen. Es werden darin eine große Menge von Perſonen erwähnt, teils mit ganz ausgeſchriebenen Namen, teils mit den Anfangsbuchſtaben. Das Intereſſe wird nun natürlich durch die Kenntniſſe dieſer Perſonen noch ſehr erhöht, es hängt aber eigentlich niemals davon ab, da immer ſchon allgemeines, Räſonnement oder Empfindung, an die Perſönlichkeit geknüpft iſt. Ein Vorwurf aber, den man der Verfaſſerin mit Recht machen kann, iſt, einigen Perſonen mehr Lobſprüche zu erteilen, als auf die ſie ſelbſt billigerweiſe hätten Anſpruch machen dürfen. Man kann das aber nicht Schmeichelei nennen, da es Leute waren, von denen ſie in keiner Art etwas hatte, noch je etwas hoffen konnte. So irrig in ſolchen Fällen gewiß auch ihre Meinungen und

Ansichten waren, so ist der doch noch so auffallende Irrtum sichtbare Wahrheit in ihr. Diese Menschen erschienen ihr wirklich so. Sie konnte sogar an sehr uninteressanten Menschen, wenigstens solchen, die es allen übrigen schienen, Gefallen finden. Es gelang ihrem Geist, ihnen irgendeine einzelne anziehende Seite abzugewinnen, und das Gefallen daran trug sich leicht auf die ganze Persönlichkeit über. Was Sie, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Briefe über Selbstkenntnis und Selbsttäuschung sagen, hat mich sehr interessiert. Ich gestehe aber, daß ich Ihre Meinung nicht ganz teilen kann. Ich halte die Selbstkenntnis für schwierig und selten, die Selbsttäuschung dagegen für sehr leicht und gewöhnlich. Es mögen einzelne dahin gelangt sein, das Ziel zu erreichen, und so mache ich Ihnen nicht streitig, daß Sie mit Recht sich richtig und genau zu kennen glauben. Ich möchte aber nicht dasselbe mit gleicher Zuversicht behaupten. Auf den ersten Blick scheint es allerdings leichter, sich selbst als andere zu kennen, da man sich unmittelbar fühlt, von anderen aber nur Äußerungen wahrnimmt, von denen man erst auf den inneren Grund schließen muß, so daß man bei diesem zwiefachen Verfahren auch einem zwiefachen Irrtume ausgesetzt ist. Aber der Beurteilende ist und bleibt doch von dem Beurteilten getrennt und kann unter allen Umständen seine kalte Unparteilichkeit und ruhige Besonnenheit behalten. Er wird nicht notwendig von

dem Gegenstande seiner Beurteilung bestochen oder hingerissen, oder auch gegen ihn eingenommen oder mißtrauisch gemacht. Bei der Selbstprüfung ist man allen diesen Gefahren ausgesetzt. Die beurteilende Kraft wird ewig von ihrem Gegenstande affiziert. Beide tragen einerlei Farbe und Stimmung an sich. Man ist bisweilen ebenso geneigt, sich Fehler anzudichten oder die wirklichen zu vergrößern, als das gerade Gegenteil zu tun. Man beurteilt sich auch ungleich in verschiedenen Momenten. Der oft eintretende Irrtum rührt auch garnicht immer von Mangel an Wahrheitsliebe oder aus Eigendünkel her, sondern entsteht auch bei den reinsten Absichten und dem redlichsten Willen; denn der Irrtum schleicht sich in die Ansicht und in das Gefühl selbst ein. Der Fall scheint mir also garnicht so einfach, daß, wie Sie sagen, die Verfälschung nur durch Eitelkeit zu befürchten wäre. Die Eitelkeit selbst aber ist von so vielfacher Art, daß vielleicht niemand ist, der es wagen möchte, sich ganz frei davon zu nennen. Man ist es von dieser oder jener, aber recht schwer von aller. Einzelne Handlungen und ihre Beweggründe lassen sich noch eher selbst beurteilen. Je mehr es aber auf eine Reihe von Handlungen und den ganzen Charakter ankommt, desto unsicherer wird das eigene Urteil. Darum sind Selbstbiographien nur dann wahrhaft lehrreich, wenn sie eine große Anzahl von Tatsachen enthalten. Die Selbstbetrachtungen können leicht irreführen.

Ihrem am 24. Januar abgegangenen lieben Brief habe ich die Freude zu danken, einmal wieder etwas von Ihnen in recht heiterer Stimmung Geschriebenes gelesen zu haben. Sie wissen, daß mich das schon aus herzlichem Anteil an Ihnen besonders freut, daß ich es aber auch außerdem gern habe und die Stimmung schöner finde, die das Fröhliche recht heiter und das Widrige besonnen und gefaßt aufnimmt. Wenigstens ist es auf jeden Fall eine mehr beglückende. Mögen dann die dem Januar folgenden Monate alle harmlos und friedlich an Ihnen vorübergehen, und keine schmerzlichen Erscheinungen Ihre schöne Stimmung stören. Erhalten Sie Ihre Heiterkeit! Leben Sie wohl! Mit unveränderlicher Teilnahme Ihr H.

Abgegangen den 2. Februar 1835.

Tegel, Februar 1835.

Ich endete meinen Brief mit Wohlgefallen an Ihrer heiteren Stimmung, und fange wieder damit an und komme darauf zurück. Da das Jahr so gut angefangen hat, wird es auch erwünscht enden. Es ist schon viel mit der guten Vorbedeutung gewonnen, und der Aberglaube selbst ist nützlich, wenn er im Vertrauen bestärkt. Denn Hauptereignisse und wahre Unglücksfälle abgerechnet, nehmen die Dinge meistenteils die Farbe der Seele an. Ein Gemüt, das sich meist in Heiterkeit erhält,

ist schon darum so schön, weil es immer auch ein genügsames und anspruchsloses ist. Ich rede natürlich nicht von der durch Leichtsinn entstehenden Sorglosigkeit. Den Leichtsinn schließt schon der Ausdruck der Heiterkeit aus. Denn dies schöne Wort wird in unserer Sprache immer nur im edelsten Sinn genommen. Was heiter macht, ist entweder die ruhig besonnene Klarheit des Geistes und der Gedanken, oder das Bewußtsein einer frohen, aber des Menschen würdigen Empfindung. Man kann nicht Heiterkeit moralisch gebieten, aber nichtsdestoweniger ist sie die Krone schöner Sittlichkeit. Denn die Pflichtmäßigkeit ist nicht der Endpunkt der Moralität, vielmehr nur ihre unerläßliche Grundlage. Das Höchste ist der sittlichschöne Charakter, der durch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, den edlen Widerwillen gegen alles Unreine, Unzarte und Unfeine, und durch die tief empfundene Liebe zum rein Guten und Wahren gebildet wird. In einem solchen Charakter herrcht die Heiterkeit von selbst, wird nur durch wahren Kummer auf Zeiten verdrängt, doch bleibt sie auch da noch, nur in veränderter Gestalt und sich mit der Wehmut vermählend, zurück. So ist sie beglückend und veredelnd zugleich. Daß zur Aufheiterung des Gemüts eine auch heitere Gestaltung der den Menschen zunächst und täglich umgebenden Dinge beiträgt, erkennt niemand so sehr an als ich. Ich bin daher ganz einverstanden mit dem Plan, der Sie zu dem Ende

beſchäftigt, und wünſche von Herzen, daß er gut vonſtatten gehen möge, und bitte Sie, mich von der Ausführung in einigem Detail zu benachrichtigen. . .
Es ſcheint, als könne man den eigentlichen Winter als beendigt anſehen. Solche gelinde Winter wie der diesjährige ſind zwar weniger ſchön für das Auge und gewähren nicht die Wintervergnügungen, aber ſie ſind, was wichtiger iſt, menſchlicher. Die ſtarrenmachende Kälte hat ſchon für die Einbildungskraft, geſchweige für das Gefühl etwas Beengendes und wahrhaft Fürchterliches, der Not nicht zu gedenken, in welche ein ſtrenger Winter die ärmeren Volksklaſſen verſetzt, und der auch durch reiche Almoſen nie ganz abzuhelfen möglich iſt, da ſelbſt wohlhabenden Haushaltungen der Unterſchied eines ſtrengen und gelinden Winters immer fühlbar bleibt.

Den 27. Februar.

Ich bin im Beſitz Ihres Briefes vom 18. d. Monats und danke Ihnen ſehr dafür. Ich freue mich, daß Sie fortfahren, wohl und heiter zu ſein. Leben Sie heute recht wohl! Wenn mein nächſter Brief abgeht, fangen ſchon die erſten Blätter an hervorzubrechen.
Mit unveränderlicher Teilnahme der Ihrige.

H.

Tegel, im März 1835.

Ich erfahre immer nur durch Sie, liebe Charlotte, was man in den Zeitungen von mir ſagt. Diesmal enthält es bloß Wahrheit, inſofern es von meiner Geſundheit handelt. Bis jetzt hat mir der ſonderbare Winter keinerlei Unbequemlichkeit zugefügt, doch hält man ihn für ungeſund.

Wie aber die Leute dazu kommen, ſo oft und ohne alle äußere Veranlaſſung in den Zeitungen von mir zu reden! Es beweiſt recht, wie das Privatgeklatſche zur öffentlichen Sache geworden iſt, da man nicht die Naivität haben muß zu glauben, daß es aus wahrem Anteil geſchehe. Es iſt die Sucht, Neuigkeiten mitzuteilen, welcher Art ſie auch ſein mögen. Ich erinnere mich oft bei ſolchen öffentlichen Erwähnungen, wie auffallend mir der erſte Gedanke daran war. Als ich noch in Göttingen ſtudierte, ſchrieb mir eine Frau, mit der ich im Briefwechſel ſtand: jetzt ſchreibe ich ihr oft, es werde aber eine Zeit kommen, wo ſie nur in Zeitungen von mir leſen würde. Es kam mir damals ganz fabelhaft und abenteuerlich vor, daß mein Name in den Zeitungen ſollte genannt werden. Man miſchte damals noch nicht ſo häufig wie jetzt Privatverhältniſſe den allgemeinen, die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehenden Ereigniſſen bei.

Wenn Sie von Goethes nachgelaſſenen Werken nur vier Bände geleſen haben, ſo fehlen Ihnen

noch elf. Es ſind fünfzehn neue Bände ſeit ſeinem Tode der damals ſchon vollendeten Ausgabe der vierzig Bände hinzugekommen. Die Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte rate ich Ihnen aber ſehr zu leſen, ſie iſt an ſich hübſch und anziehend und umfaßt gerade die Zeit, wo Ewald mit Goethe oft in Offenbach zuſammentraf, ſo daß Sie an dieſer Epoche ein doppeltes Intereſſe finden werden, da Sie Ewald oft von dieſer Zeit ſprechen hörten und Ihre Erinnerungen jener Geſpräche mit den Goetheſchen Erzählungen vergleichen können. Da er ſeine Lebenserzählungen ſelbſt Wahrheit und Dichtung nennt, ſo mag er ſich große Freiheit dabei erlaubt haben. Ich glaube nicht, daß dieſe nachgelaſſenen Schriften ſonſt viel enthalten, das Ihnen nützlich oder angenehm zu leſen ſein könnte. Zu den optiſchen und naturhiſtoriſchen kann ich Ihnen nicht raten, Sie werden von dieſer Lektüre weder augenblickliche Befriedigung, noch irgend ernſthaften Gewinn ziehen.
Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, das den Titel führt: Goethes Briefwechſel mit einem Kinde. Wenn Ihnen dies in die Hände fällt, ſo rate ich Ihnen, es nicht ungeleſen zu laſſen. Sie werden darin große Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß die Verfaſſerin ſehr ausgezeichnet iſt durch Geiſt und Talent. Sie iſt Witwe des als Dichter berühmten Achim von Arnim und Enkelin der als Schrift-

ſtellerin ſo bekannten Frau von Laroche; ihre Mutter war die Brentano, deren auch in Goethes Leben ſo oft erwähnt iſt, und die mehrere Kinder hinterlaſſen hat. Frau von Arnim lebt in Berlin, da ihr Mann in der Nähe Güter beſaß. In ihrer erſten Jugend ging ſie in Frankfurt am Main viel mit Goethes Mutter um, die ſie ſehr lieb gewonnen zu haben ſcheint. Dadurch entſtand die Bekanntſchaft mit Goethe ſelbſt, anfangs nur durch Briefe, nachher perſönlich. Sie hat nun zwei Bände Briefwechſel, teils mit Goethe, teils mit ſeiner Mutter, und einen Band Tagebuch drucken laſſen. Das Hauptthema iſt ihre leidenſchaftliche Liebe zu Goethe. Nebenher kommen aber andere Erzählungen eigener und fremder Lebensereigniſſe, Betrachtungen und Räſonnements darin vor. Von Goethe geben uns dieſe Bände nur etwa dreißig Briefe, von welchen dazu einige nur wenig Zeilen enthalten. Große Anerkennung von Bettinas auch wirklich ſeltenem Geiſte und ihrer wunderbaren Originalität geht allerdings aus dieſen Briefen hervor. Der Briefwechſel fällt in das Jahr 1807 und in die zunächſt darauf folgenden, wo die Verfaſſerin zwar gar kein Kind, ſondern ganz herangewachſen, aber allerdings ſehr jung war. Im ganzen macht das Buch viel Aufſehen und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen vermiſcht iſt, die gewiß allgemein mißfallen. Überhaupt iſt zu bedauern, daß ſich mit der wahren und ſchönen Originalität

ſo manche Züge wunderlicher Launen vermiſchen. Über Goethes Mutter enthält das Buch viele und überaus hübſche Details. Dieſe war, wie es ſcheint, nicht gerade ſehr bedeutend von Geiſt und Charakter; aber ihre Lebendigkeit, ihre Luſt an Menſchen und ſelbſt an Vergnügungen, beſonders eine gewiſſe originelle Stimmung mögen doch auf den Sohn eingewirkt haben. Das Arnimſche Buch liefert recht lebensfriſche Briefe von ihr. Eine durch Tiefe des Gefühls höchſt intereſſante Erzählung in den Briefen der Frau von Arnim iſt die Erzählung des Todes eines Fräuleins von Günderrode, von der Sie gewiß ſchon gehört haben. Sie brachte ſich ſelbſt ums Leben. Eine unglückliche Liebe führte ſie zu dieſem gewaltſamen Entſchluß.

Den 28. März.

(Elf Tage vor dem Tode Wilhelm von Humboldts.)

Ich beſitze ſeit dem 23. Ihren Brief vom 18., liebe Charlotte, habe ihn aber noch nicht ganz geleſen, da ich meinen Augen wenig zutrauen darf, und mir andere Beſchäftigungen dazwiſchen kamen. Mit unveränderlicher, inniger Teilnahme der Ihrige.

H.

Zur Einführung.

»Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es teilen kann!

Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und so innig durchdrungen, als in dem jetzigen Augenblick, da ich mich, auf ungewisse Hoffnung des Wiedersehens, von Ihnen trennen muß!

Pyrmont, den 20. Juli 1788.

Wilhelm von Humboldt.«

So lautete das Stammbuchblatt, das der einundzwanzigjährige Student der Rechte, Wilhelm von Humboldt, der um zwei Jahre jüngeren Pfarrerstochter Charlotte Hildebrand beim Abschiednehmen überreichte. Sie hatte ihren, nach dem plötzlichen Tode der Gattin, erholungsbedürftigen Vater in das herrlich gelegene Modebad begleitet und hier den jungen Aristokraten kennen gelernt, der von Göttingen aus, wo er an der berühmten Georgia Augusta studierte, einen kurzen Ausflug in das schöne Weserland unternommen hatte

und im felben Haufe Wohnung fand, das den Pfarrer Hildebrand mit feiner fchönen Tochter beherbergte. Zwei gleichgeftimmte Seelen hatte das Schickfal hier zufammengeführt, und fchnell war der für Frauenfchönheit empfängliche Jüngling von feiner anmutigen Tifchnachbarin bezaubert, deren große blaue Augen noch fpäter an der Greifin einem Gutzkow auffielen. »Schlank gewachfen, über das Maß der mittleren Größe hinaus, war Charlotte doch von vollen Formen. Ihr frifches Geficht war von reichen blonden Locken umrahmt.«
»Drei glückliche Tage« verlebten die beiden jungen Menfchen im regften Gedankenaustaufch in den herrlichen Alleen und der wundervollen Umgebung des idyllifchen Pyrmont, und dann kam der Abfchied, und man ging in der Hoffnung auf ein baldiges Wiederfehen auseinander. Doch 26 Jahre follten vergehen, bis das Schickfal beide Menfchen wieder zufammenführte, freilich unter ganz anderen Bedingungen, als fie damals hätten ahnen können.
Den weltgewandten Freund ließ der Strudel des Lebens bald das Pyrmonter Erlebnis vergeffen. Ihr aber waren jene Tage »die erften, ungekannten Regungen erfter erwachender Liebe, fo geiftiger Art, wie fie wohl bei der edleren Jugend immer find, und das Stammbuchblatt blieb ihr das einzige Pfand und Siegel der reinften und zugleich der einzigen, wahren Lebensfreude, die ihr das Schickfal

zugewogen«. Und während ihn das Leben faſt mühelos auf die höchſten Höhen geleitete, wurde ſie vom Schickſal ſchwer geprüft, und nichts Bitteres blieb ihr erſpart.

In ſorgloſer Kindheit wuchs Charlotte Hildebrand (im Mai 1769 geboren) auf dem Pfarrhofe zu Lüdenhauſen auf. In dem ſchönen Pfarrhauſe mit ſeinem großen Garten und den geräumigen Wirtſchaftsgebäuden hatten ſchon der Vater und Großvater des Pfarrers Hildebrand das Amt des Geiſtlichen bekleidet, und die Familie gehörte zu den wohlhabenderen unter den Landgeiſtlichen. Während die Mutter Charlottes, mehr praktiſch veranlagt, den großen Haushalt mit Umſicht leitete, war der Vater ein »vielgelehrter, tiefdenkender, in der Ideenwelt lebender, ſogar in Traumviſionen zuweilen bis zum magnetiſchen Hellſehen ſich vertiefender Mann«, der ganz und gar in ſeinen klaſſiſchen Studien aufging. Er leitete ſelbſt den Unterricht ſeiner Kinder, und Charlotte mußte an dem Lateinunterricht, den der Vater den beiden Söhnen erteilte, teilnehmen, während ſie mit ihren Schweſtern die franzöſiſche Sprache bei einer aus der Schweiz ſtammenden Erzieherin lernte, an der Charlotte Zeit ihres Lebens mit rührender Anhänglichkeit hing. Das heranwachſende junge Mädchen, ſchwärmeriſch veranlagt, lebte ganz in der gefühlsſeligen Stimmung, wie ſie damals durch die Romane eines Richardſon gepflegt wurde. Damals

ſchloß ſie auch ihre erſten Freundſchaften, die zum Teil fürs Leben halten ſollten, wie mit dem lippiſchen Generalſuperintendenten Ewald. Eine Freundſchaft mit der Tochter eines Arztes in der kleinen heſſiſchen Univerſität Rinteln war auf ihr Leben von nachhaltigem Einfluß. In der romantiſchen Liebesgeſchichte ihrer Freundin Henriette Lotheiſen ſpielte ſie die Vermittlerin, und dieſe Erlebniſſe wurden auch für ſie von folgenſchwerer Bedeutung, indem ſie unter dem Einfluß der Freundin die Ehe mit einem Manne einging, der ihr als Menſch gleichgültig war, durch den ſie aber Eingang in die Geſellſchaft fand. Schon vor der Pyrmonter Reiſe war ſie die Braut des Dr. Diede geworden, eines wohlhabenden Juriſten, der in der Reſidenz Kaſſel ein großes Haus machte. Die Eltern waren mit dieſer Verbindung nicht einverſtanden, aber doch hielt Charlotte – auch nach der Bekanntſchaft mit Humboldt – an dem Verlöbnis feſt und wurde bald nach dem Tode der Mutter Diedes Gattin. Das geſellſchaftliche Leben in Kaſſel täuſchte ſie anfangs darüber hinweg, daß ihre Ehe nicht glücklich war, aber die Abneigung gegen Diede führte zu einem Bruch, als ſie in ihrem Hauſe, in dem zahlreiche Offiziere verkehrten, die Bekanntſchaft eines Kapitäns von Hanſtein machte und dieſem ihre Neigung zuwandte. Heftige Eiferſuchtsſzenen veranlaßten ſie, ihren Mann zu verlaſſen und zu Hanſtein zu flüchten, auf deſſen Ehrlichkeit ſie baute. Ihre

Ehe wurde geſchieden und ſie ſchuldig geſprochen. Dieſes Ereignis bewirkte, daß ſie bald vereinſamt daſtand; und auch ihr Vater ſagte ſich von ihr los. Nun begannen für ſie ſchwere Jahre der Prüfung, denn Hanſtein, an deſſen Liebe ſie unerſchütterlich glaubte, hielt ſie von Jahr zu Jahr hin, und dennoch konnte ſie ſich nicht von dieſem Manne losreißen. In verſchiedenen Briefen an ihre Geſchwiſter klagt ſie ihre troſtloſe Verzweiflung, die noch durch äußere Not verſtärkt wurde, indem ihr Erbteil, das ihr nach dem im Jahre 1800 erfolgten Tode ihres Vaters zufiel, ſich als weit geringer herausſtellte, als ſie erwartet hatte. Um ſich einen Erwerb zu ſchaffen, zog ſie 1804 nach Braunſchweig, wo ſie durch Handarbeiten ſich ein auskömmliches Daſein zu verſchaffen ſuchte. Dort traf ſie ein ſchwerer Schlag, als ſie die Nachricht von der Verheiratung Hanſteins erhielt, durch die ſie aufs tiefſte erſchüttert wurde. »Ach, ich fühle es zu tief und zu ſtark«, ſchrieb ſie damals an ihre Schweſter, »daß ich ein halbes Menſchenalter mit ſeinen Anſprüchen und Freuden geopfert habe, um es nun zu betrauern, daß ein edler Mann (Du weißt, er war es!) ſich ſelbſt überlebt hat! Das iſt mein Schmerz; nicht daß ich ihn verloren habe – obgleich ich jetzt glaube, daß ich tief im Herzen die Hoffnung, mir ſelbſt unbewußt, genährt habe, er werde einſt als mein Freund mit erhöhter Achtung zurückkehren.«

Nun hielt es ſie nicht länger in Braunſchweig, und ſie zog nach Kaſſel, der Hauptſtadt des ausſchweifenden, leichtlebigen Königs »Luſtik«, wie das Volk Jerôme nannte, zurück. Hier ſchuf ſie ſich durch Vermieten und Anfertigen von »Blumen und Ballgarnituren« einen Unterhalt, der mit den Zinſen ihres Vermögens, das ſie in Braunſchweigiſchen Staatspapieren angelegt hatte, ihr ein auskömmliches Leben geſtattete. Von der klugen, geiſtvollen Frau angezogen, fanden ſich bald zahlreiche intereſſante Perſönlichkeiten in ihrem beſcheidenen Heim ein. Da verlor ſie unerwartet ihr Vermögen, als Napoleon die Staatsſchuld Braunſchweigs nicht anerkannte, und eine neue ſeeliſche Erſchütterung, die ihr eine unglückliche Neigung zu einem Manne brachte, der ſie hätte glücklich machen können, den ſie aber »an ihr welkendes Leben« nicht feſſeln wollte, da ſie ihm »außer einem verſtändigen, veredelten Herzen nichts bieten konnte: keine Jugend, keine Schönheit, kein Vermögen, ja auch leider keine Geſundheit« – warf die ſchwer geprüfte Frau aufs Krankenlager, und aufs neue trug ſie ſich mit dem Gedanken, freiwillig aus dem Leben zu ſcheiden. Die Jahre 1811 bis 1813 gehörten zu den ſchwerſten ihres Lebens. Schließlich verſchlug ſie ihr Geſchick nach Holzminden, wo ſie ſchon einmal nach dem Eheſkandal in Kaſſel geweilt hatte, und hier erinnerte ſie ſich in ihrer Not ihres Jugendfreundes aus Pyrmont, der ihr vielleicht helfen könnte, und am

18. Oktober 1814 schrieb sie an Wilhelm von Humboldt, der damals als preußischer Abgesandter auf dem Wiener Kongresse weilte. Wir wissen, daß dies der Anfang jenes Briefwechsels war, den Humboldt bis zu seinem Tode – zuletzt mit rührender Entsagung – geführt hat, und der Charlotte Diede einen ruhigen Lebensabend geschaffen hat.

Die 26 Jahre, in denen Humboldts Jugendfreundin so ungezählte Leiden auszukosten hatte, hatten aus dem jungen Studenten der Rechte den großen Staatsmann »von perikleischer Hoheit des Sinnes« und Gelehrten werden lassen, dessen Freundschaft die Größten unserer Nation suchten, und der durch seine Taten und Schriften Gewaltiges für die deutsche Kultur geschaffen hat.

Unmittelbar nach jenem Erlebnis in Pyrmont hatte er, der schon vorher in Berlin zu dem Tugendbund mit Henriette Herz und Karl de la Roche gehörte, seine spätere Gattin Karoline von Dacheröden kennen gelernt, die mit Schillers späterer Schwägerin, der nachmaligen Karoline von Wolzogen, ebenfalls in diesem romantischen Freundschaftsbunde aufgenommen war. Schon am 1. September 1788, also wenige Wochen nach dem Zusammentreffen mit Charlotte Hildebrand in Pyrmont, schrieb er einen überschwenglichen Brief an Li, wie Karoline von Dacheröden im Freundeskreise hieß, die im Jahre darauf seine Braut wurde und mit der er seit 1791 achtunddreißig Jahre

eine überaus glückliche Ehe geführt hat, bis ihm der Tod die treue Lebensgefährtin entriß. Wie nur wenigen Sterblichen war es ihm vergönnt, sich sein Leben zu formen, wie es ihm behagte, und ungetrübt durch äußere Widerwärtigkeiten konnte er auf seiner Bahn fortschreiten, die ihn auf die Höhen der Menschheit führte. Auf weiten Reisen nach Frankreich, Spanien, Italien und England hatte er Welt und Menschen kennen gelernt, und nach jahrelanger Muße, in der er sich auf seinen Besitzungen ganz seinen Forschungen widmen konnte, hatte er in der Zeit schwerster vaterländischer Not sein überragendes Wissen und seine Kraft in den Dienst des Vaterlandes gestellt, hatte die Berliner Universität mitbegründet und weilte damals, als Charlotte Diede sich in ihrer Not an ihn wandte, auf dem Wiener Kongreß.

Noch sechs Jahre war er im Dienste des Staates tätig, dann zog er sich ins Privatleben zurück, um »nicht vom Aktentische ins Grab taumeln« zu müssen. Die fünfzehn Jahre, die ihm sein arbeitsreiches Leben noch beschied, widmete er ganz seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als Sprachforscher und Philosoph, und je älter er wurde, desto mehr fesselte ihn sein Schloß in Tegel, in dem ihn der Geist des Altertums aus den herrlichen Bildwerken, die er meist selbst gesammelt hatte, umgab, und als den Weisen von Tegel lernen wir ihn auch aus den »Briefen an eine Freundin« kennen. Und

aus ſeinem tiefen Wiſſen und ſeiner geläuterten Weltanſchauung konnte er nun der Freundin ein Weiſer auf ihrem Pfade werden und ihrem unſtäten Sinn von ſeinem göttlichen Frieden mitteilen.
Ihr aber wurden die Briefe Humboldts »ein verjüngender Quell«, und ſchon 1818 ſchrieb ſie an ihre Schweſter: »Ich genieße überall, wo ich lebe, das Glück, geliebt zu ſein, und habe die Erfahrung gemacht, daß äußeres Glück oder Unglück, Reichtum oder Armut es nicht iſt, was uns geliebt oder geehrt macht, ſondern wir ſelbſt es ſind.« Und als ihr nun der »himmliſche Freund« entriſſen wurde, ſah ſie ſich neuen Sorgen gegenüber, und einige ihrer Freundinnen ließen ihr anonym eine Unterſtüʒung zukommen. Schließlich entſchloß ſich die Greiſin zu einem Bittgeſuch an Friedrich Wilhelm IV., der ſie darauf mit 300 Talern in Gold unterſtüʒte, ſo daß ſie nunmehr ihren Lebensabend ruhig beſchließen konnte.
Die Briefe Humboldts aber ſind ihr ein Troſt in ihrer Einſamkeit, und ſo ſchreibt ſie an ihre Freundin, die ihr bei der Herausgabe behilflich ſein ſoll: »Mit ihnen lebe ich jeʒt und fort und fort. Aus dieſem unerſchöpflichen Schaʒ nehme ich auch jeʒt Troſt und Faſſung, wie ich eine lange Reihe von Jahren alles herausnahm, was ich bedurfte an Rat und Troſt, an Erhebung und Ermutigung, an Beſſerung und Belehrung, an Erleuchtung und Erkenntnis. Sie waren mein einziger Reichtum, ſie beſeelten meine Einſam-

keit und entschädigten mich für so viele Entbehrungen. Jetzt lerne ich etwas, wie ich den großen Schmerz würdig aufnehme und trage, und mit dem Andenken an das, was er mir war, fortlebe.« – Im Jahre 1846 ist auch sie dann zur ewigen Ruhe eingegangen.

Uns Deutschen aber bleiben diese Briefe ein köstliches Vermächtnis eines unserer größten Geistesheroen, eines Mannes, der die Ideale, die er als Seher erschaute, auch in seinem Leben dargestellt hat.

Rostock, im Dezember 1920.

Alfred Huhnhäuser.

Anmerkungen.

Zum Vorbericht. S. 12 Hoffnung des Wiedersehens: Doch geschah es noch zweimal nach vielen Jahren. – Dokument, das hierher gehört: vgl. die Einführung S. 492. – S. 20 als Zusätze nachtragen: Diese Zusätze sind, soweit sie zum Verständnis der Briefe wichtig waren, in den Anmerkungen zu den Briefen mit verwertet.

S. 21 dies Blättchen: vgl. die Einführung S. 492.

S. 32 Welcher Ihrer Pläne ausführbar sein kann: »Von Ihren jetzigen Plänen kann ich keinen billigen und keinen befördern.« In seinen weiteren Ausführungen, die von Charlotte Diede ausgelassen sind, lehnt Humboldt es ab, sie, wie es ihr Wunsch war, in seinem Hause aufzunehmen. – Anweisung: »auf 200 Taler«.

S. 39 Meine kurzen Briefe können Sie eingeschüchtert haben: Dazu bemerkt Charlotte in ihren Zusätzen: »In die Jahre von 1814–20 fielen die großen weltgeschichtlichen Begebenheiten und Wilhelm von Humboldts Staats-Leben und -Wirken. Lange Briefe konnte ich in dieser Zeit nicht bekommen, aber fortwährend empfing ich Zeichen und Beweise des Andenkens und Nachrichten über meine Vermögensangelegenheiten. . . . . Ich durfte mich nicht abhalten lassen, auch wenn ich nur selten und kurze Briefe erhielt, selbst lange Briefe zu schreiben. Doch schrieb ich anfangs nur selten.«

S. 47 Ich sehe Ihrem Entschluß und Ihrer Antwort mit Verlangen entgegen: Darauf hat Charlotte in einem Brief geantwortet, der als einer der wenigen von ihr erhaltenen hier Aufnahme finden möge. »Der Wunsch, den Sie, hochverehrtester Freund, mir in Ihrem letzten Brief aussprechen, ist ein neuer

Beweis Ihrer höchſt gütigen Teilnahme, den ich
ſehr dankbar empfinde und erkenne, und zugleich
tief die Verpflichtung fühle, Ihren Forderungen zu
entſprechen. Zugleich aber geſtehe ich, daß ich
auch erſchreckt bin, indem Schwierigkeiten und
Bedenklichkeiten mir entgegentreten. Zuerſt er-
lauben Sie mir die Einwendung: Wo ſoll ich den
Mut finden, Ihnen, der Sie Welt, Leben, Begeben-
heiten und Menſchen in den größten Erſcheinungen
ſahen, mein Leben in ſeinen Verhängniſſen vor-
zuführen, die, wenn ſie gleich für mich von großer
Wichtigkeit waren, Ihrem Blick ſehr unbedeutend
erſcheinen müſſen. Dann iſt auch vieles durch die
Zeit verblichen, anderes mehr noch weit in die
Vergangenheit zurückgetreten, wodurch ein ſolches
Unternehmen ſehr erſchwert wird. Die freundlich-
ſchmeichelnden Belobungen meines Schreibens
erkenne ich dankbar, ſehe aber zugleich, daß ſie
mich ermutigen ſollen. Ich antworte auf der Stelle,
wie Sie das wollen, um ganz ehrlich den erſten
Eindruck auszuſprechen. Gewähren Sie mir, teuer-
ſter, gütigſter Freund, daß ich die Sache erſt von
allen Seiten ruhig erwäge. Ob ich die mir ange-
borene Schüchternheit, die mich beſchämt zurück-
weiſt, beherrſchen werde? Ich wünſche es und
will es hoffen, da mein Leben, auch in den ver-
wickeltſten Lagen und Verhältniſſen, wie in dem
Innern von Ihnen gekannt, erkannt und verſtanden
ſein möchte, und nur ſo, wie es bisher geſchehen,
in der einfachſten Wahrheit. – Daß ich noch ein-
mal, und nur noch einmal auf Ihre viel zu gütige
Belobung meines Schreibens zurückkomme, ver-
zeihen Sie mir gewiß. Es iſt große, unendliche
Güte, das weiß ich, und kein Spott, ob es vielleicht
den Schein des Spottes haben könnte; denn weſſen
Feder hat einen ähnlichen Zauber wie die Ihrige!
Ich habe nie Anſpruch an Schönſchreiben gemacht;
ich habe mich ſogar vor dem Beſtreben danach ge-
hütet: denn ich meine, es führt dem Charakter
manche Gefahren herbei. Früher als die meiſten

Frauen habe ich viel geſchrieben, teils weil es ſo ſein mußte, teils aus Neigung. Zuerſt achtete ich ſtreng darauf, daß ich mich ſchriftlich wie mündlich ausdrückte; dies iſt Forderung meines Charakters, der das Unwahre und Falſche wegweiſt; dann hütete ich mich vor Übertreibungen, die mir immer zuwider waren. So blieb wohl der Ausdruck meiner Empfindungen einfach und natürlich, um ſo mehr, da mir alles Geſuchte und Schwülſtige ſehr mißfällt. Da ich zugleich früher, als es meiſt der Fall iſt, Geſchäftsſachen beſorgen mußte, machte dies Klarheit der Darſtellung durchaus nötig. Auf dieſe Art gewann ich vielleicht mehr Übung und Gewandtheit im Schreiben, als ich ohne dieſe Notwendigkeit erlangt hätte; ich gewann zugleich dieſe Art der Beſchäftigung zu meiner eigenen Ausbildung lieb und ſchrieb viel für mich ſelbſt. Wie hätte ich ahnen können, daß dieſe Übung mir einſt ſpäter den Weg bahnen würde, mich dem teuern Gegenſtande vieljähriger liebevoller Verehrung wieder zu nahen! In dem, was ich hier ſage, erkennen Sie ſchon meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu gehorchen, und ich darf die Bitte wiederholen: Gewähren Sie mir einige Tage der Überlegung. Nachher will ich Ihnen offen und gerade die Reſultate derſelben mitteilen.
»Eines aber erlauben Sie mir gleich einzuwenden: in dritter Perſon zu Ihnen zu reden; was ich allein für Sie ſchreibe, würde mir einen hindernden Zwang auflegen. Meine Verhängniſſe wie meine Bildung, beides ging aus meinem Innern hervor und wirkte dahin zurück. Tauſend Frauen würden, hätten ſie erlebt, was ich erlebte, ganz andere Schickſale daraus geſtaltet haben. Dieſe über uns gebietende Individualität verſchmilzt mit dem ewig waltenden Geſchicke, wie es ſcheint. Wir können nur handeln, wie wir handeln; vieles, was andere tun, auch wenn wir es nicht tadeln, weiſt, als unvereinbar mit uns ſelbſt, unſer Inneres weg. Über ſolche Begebenheiten läßt ſich nur im

innigſten Vertrauen und in der einfachſten, ich möchte faſt ſagen einfältigſten Wahrheit reden. Dem ſchwergeprüften, gereiften Gemüt iſt der Schein ganz gleichgültig; es bewahrt das tränenſchwer Erlebte, gleich einem Heiligtum, verſchloſſen im Buſen. Allein dem Allwiſſenden und der ewigen Liebe ſchließt es ſich gläubig auf. Auch dem ſo innig und unendlich geliebten Jugendfreund kann und will es eben ſo offen daliegen, und nur ihm allein! Wozu dann eine fremde, eine geſuchte, einengende Form? Ich darf dies einwenden, weil es natürlich iſt, und ich nur für Sie ſchreibe. Ich bin oft aufgefordert, meine Lebensbegebenheiten ſelbſt zu ſchreiben, oder jemand zu autoriſieren und dazu das Material zu geben, aber ich habe es immer verſchmäht. Man gelangt nach ungewöhnlichen Schickſalen dahin, ſie nur in ihren heilbringenden Folgen zu betrachten, ſie mit Ehrfurcht als höhere Fügungen anzuſehen, ja ſelbſt dankbar darauf hinzublicken. Wie wenig iſt am Ende der Bahn daran gelegen, was wir erlebten, wie wichtig, wie unendlich viel, was daraus hervorging! Sollte ich Ihrer Teilnahme gewürdigt, Ihres ſegenreichen Einfluſſes teilhaftig werden, ſo durfte auch nichts anders ſein, als es war. Demohngeachtet iſt es natürlich, daß mich das Zurückrufen einer leidenvollen Vergangenheit ſehr ergreift, und deshalb kann ich nicht gleich eine beſtimmte Antwort geben. Sie wiſſen ſchon aus meinen früheren Briefen, daß ich ungewöhnlich und ungemein viel erlebte. Manche Bilder erbleichen und ſchwanken; ich möchte ſie nicht wieder heraufholen, ja, ich darf das nicht; es würde mich zerſtören, wollte ich zu lange verweilen in düſtern, grauenvollen Gegenden. Sie ſcheinen ſich ſelbſt dieſe Einwendungen gemacht zu haben und wiſſen beſſer, als ich es ſagen kann, daß, wer viel erlebt hat und großen Schmerz kennt, ihn ſchweigend ehrt, nicht davon redet noch reden kann, indes der, der den Schmerz weder kennt noch verſteht, unendlich davon erzählt. Ich erwarte

mit Zuversicht die Antwort und darf sie erwarten, denn Sie zürnen gewiß nicht über meine zaghaften Einwendungen und haben Nachsicht mit meiner Schwäche, indem Sie zugleich erkennen, daß es mein Wunsch und Wille ist, Ihnen zu gehorchen. Vielleicht übersende ich Ihnen schon früher, als Sie es erwarten, einige Bogen als Probe.«

S. 51 Ich war in Düsseldorf bei Jacobi: Der Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819), den Humboldt im Herbst 1788 auf seiner Rheinreise kennen gelernt hatte. Er schreibt damals in einem Briefe an Georg Forster, mit dem er kurz vorher enge Freundschaft geschlossen hatte, folgendes über diese Begegnung mit Jacobi: »Sein Umgang war mir über alles interessant. Er ist ein so vortrefflicher Kopf, so reich an neuen, großen und tiefen Ideen, die er in seiner so lebhaften Sprache vorträgt; sein Charakter scheint so edel zu sein, daß ich in der Tat nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat. Er hat mir erlaubt und versprochen, die Verbindung durch einen Briefwechsel zu unterhalten.«

S. 54 Ihr alter väterlicher Freund Ewald: Johann Ludwig Ewald (1747–1822), Pfarrer, später Generalsuperintendent und Konsistorialrat, wird des öfteren in den Briefen erwähnt.

S. 92 Die Kraft abgewinnt, zu erscheinen: hierüber gibt Charlotte in ihren Zusätzen folgende Ausführungen:

»Es möchte eine Erklärung nötig sein über die dunkeln Andeutungen, welche dieser Brief enthält. Zwar bin ich nicht imstande, die Rätsel zu lösen, nur erzählen kann ich das Geheimnisvolle, was Wilhelm von Humboldt so sehr interessierte. Es schien nämlich ganz unzweifelhaft, daß etwas Geheimnisvolles, ja in ein unsichtbares Bereich Gehörendes, nie Aufgehelltes (so sorgfältig auch danach geforscht wurde) in meinem Vater lag. Auch war er sich dessen wohl bewußt. Ohne erfreut oder niedergeschlagen darüber zu sein, sprach er

wohl darüber, erzählte mehrere Erfahrungen aus verſchiedenen Epochen ſeines Lebens, ernſt, würdig, ohne feſten Glauben, ohne Furcht, aber auch ohne ſpöttiſches, ſtarkgeiſteriſches Verwerfen. Er pflegte wohl zu ſagen: den Zuſammenhang zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Welt hat noch niemand durchſchaut und erkannt.
Es waren weniger Erſcheinungen als Wahrnehmungen durchs Gehör; laute, ja lärmende Bewegungen in den von ihm bewohnten oder benutzten Zimmern, oft alsbald wenn er ſie verließ, nie während ſeiner Gegenwart. Dieſe Geräuſche waren dem Beſchäftigungsgeräuſche gleich, das er in einem eigentlich gelehrten Leben durch die damit verbundenen Bewegungen erregte: Kramen zwiſchen Büchern, Schriften und Papieren, Zuſammenrücken der Tiſche, Herbeiziehen der Stühle, bald langſames, bald ſchnelles Hin- und Hergehen – alles ebenſo, nur lauter, als es mein Vater betrieb, ſo daß Mutter und Kinder im unteren Stock oft glaubten, der Vater ſei zu Hauſe. Dieſer pflegte, wenn es das Wetter erlaubte, mittags vor Tiſch eine Stunde ſpazieren zu gehen oder zu reiten. Er hatte die Gewohnheit, dann ſeine Arbeitsſtube zu verſchließen und den Schlüſſel einzuſtecken. In dieſen Mittagsſtunden war das Lärmen am lauteſten. Sehr oft, wenn er zu Tiſch kam, war er ernſt, etwas düſter und ſchweigend, aß wenig oder auch garnichts. Ein andermal erzählte er, ruhig immer, doch oft mit umwölkter Stirn: wenn er den Schlüſſel einſtecke und aufſchließen wolle, ſcheine es, als ob der unſichtbare Teilnehmer des Zimmers, gleichſam als werde er überraſcht, ſchnell aufſpringe und mit Poltern, Umwerfen der Stühle in das Nebenzimmer eile, das aber immer von beiden Seiten verriegelt war. Sehr oft ſei es ſo, daß er glauben müſſe, es habe ſich jemand auf ſein Arbeitszimmer und zu ſeinen Papieren geſchlichen. Trete er aber ein, finde er alles ungeändert, ſo wie er es verlaſſen, Bücher, Papiere, Federn uſw., alles am gewohnten Platz,

den Stuhl wie den Tisch, an dem er zu schreiben pflegte, unverrückt. Die Mutter, die manche häusliche Geschäfte in einem benachbarten Zimmer, auf demselben Gange, in demselben Stock vorzunehmen pflegte, sagte wohl zu ihren heranwachsenden Kindern: Gott verzeih' mir ~ ich glaube, Euer Vater ist doppelt! ~ Was das Grauenhafte ungemein verminderte, war, daß die Nächte und auch die Nachmittage still waren. Vormittags, besonders aber in den Mittagsstunden, waren länger als ein Jahr polternde Geräusche, was auch Besuchende wahrnahmen. Wirklich niederschlagend war es, daß alle Wahrnehmungen nicht bloß an sich unerfreulich waren, sondern daß auch kein tieferer Gehalt darin erkannt werden konnte. Sie waren weder anzeigend, noch warnend, noch weniger erhebend oder tröstend, alles sah wie ein Spiel böswilliger Geister aus, die nur Schrecken und Grauen erregen wollten. Indes übte auch hier Gewohnheit ihr Recht. Wir hatten uns fast an die unheimlichen Unsichtbaren gewöhnt, und da sie uns nicht weiter schädlich berührten, ließen wir sie meist unbeachtet. Wie viele Nachforschungen und Untersuchungen man auch vornahm, keine derselben brachte erklärende Resultate. Mit dem Tode der Mutter, der früh erfolgte, verstummte alles Unheimliche, als ob es Anzeichen dieses Trauerfalles habe sein sollen.«

S. 111 Diese Träume, dieser gewissermaßen natürliche Magnetismus: Dazu gibt Charlotte folgenden Zusatz:

»Die Hindeutung auf gewissermaßen natürlichmagnetische Träume, deren hier gedacht wird, möchte noch einige, wenn auch nicht erklärende, doch deutlicher machende Worte erfordern, über eine seltsame und gewiß seltene physiologische Stimmung, wie solche mir durch oft wiederholte, immer gleiche Erzählung bekannt worden ist, ohne Aufschluß erhalten zu haben oder geben zu können. Mein Vater erkrankte schwer und langwierig in

meiner früheften Kindheit. Gegen alle Erwartung der Ärzte wurde er erhalten und gerettet durch eine fchwere Operation, die ein fehr gefchickter Wundarzt, der hinzugezogen wurde, verrichtete. Derfelbe wurde nach erfolgter gänzlicher Genefung des Vaters von der Familie wie ein teurer Wohltäter geliebt und verehrt, und beide Häufer kamen in innige Verhältniffe, um fo mehr, da groß und klein von gleichem Alter waren. Im nächften Frühjahr wurde der erfte Befuch in die benachbarte Stadt, zum Doktor und Regimentsarzt M., gemacht. Diefer kleine, fröhliche Ausflug war für uns alle ein wahres Feft. Schon beim Stillhalten des Wagens, bei dem Ausfteigen, bei dem Eintritt in den Hausflur wurde mein Vater ftill und beftürzt, mehr noch beim Eintritt in die Wohnftube. Das M-fche Haus war alt und winkelig, man fand fich nicht gleich darin zurecht, und ein verfteckter Gang führte in einen kleinen Garten, von den Kindern der Irrgarten genannt. Nach dem erften Empfange follten nun erft den Gäften ihre Zimmer angewiefen werden. Jetzt nahm der Gaft den Hausherrn an den Arm, mit den Worten: »Nun will ich Sie führen.« Schweigend brachte er ihn erft in die Gaftzimmer, dann durch alle Räumlichkeiten durch, vor dem Eintritt in jede Stube und Kammer die Beftimmung derfelben bemerkend, und zuletzt auch kannte er den verfteckten Gartenweg. Faft genauer als im eigenen Haufe kennt er hier jedes Möbel und gibt der erftaunten Gefellfchaft folgenden Auffchluß: während feiner dreimonatigen fchweren Krankheit habe ihn jeder matte Krankenfchlummer in dies Haus gebracht; er habe in allen diefen Räumen fo oft und fo lange verweilt, daß er alles aufs genauefte kenne. Da er aber den Schauplatz feiner Träume nie gefehen habe, es alfo keine Erinnerungen fein konnten, welche in der kranken Einbildung wieder auffliegen, fo habe er es ganz natürlich für phantaftifche, kranke Traumbilder gehalten, ohne weiter darauf zu achten. Man möge

nun sein Erstaunen nachempfinden, wie er schon beim Stillhalten des Wagens, schon beim äußeren Anblick des Hauses, und immer mehr und mehr, seine Traumbilder verwirklicht sehe!

Er mochte gern bei dieser sonderbaren Erscheinung seines inneren Sehvermögens verweilen und erzählte diese Erfahrung gern, und immer getreu dasselbe, so daß ich es ebenfalls getreu wiedergeben kann. Nie ist uns über die sonderbare Sache, die für Wilhelm von Humboldt lebhaftes Interesse hatte, und die er natürlichen Magnetismus nannte, ein näherer Aufschluß geworden. Wer möchte sich ein ähnliches inneres Vermögen wünschen!« – Zschokke gedenkt in seiner Selbstschau eines ähnlichen inneren Sehvermögens, doch auch sehr verschieden, da es fremde Begebenheiten, und selbst Heimlichkeiten anderer, vorüberführt.

S. 166 wo Sie mich ganz mißverstanden haben: An dieser Stelle wie auch zu Anfang des Briefes hat Charlotte das Original Humboldts gekürzt. (Vgl. hierzu die Leitzmannschen Forschungen, vor allem eine handschriftliche Notiz Charlottes zu diesem Brief.)

S. 184 An Tegel hänge ich: Über das Schloß Tegel und seinen Bildsäulenschmuck berichtet auch Fontane in seinen Wanderungen durch die Mark im dritten Band.

S. 187 ein so stattliches Schloß scheint: Schloß Tegel, 1660 vom Großen Kurfürsten als Jagdschloß erbaut, ging 1765 in den Besitz des Majors Georg Alexander von Humboldt über. Nach dem Tode des Vaters (1779) besaßen die beiden Brüder das Schloß gemeinsam. 1802 übernahm es Wilhelm von Humboldt allein. 1822–24 wurde es von Schinkel völlig umgebaut.

S. 235 Frau von Laroche: Sophie von Laroche (1731 bis 1807), die Jugendgeliebte Wielands, Schriftstellerin, wird in Goethes »Dichtung und Wahrheit« an verschiedenen Stellen erwähnt.

S. 251 Therese Huber, Schriftstellerin (1764–1829), Tochter des Göttinger Gelehrten Heyne, war mit Georg Forster, dem Freunde Humboldts, und später mit dem Schriftsteller Ferdinand Ludwig Huber verheiratet.
S. 364 Sie erwähnen der neusten unruhigen Auftritte: Gemeint sind Volkserhebungen des Jahres 1830. Am 25. August war auch in Belgien die Revolution ausgebrochen.
S. 389 Die Ungewißheit der Zeiten: Zusatz von Charlotte: »In dieser Zeit erschien die gefürchtete Cholera in ganz Deutschland und setzte, wie es je der erfahren hat, alles in Furcht und Schrecken.«
S. 421 Der Stelle in der Delphine: »Frau von Staël stellt nämlich in der Delphine den Satz auf, daß für das Alter oder die späteren Jahre, wo man allein stehe, die Ehe nötig und erwünscht sei. Die Jugend finde überall ihre Freuden.« (Anm. von Charlotte.)
S. 491 Zum Brief vom 28. März schreibt Charlotte: »So kam der 8. April heran und brachte mir von unbekannter Hand vom 4. April die Nachricht »einer gewiß vorübergehenden Erkrankung« so schonend als möglich. Es war der Todestag von Wilhelm von Humboldt, als ich die Nachricht von unbekannter Hand erhielt.«

Dieses Buch wurde als II. Band der Jahresreihe 1920/21 ausschließlich für die Mitglieder des Volksverbandes der Bücherfreunde hergestellt. Den Druck besorgten Gebr. Mann in Berlin in der Behrens-Mediäval von Gebr. Klingspor in Offenbach a. M. Den Einbandentwurf zeichnete Grete Schmedes. Gebunden in der Buchbinderei von Wilhelm Kämmerer.

S. 50 Landprediger

S. 60 Kritik um 1788?

S. 96 Wissenschaft

S. 103 Ottmachau

S. 122 Die Bibel

S. 185 Goethe / 238 / 359-60 / 444 / 447
452 / 456 / 468

90
S. 486 Nachschrift

S. 225 die geistige Gemeinschaft

Briefe von Wilhelm von Humboldt
an eine Freundin.

S 418 Schleiermacher